WILFRED von OVEN

MIT GOEBBELS BIS ZUM ENDE

Wilfred von Oven

MIT GOEBBELS BIS ZUM ENDE

WILFRED VON OVEN

MIT GOEBBELS BIS ZUM ENDE

I. BAND

DÜRER-VERLAG, BUENOS AIRES

Einband und Schutzumschlag:
Werner Wolters

Copyright 1949 by Editorial Dürer S. R. L.
Alle Rechte vorbehalten — Todos los derechos reservados
Queda hecho el depósito que marca la ley

Este libro se terminó de imprimir a los 5 días del mes de Noviembre de 1949 en los talleres de la Imprenta „Mercur", Rioja 674, Buenos Aires.

VORWORT

Wer sich mit der Hitler-Zeit in Deutschland publizistisch beschäftigt, und sei es auch nur, indem er Tagebuchaufzeichnungen aus dieser Zeit veröffentlicht, der muß sich notgedrungen kritisch mit ihr auseinandersetzen.

Vorwegnehmend: Ich habe keine der landläufigen „Entlastungsgründe" im Sinne des Entnazifizierungsgesetzes anzuführen. Ich bin nicht „gezwungen" worden, in die Partei oder die Wehrmacht einzutreten. Ich habe bis zum letzten Tage des Krieges alles getan, was in meinen Kräften stand, um den Sieg herbeizuführen oder doch die Niederlage und all das Furchtbare verhüten zu helfen, das aus ihr für das deutsche Volk entstehen mußte. Ich weiß heute zwar, daß die Sache, der ich mit voller Hingebung diente, nicht die gleiche war, als die sie in meinem damaligen Bewußtsein bestand. Aber alles, was inzwischen vor der Weltöffentlichkeit offenbar geworden ist, kann mir nicht das Bewußtsein nehmen, in gutem Glauben gehandelt und für diesen guten Glauben all meine Kraft eingesetzt zu haben.

Ja, hast du denn wirklich nichts von all den Verbrechen, von all der Verworfenheit und Schlechtigkeit eurer Führer und eures Systems gewußt? Diese Frage, die mir von vielen gestellt wird, die meine Stellung in den letzten zwei Jahren des Dritten Reiches kennen, kann ich mit gutem Gewissen verneinen. Und ich stelle hier noch einmal ausdrücklich fest: Ich habe von keiner Gaskammer, von keinen Massenvernichtungen und von keinem anderen Verbrechen gewußt, die selbst unter Berücksichtigung aller Umstände, die ein totaler, grausamer und schließlich von beiden Seiten weit von aller Menschlichkeit entfernt geführter Krieg mit sich brachte, nach unverrückbaren moralischen Maßstäben verurteilt werden müßten.

Ich gebe andererseits zu, daß ich von vielem gewußt habe, was dem Durchschnittsbürger des Dritten Reiches verborgen war: Von der Minderwertigkeit und Korruption eines großen Teiles unserer Parteiführerschaft, von dem Durcheinander in unserer Regierung, von vielen unerträglichen Auswüchsen des autoritären Systems und manchem anderen mehr. Und ich bekenne, daß mir all dies tiefe Sorge bereitet hat. Ich war mir mit vielen Gleichgesinnten, in erster Linie Frontkameraden des Heeres und der Waffen-SS, darüber einig, daß diese Zustände untragbar wären und radikal abgestellt werden müßten. Aber wir waren uns gleichfalls darüber einig, daß der Krieg erst gewonnen werden müßte. Wir gaben uns nicht wie die Männer des 20. Juli der trügerischen Hoffnung hin, im Ausland irgendwelche Unterstützung bei einem etwaigen Versuch zu finden, das braune System zu stürzen, sondern wir glaubten den Vansittard und Morgenthau, die keinen Zweifel daran gelassen hatten, daß sich dieser Krieg gegen das deutsche Volk als solches richte.

Ich möchte keineswegs den Eindruck erwecken, als sei ich einer der „Widerstandskämpfer" oder der „Offiziere gegen Hitler" gewesen, die nach der Kapitulation wie die Pilze nach dem Regen aus der Erde schossen. Wir sind glücklicherweise nie in den furchtbaren Gewissenskonflikt geraten, unseren freiwillig geleisteten Fahneneid brechen zu müssen. Wir wußten, daß Hitler das fertig gebracht hatte, was seit 1918 *keinem anderen gelungen war: dem deutschen Volk Arbeit und Brot, Wohlstand und Glück und das Gefühl nationaler Freiheit und Würde wiedergegeben zu haben und den verhängnisvollen Gedanken des marxistischen Klassenkampfes in Deutschland durch die Tat überwunden zu haben. Und darum kämpften wir und mit uns die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes für ihn und seine Sache.*

Was ich mit der Veröffentlichung dieser Tagebuchblätter bezwecke ist: einer den deutschen Ereignissen fernstehenden Oeffentlichkeit einen Blick in die Zusammenhänge zu vermitteln, aus denen heraus allein verständlich wird, was sich bis 1945 *in Deutschland ereignete. Zu diesem Zweck scheue ich mich nicht, den Schleier der Vertraulichkeit zu lüften, der über jedem persönlichen Tagebuch liegt, besonders aber, wenn es Enthüllungen über einen Verstorbenen enthält. Mir liegt daran, dem Leser ein unverfälschtes Bild von dem letzten Akt der deutschen Tragödie zu vermitteln, so wie sie ein guter Durchschnittsdeutscher erlebte, der durch Zufall in einer wichtigen Schaltstelle des Dritten Reiches eingebaut worden war.*

Ich will mit der Veröffentlichung dieser Tagebücher nicht eine Meinung vertreten, sondern eine Erklärung für das Verhalten des überwiegenden Teiles unseres Volkes in diesem Kriege geben.

Die wichtigsten Teile der Tagebücher sind wörtliche Ausführungen von Dr. Goebbels, die meist unmittelbar nach den betreffenden Unterhaltungen niedergeschrieben oder wenigstens skizziert wurden. Ihren Wahrheitsgehalt kann ich nicht nachprüfen. Wofür ich mich verbürgen kann, ist lediglich, daß sie so, wie ich sie wiedergebe, gemacht wurden.

Zum Verständnis meiner Tagebücher läßt es sich nicht vermeiden, einige kurze Angaben aus meinem Leben zu machen, das — wie das von Millionen Deutschen zwischen 18 *und* 40 *Jahren — bestimmt wurde von dem Geschehen zwischen den beiden Weltkriegen. Man möge mir diese autobiographische Abschweifung nicht als Unbescheidenheit auslegen.*

Wenn ich die hinter mir liegenden 35 *Jahre meines Lebens überblicke, muß ich sagen, daß es meistens anders kommt, als man denkt. Mein Vater z. B. dachte, als er im Sommer* 1914 *von Südamerika aus seinen fälligen Europa-Urlaub antrat, bestimmt nicht daran, daß dieser Urlaub für ihn auf den Schlachtfeldern der Champagne enden würde, wo er von einer französischen Granate zerrissen wurde. Und seine Frau hätte, als sie damals mit ihm zusammen deutschen Boden betrat, ebenso wenig geglaubt, daß sie auf diesem deutschen Boden als Witwe und Mutter von vier Kindern zwei furchtbare Weltkriege würde erleben müssen. Sie*

hatte ihre liebe Not, sich und ihre Kinder durchzubringen. Wir lernten früh zu hungern. Ich war sechs Jahre alt, als der erste Weltkrieg zu Ende war. Meine außergewöhnliche Schlankheit habe ich seit damals beibehalten ebenso wie die Fähigkeit, notfalls mit geringsten Mengen an leiblicher Nahrung auszukommen. Beides ist sehr wertvoll.

Wir vier Geschwister blieben jedenfalls trotz Unterernährung und Grippe am Leben. Meine Zukunft war klar vorgezeichnet. Ich war ein guter Schüler. Mein Abitur machte ich mit 17 Jahren. Fremde Sprachen gingen mir leicht ein. Ich sollte Kaufmann werden. Die Firma meines Vaters, ein angesehenes Bank- und Exporthaus, übernahm meine Ausbildung.

Doch das Schicksal machte wieder einen Strich durch die Rechnung. Die Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre brachte die Pleite auch in unser Haus. Plötzlich war ich einer der damals 6½ Millionen Erwerbslosen in Deutschland. Ich stand an den Stempelstellen. Ich schrieb jeden Tag unzählige Bewerbungsschreiben, die alle unbeantwortet blieben. Ich marschierte bei den Erwerbslosendemonstrationen mit. Ich schrie im Lustgarten und auf dem Gendarmenmarkt „Hoch" und „Nieder" und bekam den Gummiknüppel der Polizei zu spüren. Und eines Tages war ich in der SA. National und sozialistisch — das schien mir die richtige Lösung zu sein. Wir schlugen uns mit den Kommunisten, klebten Plakate, beschmierten Hauswände und Zäune mit Kampfparolen, verteilten Flugblätter in den Arbeitervierteln, wurden arrestiert, bekamen Prügel oder verteilten welche und hofften auf den baldigen Anbruch des Dritten Reiches.

Mit der Partei, ihrer Organisation und Führung hatte ich, obwohl ich ihr angehörte, anfänglich kaum zu tun. Als ich sie später näher kennen lernte, kamen mir doch einige Bedenken. Vielleicht war auch meine Sturm- und Drang-Periode vorbei. Jedenfalls hatte ich plötzlich die Nase voll. Im Mai 1932 trat ich aus Partei und SA aus. Mein alter Zellenleiter schüttelte den Kopf: „Wie können Sie nur, wo wir dicht vor der Machtübernahme sind!" Mir war's gleichgültig.

Da lernte ich durch Zufall einen Schriftsteller kennen. Er war russischer Emigrant, der seine von den Bolschewisten vergewaltigte Heimat freiwillig verlassen hatte. Er suchte einen Sekretär. Und da ich Schreibmaschine schreiben konnte und sowieso gerade nichts zu tun hatte, taten wir uns zusammen. Zu tun bekam ich eine Menge. Wir saßen manchmal ganze Nächte vor der Schreibmaschine, bis die Aschenbecher mit zahllosen Zigarettenstummeln und die Tassen mit dickem, schwarzem Kaffeegrund gefüllt waren. Er dichtete und ich schrieb. Ich war nicht mehr arbeitslos. Verdienen freilich tat ich trotzdem nichts.

Ich versuchte es auch mit Novellen und Kurzgeschichten. Zum Beruf aber wurde meine Schreiberei erst, als ich die Dichtversuche unterließ und mich den Tatsachen zuwendete. Ich wurde Journalist. Durch einen glücklichen Zufall kam ich als Kriegskorrespondent des Scherl-

Verlages, für den ich damals arbeitete, ins bürgerkriegdurchtobte Spanien. Meine Berichte über den Kampf der deutschen Legion Condor gegen die Roten waren die ersten über dies bislang streng geheimgehaltene Thema. Sie wirkten sensationell. Von jetzt an war mein Weg als Kriegsberichter festgelegt.

Dieser Beruf gab mir große Befriedigung. Als ich eines Tages ins Propagandaministerium bestellt und gefragt wurde, ob ich mich im Fall eines Krieges (der hoffentlich verhütet werden könne) als Kriegsberichter zur Verfügung stelle, sagte ich zu. Im August 1939 erhielt ich meine Einberufung. Kurze militärische Ausbildung, Polenfeldzug, Lehrgänge, Westfeldzug, Beförderungen, Balkanfeldzug, Auszeichnungen fachlicher und militärischer Art. Dann begann der Krieg im Osten. Es wurde blutiger Ernst. Wir kämpften uns im Panzer bis in den Kaukasus. Und dann kam plötzlich jenes Fernschreiben, das mein Leben wieder einmal in ganz andere Bahnen lenken sollte. Hier beginnen meine Tagebuchaufzeichnungen.

Wilfred v. Oven.

VON DER FRONT NACH BERLIN

Am Kaukasus — Nach Berlin befohlen — Die Etappe

Neujahr 1943. Vor Tuapse (Schwarzes Meer).

Seit Monaten und Monaten könnte diese vage Ortsbezeichnung nun schon über den Eintragungen meines Tagebuches stehen — wenn ich inzwischen welche gemacht hätte. Seit der Vormarsch durch den Kaukasus im vorigen Herbst zum Stehen kam, habe ich nichts mehr geschrieben. War auch nicht viel Erfreuliches zu berichten. Warum mußten wir bloß gerade in dieser erbärmlichen Ecke der Sowjet-Union hängen bleiben? Die Perlen Rußlands, die Don- und Kubanniederung, diese Gärten Gottes mit ihrer unendlichen Fruchtbarkeit, ihrer Schönheit und ihren liebenswerten Menschen, sie haben wir im Blitztempo durchmessen. Da rollten die Panzer und motorisierten Kolonnen Tag und Nacht, und es blieb kaum Zeit, im Vorbeifahren eine jener zuckersüßen, rotfleischigen Buttermelonen zu essen, wobei der überreichliche Saft im staubverkrusteten Gesicht kleine, klebrige Rinnsale hinterließ. Noch ein, zwei Tage Vormarsch in diesem Tempo, dann mußten wir am Meer sein.

Seltsam, welche Anziehungskraft das Meer auf den vormarschierenden Soldaten ausübt. Wie oft erlebten wir das schon in diesem Krieg! Blitzmarsch durch Frankreich zum Atlantik. Vorstoß durch Jugoslavien zur Adria. Mariopol am Asowschen Meer, wo wir im ersten russischen Kriegsjahr Winterquartiere bezogen. Am Meer endet nun einmal jeder Vormarsch für den Landsoldaten. Tuapse hieß damals das Ziel. Höchstwahrscheinlich ein trauriges, zerschossenes und zerbombtes Kaff wie alle Ortschaften in diesem heiß-umkämpften Land. Aber doch das Ziel. Ende der Strapazen, vielleicht ein festes Dach über dem Kopf, vielleicht ein Soldatenheim, Frontkino, Mädchen ...

Aber nichts verwirklichte sich von diesen freundlichen Vorstellungen. Im Nachbarabschnitt wurde Noworossijsk genommen. Die Kameraden hatten es geschafft. Sie waren am Meer. Wir aber blieben stecken. Hoffnungslos stecken. Hinter Chadyshenskaja fing die Schweinerei an. Urwald, regelrechter, dichter Urwald. Wenn da ein Baumriese quer über die einzige Vormarschstraße liegt, kann kein Fahrzeug mehr weiter. Und der Iwan hat sich die Mühe gemacht, eine Baumsperre hinter der anderen auf dieser einzigen Urwaldstraße anzulegen. Hat sich dann so ein kilometerlanger Wurm von Fahrzeugen festgefahren, so recht eines hinter dem anderen, daß es nicht mehr vor noch rückwärts geht, dann — husch — sind die Ratas da. Dicht über die Baumwipfel brausen sie und feuern aus allen Löchern in den lahmen eisernen Wurm. Und wenn die Fla-MG's zu tacken anfangen, sind sie schon längst wieder über alle Berge. Ein Kilometer ausgebrannter Autowracks, das ist eine Sperre, die kein Pionier kunstgerechter und dauerhafter anlegen könnte.

Ja, so fing es an. Wir waren mit unserer Panzerarmee in diesen Urwald wie das Vieh ins Feuer gelaufen. Die Spitzendivision „SS Wiking" hatte wieder einmal schwere Verluste. Sie wurde zur Auffrischung herausgezogen. Statt dessen bekamen wir zwei frische Jägerdivisionen. Anscheinend hat man oben endlich erkannt, daß ein Urwald nicht das ideale Kampfgelände für eine Panzerarmee ist. Manchmal kommen mir doch erhebliche Zweifel an der Erleuchtung unserer oberen und obersten Führung. Aber schließlich, Pannen passieren überall, und die bisherigen glänzenden Erfolge unserer Gesamtkriegführung geben uns kein Recht zu kleinlicher Kritik, wenn mal etwas schief geht.

Jedenfalls sitzen wir seit damals im Dreck fest. Zwar sind wir noch ein ganzes Stück über Chadyshenskaja hinausgekommen; aber immer nur schrittweise, Meter um Meter fast, unter schwersten Kämpfen und erheblichen Verlusten. Und Tuapse ist immer noch unerreichbar. Seit dem Einbruch des Winters ist jede Bewegung zwischen den sich unendlich aneinanderreihenden Schluchten erstarrt. Wir sitzen in guten, festen Stellungen. Die Russen in ebensolchen. Uns kriegt hier keiner raus. Sie aber auch nicht. Wir haben zur Zeit auch andere Sorgen: Daß man mit dem triefend nassen Holz den Bunker warm bekommt, daß die Verpflegung auf den glitschigen Saumpfaden herankommt, daß man bei der Postausgabe mal wieder mit dabei ist. Wie lange soll das weitergehen? Alles hofft auf den Frühling.

8. Januar 1943.

Eben ist der Kradmelder von der Armee in Beloretschenskaja gekommen und hat ein Fernschreiben mitgebracht. Sein Text lautet: „Lt. v. Oven wird zu besonderer Verwendung nach Berlin befohlen. Meldung in Winniza nach Übergabe der Geschäfte. Abmarsch sofort. Gez. Diedrichsdorf, Hptm. u. Kompanieführer." Ich habe mir das Fernschreiben erst ein paarmal durchlesen müssen, ehe mir so recht klar wird, was diese wenigen dienstlichen Zeilen bedeuten. „Mensch, Binski" sage ich zu meinem Zugschreiber, „haben Sie das gelesen?" Und mir wird auf einmal klar, daß dies das Ende eines Daseins in Dreck und Kälte, Primitivität und Stumpfsinn bedeutet. Ein Federbett, ein weiß gedeckter Tisch, ein dampfendes Bad, knusprige Brötchen, ein weißer Kragen: Wie eine Fatamorgana ziehen die Bilder einer friedlichen Welt ohne Feuerüberfälle, ohne Läuse und Durchfall an meinem geistigen Auge vorbei. Ich denke an Frau und Kinder, und ein Vorgefühl der Geborgenheit der Heimat wärmt mein Inneres. Binski steht immer noch in dienstlicher Haltung da. Außer einem „Jawoll, Herr Leutnant!" hat er nichts vorgebracht. Und wie ich ihn jetzt ansehe, da kommt mir auch die andere Seite dieses Befehls zu Bewußtsein. Und die heißt: Abschied vom Haufen! Abschied von den Kameraden, mit denen man durch halb Europa gezogen ist, im Dreck eines halben Dutzend Länder gelegen hat; mit denen man zusammen gezittert und gelacht, getrunken und geschwitzt, sein vermeintliches letztes Stündlein verbracht und irgendwo in einer dreckigen Panjehütte auf Du und Du getrunken hat, und deren jeden man besser kennt als Freund und Bruder. Man ist ein Teil dieses Haufens geworden. „Verschworene Gemeinschaft" heißt es immer so schön. Und wie an all den abgenutzten Schlagworten unserer NS Terminologie, so ist auch an diesem etwas Richtiges und sehr Wahres. Und die Teilhaberschaft an dieser Gemeinschaft, die verliert man nun freilich.

So kommt es zu dem lachenden und dem weinenden Auge, mit dem ich noch an diesem Abend Abschied nehme. Wir sind im Standquartier des Zuges in Chadyshenskaja. Matuschka hat tüchtig eingeheizt. Sie backt uns Plinsen. Binski hat aus einem seiner unergründlichen Geheimbestände noch eine Flasche Marketenderschnaps hervorgezaubert. Wir trinken, rauchen, singen und erzählen von alten Zeiten. „Weißt du noch ...? Bei Maikop ... und Rostow ... und Dnjepropetrowsk ... und Uman ...? Als der „Iwan vom Dienst" seine

nächtliche Runde macht und seine Bomben in die Gegend klekkern läßt, haben wir längst die Decken über dem Kopf. Wodka ist das beste Schlafmittel. Und doch liege ich noch lange wach, sehe von fern das Aufleuchten der Leuchtkugeln, höre das Takken eines MG's. Meine Gedanken gehen hin und her zwischen hier und der Heimat ...

Winniza, 11. Januar 1943.

Ich sitze in einem blitzsauberen, kleinen Zimmer. Vor mir auf dem Tisch ein Radioapparat, aus dessen Lautsprecher Tanzmusik von irgendeinem Soldatensender kommt. Ein Spind, zwei Stühle, ein Metallständer mit Waschschüssel und Kanne und ein eisernes Bett mit weißer Wäsche. Der Fußboden ist mit grünem Linoleum ausgelegt und spiegelblank gebohnert. Gewiß kein Luxus. Es sind die Requisiten jeder Heeresunterkunftsverwaltung vom Typ 08—15. Anspruchsloser ist keine Kaserne des Heimatkriegsgebietes eingerichtet. Und doch, welch Hauch von Kultur und Wohlleben, welche Zusammenballung von Zivilisation, für jemand, der gewohnt ist, in Erdlöchern oder bestenfalls Panjehütten zu hausen. Das weiß bezogene Bett vor allem erregt mein höchstes Entzücken. Welche Genüsse doch das Leben, dies schöne Leben, für uns noch bereit hält. Es klopft, eine Ordonnanz in weißem Rock bringt frisches Wasser und erkundigt sich, wann ich geweckt werden will. Er meldet sich mit dezentem Hackenklappen ab.

Acht Tage habe ich aus dem Urwald des Westkaukasus bis hierher gebraucht, eine Zeit, in der schon mancher Weltreisende rund um den Erdball gerast ist. und fürwahr, zwischen meinem Bunker in der Mirnaja-Schlucht und diesem Zimmer liegt auch eine ganze Welt. Als ich am Bahnhof Winniza aus dem Urlauberzug steige, dreckig, unrasiert und übernächtigt, nimmt mir ein Gepäckträger den Rucksack ab. Im Geschäftszimmer machen sie große Augen. Ich kenne keinen der Schreiber. Alles neue Gesichter. Bin auch lange nicht mehr bei der Staffel gewesen. Da, ein Bekannter, der Lt. v. Esebeck. Der Alte ist nicht da. Nicht so eilig mit der Meldung. Hat Zeit bis zum Abendessen. „Jetzt wollen wir aus Ihnen mal erst wieder einen Menschen machen", sagt Esebeck, „so könn' Sie sich hier nicht sehen lassen." Er hat alles für mich geregelt, im Gästehaus des Oberbefehlshabers des Heeres untergebracht. Ich staune und staune ...

Winniza ist ein hübsches Städtchen. Der Krieg, der dies Land sonst so grausam gezeichnet hat, scheint an ihm spurlos vorübergegangen zu sein. Hübsche Häuser, größtenteils aus

der Zarenzeit. Gepflasterte, gar asphaltierte Straßen. Der Block, in dem das OKH Quartier bezogen hat, ist großzügig renoviert, blitzsauber. Überall Posten in kammerneuen Uniformen und funkelndem Lederzeug. Zackige Ehrenbezeigungen. Schwere Stabswagen flitzen hin und her. Es wimmelt von rotbestreiften Hosen. Messerscharfe Bügelfalten, Dolch, Silberkordel an der Mütze, wie im tiefsten Frieden. Als ich gebadet, entlaust, rasiert und umgezogen bin, fühle ich mich äußerlich kaum noch als Fremdkörper in dieser vornehmen Umgebung.

Meldung beim Chef. Sehr leutseliger Empfang. Ich kann mich bei all der Freundlichkeit, mit der einem die Herren hier begegnen, des Eindrucks nicht erwehren, als hätten sie ein schlechtes Gewissen. „Ich gratuliere", sagt der Chef und schüttelt mir peinlich lange die Hand. „Goebbels persönlich scheint ja ein Auge auf Sie geworfen zu haben." Ich mache wohl ein recht verdutztes Gesicht. „Da staunen Sie, was?" Und dann erklärt er. Ich soll nach Berlin, um mich beim Propagandaminister als dessen persönlicher Pressereferent vorzustellen. Ich bin völlig fassungslos. Ich sage dem Chef ganz offen, daß ich mir wirklich nicht erklären könne, wie dieser Befehl zustande gekommen sei, und daß ich annähme, es handele sich um ein Mißverständnis. „Ausgeschlossen", antwortet er, die Weisung sei unmißverständlich. „Nur nicht so bescheiden, mein Lieber", sagt er und klopft mir wohlmeinend auf die Schulter. Damit ist meine Meldung offiziell beendet.

DIE NEUE UMGEBUNG

Berlin im Kriege — Vorstellung bei Dr. Goebbels — Die Pressekonferenz — Die Mitarbeiter des Ministers — Frau Magda Goebbels — Hadamowsky vertritt den Minister — So wohnt Dr. Goebbels

Berlin, 9. Juni 1943.

Heute bin ich dem Minister vorgestellt worden. Mein Freund Wautzel hat die Vorstellung besorgt. Wautzel ist mein Vorgänger im Amt. Wautzel ist nur sein Spitzname. Er heißt mit vollem Namen: Moritz Augustus v. Schirrmeister, Oberregierungsrat seines Zeichens, persönlicher Pressereferent des Reichspropagandaministers. Er ist der Sproß einer alten ostpreußischen Beamtenfamilie. Die Eigenschaften seiner Ahnen, die vielleicht schon dem Soldatenkönig dienten, sind in ihm hochgezüchtet: Blinder Gehorsam, peinliche Genauigkeit und eine Betriebsamkeit, die bis zur Selbstverleugnung geht. Er würde sich für seinen jeweiligen Herrn tot arbeiten oder in Stücke reißen lassen; je nachdem, was man von ihm verlangt. Diese Hundetreue hat ihm wohl auch seinen Spitznamen eingetragen. Er hat oft Fußtritte und Schläge von seinem Herrn bekommen, aber er hat es ihm nie nachgetragen, sondern mit doppelter Anhänglichkeit vergolten. Als Wautzel einmal etwas über den Durst getrunken hatte — was er übrigens gerne tat — sagte er zu mir: „Der Doktor hat mich ausgepreßt wie eine Zitrone. Aber ich gehe trotzdem für ihn durchs Feuer."

Ich kenne Wautzel von Frankreich her, wo er eine kurze Gastrolle in unserer Kompanie als Kriegsberichter gab. Wir freundeten uns bei Austern und Cointreau an. Später schrieb ich ihm mal aus dem Kaukasus. Und diesen Brief bekam er just in dem Augenblick, als er einen Nachfolger für sich suchte. Er war nämlich 40 und reif für den Ministerialrat, konnte jedoch als Pressereferent des Ministers nicht mehr als Oberregierungsrat werden. Goebbels wollte seinem Aufstieg keinen Stein in

den Weg legen, hatte aber die Stellung eines geeigneten Nachfolgers verlangt. Da kam mein Brief aus dem Kaukasus und ich zu jenem bewußten Fernschreiben, das mich eilends nach Berlin befahl. Es wurde damals nichts draus. Ich hatte den üblichen Fragebogen ausgefüllt und dabei meine befleckte politische Vergangenheit nicht verheimlichen können. Ich sah damals in diesem Umstand den Grund dafür, daß ich vier Wochen später wieder an die Front geschickt wurde. Umso größer war mein Erstaunen, als ich vor wenigen Tagen wiederum nach Berlin befohlen wurde. Hals über Kopf wurde ich per Flugzeug in Marsch gesetzt. Zwei Tage später rief ich vom Schlesischen Bahnhof in Berlin aus meine Frau an. „Du bleibst jetzt ganz bei uns", sagte sie jubelnd. „Du sollst nun endgültig zu Goebbels!" Ich fiel aus allen Wolken und weiß heute noch nicht, wie ich das alles erklären soll.

Am nächsten Morgen war ich im Propagandaministerium am Wilhelmsplatz. Um 11 Uhr findet hier die tägliche Ministerkonferenz statt, bei welcher Dr. Goebbels mit seinen engsten Mitarbeitern die politische und militärische Lage durchspricht. Es ist sozusagen die tägliche Lagebesprechung im Propagandakrieg. Von hier aus gehen die Weisungen an Presse, Rundfunk, Film und andere Instrumente der Meinungsbildung. Hier erfolgt die ständige Ausrichtung und Gleichschaltung nach dem Willen eines Mannes. Ich war zu 10.45 Uhr bestellt. Es war noch nicht heraus, ob meine Vorstellung vor oder nach der Konferenz erfolgen sollte. Wautzel ist sehr aufgeregt. „Hoffentlich klappt es" sagt er und lief wie ein nervöser Terrier zwischen all den Konferenzteilnehmern hin und her, die sich zum Befehlsempfang versammelten: Männer meist zwischen 30 und 40 Jahren, viele mit dem goldenen Parteiabzeichen, einige Wehrmachtsoffiziere wie ich, hohe SA- und SS-Führer. Ich habe mich noch nie in einer derartigen Gesellschaft befunden und kann nicht behaupten, daß ich mich sehr wohl fühle. Allein das vereinzelte Feldgrau gibt mir ein gewisses Gefühl der Beruhigung.

11.00 Uhr. Durch die jetzt Kopf bei Kopf stehende Menge im Vorraum kommt Wautzel auf mich zu. „Der Minister möchte Dich noch vor der Konferenz sehen. Wir müssen uns beeilen." Er zieht mich hinter sich her. Wir befinden uns im ersten Stockwerk des alten Prinz-Leopold-Palais, in dem sich die Repräsentations-, Sitzungs- und auch die persönlichen Arbeits- und Aufenthaltsräume des Ministers befinden. Wir kommen in einen kleinen Vorraum, der unmittelbar an das Arbeitszimmer des Ministers stößt. Er ist — wie die andern Räume auch

— mit dicken Teppichen ausgelegt. An den Wänden Bilder alter Meister. Wenige Möbel erlesenen Geschmacks sind sparsam im Raum verteilt. Außer einem SS-Posten an der Tür sind wir ganz allein. Das vielstimmige Gemurmel der Konferenzteilnehmer dringt gedämpft durch die Tür. „Stellen wir uns lieber hierher" sagt Wautzel und deutet auf die uns gegenüberliegende hohe Flügeltür, „dort kommt der Minister raus." Nach einigen Minuten Wartens gesellt sich Staatssekretär Gutterer zu uns, ein untersetzter, gut aussehender Herr mit vollem, weißem Haar, das goldene Parteiabzeichen auf dem gut sitzenden Anzug. Wir sprechen halblaut ein paar belanglose Worte.

Da raschelt es hinter der bewußten Tür, sie öffnet sich, wir heben die Hand zum Gruß. In der überdimensional großen Tür wirkt die kleine Gestalt Dr. Goebbels' noch kleiner, in dem einfachen, dunklen, aber tadellos geschneiderten Anzug fast unscheinbar. Ich habe bei dieser ersten Begegnung, wie ich später feststellte, gar nicht gemerkt, daß er humpelt. Sein Kopf zieht die ganze Aufmerksamkeit auf sich. Er ist zu groß für die schmächtige Figur. Volles, graumeliertes Haar ist glatt nach hinten gekämmt. Seine großen dunklen Augen sehen mich fest an. Nach der Vorstellung drückt er mir fest die Hand und sagt mit gedämpfter Stimme einige verbindliche Worte. Das alles hat wohl keine Minute gedauert. Im Hinausgehen wendet er sich noch einmal um und bittet mich, gleich an dieser Konferenz teilzunehmen. Das ist das Zeichen, wie mir Wautzel später sagt, daß ich gefallen habe und für meinen neuen Posten akzeptiert bin.

Wenige Minuten später sitze ich in dem Konferenzsaal, sozusagen auf der Kommandobrücke der deutschen öffentlichen Meinung. Bisher bin ich selber ein Rädchen der Propagandamaschine gewesen, die von hier aus gesteuert wird. Ich habe täglich die Weisungen erhalten, die von hier ausgehen, und habe sie als gehorsamer Soldat befolgt wie sie auch all meine Kollegen im zivilen Leben befolgen, ob sie nun Schriftleiter, Filmproduzenten, Rundfunksprecher, Theaterintendanten, Künstler oder Schriftsteller sind. Jetzt stehe ich gewissermaßen selbst neben dem Kapitän, höre, wie er seine Kommandos gibt, wie sie unten im Maschinenraum wiederholt werden: „Alle Kraft voraus!" oder „Stop" und erlebe, wie die öffentliche Meinung in Deutschland exakt wie eine Maschine darauf reagiert, wie alle Organe den befohlenen Kurs steuern und ein ganzes Volk, ja darüber hinaus ein großer Teil Europas mehr oder weniger so denkt und fühlt, wie es dieser kleine Mann dort oben an der Spitze des riesigen Konferenztisches für gut und richtig

hält. Da sitzt er in einem hohen, ledergepolsterten Armstuhl, dessen mächtige Lehne die schmächtige Gestalt überragt und fast verschluckt. Er hat die Knie gegen die Tischkante gestemmt, vor sich auf dem Tisch einen Stoß Blätter mit den neuesten telegraphischen Meldungen aus aller Welt. Leise, beinahe flüsternd beginnt er, sie zu besprechen. Ich habe fast Mühe, ihn zu verstehen. Durch die hohen Fenster, die die eine Längswand des Saales einnehmen, fällt helles Licht auf einen riesigen Gobelin, der die gegenüberliegende Längsseite bedeckt. Ein Faun spielt darauf die Flöte, nach der ein lustiges Völkchen von anderen Faunen und Nymphen tanzt. Seltsame Allegorie!! Um den Tisch herum sitzen unsere Meinungsbildner, die wichtigsten Männer des Ministeriums, die Vertreter der Kammern und sonstigen Organe des Ministeriums, der Propagandaleitung der NSDAP, Verbindungsleute zu anderen Ministerien und zum OKW. Der Saal ist so überfüllt, daß nicht nur der Tisch sondern auch die Stuhlreihen längs der Wände vollbesetzt sind. Einige Nachzügler haben nicht einmal Platz gefunden und stehen in der Nähe der Tür. Hinter dem Minister sitzt an einem kleinen Tisch ein Pressestenograph, der ebenso wie der Geheimsekretär Wort für Wort mitschreibt. Auch die anderen Konferenzteilnehmer kritzeln mehr oder weniger emsig vor sich hin. Die meisten von ihnen eilen sofort nach Beendigung der Konferenz zur nächsten, deren Einberufende sie selbst sind, und auf der sie das eben Gehörte als allerhöchste Weisheit an ein entsprechend untergeordnetes Gremium von Meinungsbildnern weitergeben. So ist z. B. der Ministerialrat Fischer — ein langmähniger, blonder, arrogant dreinschauender Jüngling, den man für einen Verkäufer bei Karstadt halten könnte, trüge er nicht das goldene Parteiabzeichen — hier ein emsig die Gedankenblitze seines Meisters notierender Adept. Wenige Minuten später aber steht er, die verkörperte Weisheit und unantastbare Autorität der deutschen Presse, vor den eifrigen Zeitungsvertretern und verkündet mit näselnder Stimme, was er soeben gehört hat. Selbstverständlich tut er so, als sei all dies ihm selbst eingefallen. Und wiederum huschen scharfe Bleistifte über die Notizblöcke und verzeichnen die sogenannte „Tagesparole", d. h. was geschrieben werden darf oder soll, und das, was nicht geschrieben werden darf. Und diese Notizen schließlich gelangen gegen Mittag, kurz vor Redaktionsschluß der Abendblätter auf den Schreibtisch des Hauptschriftleiters. Der teilt sie dann den Ressortchefs, Leitartiklern und Kommentatoren mit, und diese endlich schreiben das, was gewünscht wird. Dies System, so kompliziert es aus-

sehen mag, funktioniert so gut, daß der Minister manchmal abends das, was er mittags gesagt hat, wortwörtlich in der Zeitung wiederlesen kann. Als unbedeutender Reporter einer Berliner Zeitung, der ich gewohnt war, die Wünsche und Anweisungen meines Ressortchefs getreulich zu erfüllen, weil er mich sonst (wie wohl in jeder anderen Redaktion der Welt auch) herausgeschmissen hätte, fasziniert dieser Einblick in das Räderwerk unserer Propagandamaschine ungemein. Eigenartig, wie schnell die Maßstäbe sich verschieben. Der Lokalchef unseres Blattes genoß bis jetzt meine uneingeschränkte Hochachtung. Er hatte ein festes Monatsgehalt von 1000 Mark. In seiner Hand lag es, mich weiter zu beschäftigen oder zu entlassen. Was er sagte, hatte Gültigkeit. Und erst der Hauptschriftleiter, in dessen Allerheiligstes man nur zu ganz seltenen Anlässen (meist unangenehmer Art) gerufen und eingelassen wurde. Er war doch schon fast wie ein kleiner Lieber Gott. Über ihm aber schwebte in schier unerreichbarer Höhe der Herr Ministerialrat Fischer vom Promi. Der konnte so einen Gott von Chefredakteur anpfeifen wie einen Schuljungen. Und es gab wohl keinen, dem das gleichgültig gewesen wäre. Nun aber sah ich diesen unnahbaren Ministerialrat all seiner Unnahbarkeit entkleidet, nackt und bloß gewissermaßen, wie er die Weisungen des Ministers ohne mit der Wimper zu zucken entgegennahm. Er kam mir hier kleiner und unbedeutender vor als ich mich einst vor meinem Lokalchef gefühlt hatte.

Wautzel gibt mir flüsternd und hinter vorgehaltener Hand Hinweise und Erläuterungen (wir sitzen ganz am Ende des Saales und können uns das erlauben). An dem Stenographentisch hinter dem Minister sitzt der Adjutant, ein schwerkriegsversehrter einäugiger Obersturmführer der Waffen-SS, von dem ich sicher später noch berichten werde, weil ich täglich mit ihm zu tun habe. Links vom Minister an der langen Tafel sitzt Staatssekretär Gutterer, auf dessen Zügen Langeweile mit krampfhaft geheucheltem Interesse kämpft. Daneben in der Uniform eines SS-Oberführers Dr. Naumann, der Chef des Ministeramtes, ein Mann, von dem noch viel zu sagen sein wird. Er soll der intime Vertraute des Ministers sein. Rechts vom Doktor der braununiformierte Fleischkloß des Gaustabsamtsleiters Schach, dessen Kopf nur durch ein gewaltiges Doppelkinn daran gehindert zu sein scheint, bei jedem Wort des Ministers noch tiefer zustimmend zu nicken. Weiter sind mir im Gedächtnis geblieben: Der hagere, nicht übermäßig intelligent dreinschauende Hadamowsky, einst Rundfunkgewaltiger, dann wegen offensichtlicher Unfähigkeit zum Militär geschickt und

nun auf irgendeinem Propagandaposten, wo er nicht mehr viel Unheil anrichten kann; der kleine drahtige Wächter, Vertreter des Ministers in der RPL, dem man auch in der braunen Uniform den ehemaligen Kadetten ansieht; der mächtige Reichsfilmintendant Hans Hinkel, dessen Lebemanngesicht so schlecht zu der Uniform eines hohen SS-Führers paßt; ein kleiner Mann mit schwarzen Haaren und scharfer Nase: Gesandter Rühle, Pressechef des Reichsaußenministers, der einige nicht sonderlich geistvolle Hinweise seines Ministers vorbringt; der weißhaarige Diplomatenkopf Dr. Brauweilers, Chef der Auslandspresseabteilung; der lange Hans Fritzsche mit seinem ewigen mokanten Lächeln und sein Vertreter Dr. Scharping, hinter dessen lustigem Schuljungengesicht man nicht die aus seinen (viel zu vielen) Rundfunkreden bekannte Schulmeisterstimme vermutet. Kurz, hier sitzt alles, was in der deutschen Propaganda Rang und Namen hat und lauscht voll Andacht seinem höchsten Chef.

Ruhig und sachlich erörtert der Minister die einzelnen Meldungen. Plötzlich bricht sein Temperament durch. Churchill hat gestern abend eine Rede gehalten, mit welcher er wieder einmal die bevorstehende Invasion ankündigt, die der östliche Verbündete nun schon so kategorisch fordert. „Sie sollen doch nicht so viel quatschen", ruft Goebbels, plötzlich mit donnernder Stimme, daß ihm die Ader auf der Stirn anschwillt. „Sie sollen doch kommen." Und dann erklärt er ruhiger werdend, daß diese Art Reden ein Teil des zur Zeit gegen uns geführten Nervenkrieges seien. Die Zeit des Wartens auf ein Ereignis sei meist zermürbender als dieses selbst. Es wäre weit unbehaglicher, jemand auf dem dunklen Flur herumschleichen zu hören, als ihm dann in der geöffneten Tür gegenüberzustehen. Für uns gelte auch in Bezug auf diese Churchill-Rede das Wort: Bangemachen gilt nicht! — Zu den Aussichten der Alliierten bei ihrem Feldzug gegen Italien meint er, die Italiener würden sich bei der Verteidigung ihres Heimatbodens hoffentlich tapferer zeigen als in Afrika und sonstwo. Die Faschisten dürften einfach nicht aufgeben, denn sie müßten wissen, daß man ihnen dann den Hals abschneiden würde. Unsere Lebenslinien jedenfalls würden nicht bedroht, selbst wenn die Alliierten bis Rom kämen. — Bei der Erörterung eines in Arbeit befindlichen Weißbuches über den Luftkrieg drängt er auf beschleunigte Fertigstellung. Die Gründlichkeit dürfe nicht auf Kosten der propagandistischen Wirksamkeit gehen. „Man soll dem Volk, das Appetit auf ein Schnitzel hat, nicht ein ganzes Schwein auf den Tisch bringen."

Plötzlich ist die Konferenz dann zu Ende. Der Minister humpelt mit deutschem Gruß davon. Ich sitze noch ganz benommen in meinem rotseidenen Polstersessel. Man packt Akten und Notizblöcke zusammen. Die Versammlung läuft geschäftig auseinander. Wautzel schlägt mir aufs Knie. „Du gewöhnst dich an alles."

11. Juni 1943.

Der meistbeschäftigte Mann des Ministeriums scheint Dr. Naumann zu sein. Er ist zugleich der wichtigste. Ich habe mir berichten lassen, daß er in vieler Beziehung mehr zu sagen hat als der Minister selbst. „Stell dich gut mit ihm," sagte mir Wautzel, „deine ganze Position ist davon abhängig." Ich stehe nach meiner ersten Bekanntschaft diesem Mann mit sehr zwiespältigen Gefühlen gegenüber. Gewiß, er imponiert mir. Er ist groß, schlank, drahtig. Auf seiner SS-Uniform trägt er all jene Auszeichnungen, die nur bei tapferer Bewährung an vorderster Front erworben werden können. Er ist erst 34 Jahre alt. Hat eine erstaunliche Karriere hinter sich. Als junger Student kam er zuerst mit dem damaligen Gauleiter von Berlin, Dr. Goebbels zusammen. Studium in Breslau, Dr. phil., Kreisleiter, Unter-Gauleiter und Reichspropagandaamtsleiter in Schlesien. Alles noch im dritten Lebensjahrzehnt. Bei Kriegsausbruch Freiwilliger der SS-Leibstandarte. In Rußland als Hauptsturmführer und Batteriechef schwer verwundet. Seit 1941 im Ministerium. In diesen zwei Jahren Aufstieg zum Ministerialdirektor und Chef des Ministeramtes. Er ist der engste Vertraute des Ministers, sein einziger Ratgeber, mit dem er alle Fragen bespricht und dem er alle Vollmachten übertragen hat. Die drei Staatssekretäre des Ministeriums — Gutterer, Esser und Dietrich — sind neben ihm nur Puppen. Es dürfte nur eine Frage der Zeit sein, daß ihm das Amt des geschäftsführenden Staatssekretärs auch de facto übertragen wird. Klugheit, Fleiß, Energie und Zielstrebigkeit sind seine hervorstechenden Eigenschaften. Dr. Naumann sieht gut aus. Die Sekretärinnen schwärmen für ihn. Über den energischen Gesichtszügen trägt er leicht gewelltes, militärisch kurz geschnittenes Haar. Die dunklen Augen treten etwas zu stark hervor. Unter einem schmalen Mund ein wenig entwickeltes Kinn. Er ist Nichtraucher und Antialkoholiker und als solcher humorlos und den Annehmlichkeiten des Lebens abgeneigt. Die Unterhaltung mit ihm beschränkt sich allein auf das Wesentliche. Er spricht schnell, deutlich, scharf und abgehackt wie auf dem Kasernenhof. Ihm fehlt alles Verbindliche.

Er verbreitet eine Atmosphäre kalter Nüchternheit. Besprechungen mit ihm dauern selten mehr als wenige Minuten. Wer ihn kennt, bereitet sich darauf vor und trägt das Wesentliche in knappster Form vor. Sein Vorzimmer ist stets mit Wartenden gefüllt, die sich in Abständen weniger Minuten die Klinke in die Hand geben. Die roten und grünen Lämpchen auf der Telephonschalttafel neben seinem Schreibtisch flackern unaufhörlich. Ein Gespräch folgt dem andern. Im Verkehr mit Untergebenen hat er sich eine Art Telegrammstil angewöhnt. Drei Sekretärinnen sind in fliegender Hast für ihn tätig. Er bevorzugt das Diktaphon, das allein seine rasanten Diktate aufzunehmen in der Lage ist. So erledigt er in einem 16-18stündigen Arbeitstag ein unheimliches Pensum. Mir wurde bereits von der Viertelstunde schwindlig, die ich an seinem Schreibtisch saß (die meisten Besprechungen mit ihm vollziehen sich bezeichnenderweise im Stehen, — nicht aus Unhöflichkeit sondern zwecks Zeitersparnis). Ein Roboter der Geistesarbeit, ein Übermensch, den ich wohl bewundern aber nicht beneiden kann.

Seine vorstehenden Augen sehen mich scharf und nicht angenehm an, während er mich sehr kurz in meine Aufgaben einführt: „Sie werden zur ständigen Begleitung des Ministers gehören. Der Adjutant und Sie leben in seinem Haus, essen mit ihm, begleiten ihn überallhin. Durch Sie wird er über alle Pressenachrichten und -Angelegenheiten unterrichtet. Sehr wichtiger, sehr verantwortungsvoller Posten. Klar? Gut! Einzelheiten sagt Ihnen Schirrmeister. Bei Fragen wenden Sie sich an mich." Handschlag, kurzes Kopfnicken. Ich bin entlassen. Er hat schon wieder den Hörer in der Hand. Mir ist nicht sehr behaglich zumute.

Am Nachmittag fahren Dr. Naumann und ich zur Vorstellung bei Frau Magda Goebbels. Ich soll ja gewissermaßen zur Familie gehören und muß also von ihr zunächst beaugenscheinigt werden. Wir sprechen kaum ein Wort, als unser Mercedes über die Avus hinaus nach Schwanenwerder fährt. Dr. Naumann hat aus seiner Aktentasche einen Stoß Akten geholt, in die er sich vertieft. Er klappt sie erst zusammen, als der Wagen vor einer unscheinbaren Gartenmauer hält. Auf unser Klingeln öffnet ein ländlich aussehendes Mädchen mit vorgebundener weißer Schürze. Wir legen ab und werden in einen kleinen, behaglich eingerichteten Salon geführt. Naumann sagt noch immer kein Wort, besieht sich seine Fingernägel. Da öffnet sich die Tür und eine erstaunlich gut aussehende Frau kommt uns mit zierlichen schnellen Schritten entgegen. Sie trägt ein einfaches schwarzes Kleid. Kurze Vorstellung, außerordentlich

liebenswürdige Begrüßung. Eine feine, ringgeschmückte Hand wird mir zum Kuß entgegengehalten. Kein Zweifel: Diese Frau ist von außerordentlichem Reiz. Ihr Charme hat mich vom ersten Augenblick an gefangen genommen.

Das weißbeschürzte Mädchen trägt drei Gläser mit einem Apfelsinen-Cocktail auf. Wir sitzen in tiefen Sesseln um einen niedrigen Tisch. Durch die geöffneten Flügeltüren sieht man auf Terrasse und Park, zwischen dessen alten Bäumen das Wasser der Havel hindurchschimmert. Schwanenwerder ist ein bezauberndes Fleckchen Erde, und die Handvoll Millionäre, die sich auf dieser Insel angesiedelt haben, wissen schon, warum sie das taten. Ohne jede Befangenheit erzählt die Hausfrau in liebenswürdigstem Plauderton von ihren Kindern und häuslichen Geschäften. Sie preist die Vorzüge des Landlebens, das die Lebenshaltung mit Gemüse und Obst so sehr vereinfache. Der Garten sei gut in Schuß. Der Gärtner habe drei freigelassene Franzosen, Paul, Jean und François zur Hilfe, reizende, tüchtige Burschen. François sei vom letzten Urlaub ganz enttäuscht zurückgekommen, sein Mädel sei ihm untreu geworden, die alte Geschichte. Nun wolle er gar nicht mehr nach Frankreich zurück.

Dr. Naumann wird ans Telefon gerufen. Frau Goebbels erzählt inzwischen von ihren sieben Kindern. Harald Quandt, der Älteste, aus erster Ehe, steht als Fallschirmjäger in Frankreich. Wenn die Invasion begänne, würde er gewiß in das schlimmste Kampfgetümmel hineingeraten. Sie seufzt. Aber gleich lacht sie wieder, als sie von der zweieinhalbjährigen Jüngsten erzählt. Ich kann nicht umhin, ihr meine Hochachtung als Trägerin eines solchen Kindersegens auszusprechen. „Aber das ist doch die natürliche Bestimmung der Frau", erwidert sie lachend, „das, was uns Glück und Freude gibt. Und bedenken Sie doch, wieviel einfacher ich es habe als eine Arbeiterfrau, die ebensoviel Kinder unter so viel schwierigeren Verhältnissen zur Welt bringen und vor allem auch groß ziehen muß." Als nun Dr. Naumann das Zimmer wieder betritt, unterläuft ihr ein lustiger Lapsus indem sie, das Gespräch überleitend, zu Dr. Naumann sagt: „Wir sind gerade beim Kinderkriegen." Unter allgemeiner Heiterkeit verbessert sie sich schnell, schenkt Sekt in unsere Gläser nach und wechselt das Thema. Der französische Botschafter de Brinon war kürzlich hier zu Gast. Er habe sich von dem Besuch höchst beeindruckt gezeigt berichtet Naumann, den Minister als „homme d'esprit" und sie als überaus charmant bezeichnet, welche Komplimente dankend quittiert werden. Nun wird Frau Goebbels zu ihrem

Mann ans Telefon gerufen. Er ruft sie regelmäßig ein bis zwei Mal am Tage an, von wo es auch sei und wieviel er auch zu tun habe, eine liebenswürdige Gewohnheit, der man wohl nur in wenigen Ehen begegnet. Diesmal sind es schlechte Nachrichten, die sie erhält und uns noch vor dem Abschied mitteilt. Pantelleria ist gefallen, Wilhelmshaven nach längerer Pause wieder schwer bombardiert worden. Solche Ereignisse der Politik oder des Kriegsgeschehens bewegen Magda tief. Politik ist eben das Lebenselement, der Beruf ihres Mannes. Und so nimmt sie an den Ereignissen der Politik stärkeren Anteil als die Durchschnittsfrau, ohne jedoch die so unangenehmen Eigenarten politisierender Frauen anzunehmen. Dies jedenfalls ist mein erster Eindruck. Ich kann nicht leugnen, daß mir dieser Besuch bei Frau Magda einen gewissen Eindruck hinterlassen hat. Die Bekanntschaft mit ihr macht mir den Gedanken, meine nächste Zukunft in diesem Haus zu verbringen, wesentlich sympathischer.

Heute wurde es ein ruhiger Tag im Ministerium. Der Doktor ist draußen in Schwanenwerder bei seiner Familie geblieben. Die Propagandamaschine läuft trotzdem weiter, wenn auch gewissermaßen nur mit halber Kraft. Statt des Ministers leitet Hadamowsky die 11 Uhr-Konferenz. Sie macht einen fast gespenstigen Eindruck. Nichts von der bienenkorbartigen Geschäftigkeit, nichts von der energiegeladenen Atmosphäre, die mich so tief beeindruckt hatte. Noch eine Viertelstunde nach 11 ist der Saal kaum halb gefüllt. Hadamowsky späht ängstlich über den Wilhelmplatz, ob nicht noch jemand komme, seine spärliche Zuhörerschaft zu vermehren. Er ist übrigens der einzige Uniformträger. Alle anderen haben heute das bequemere Zivil vorgezogen und mit der Uniform offensichtlich auch den Diensteifer zu Hause gelassen. Selbst der Vertreter des OKW macht keine Ausnahme: Oberst Martin, ein kleiner, drahtiger Generalstäbler. Hada klatscht in die Hände: „Darf ich bitten meine Herren!" Mißmutig und gelangweilt werden die Plätze eingenommen. Scharping gähnt laut und ungeniert, während Hada monoton die Weisungen des Ministers verliest, die dieser aus Schwanenwerder telefonisch durchgeben ließ. Ein Sprechapparat hätte diese Aufgabe sicher besser erfüllt. Der Vortragende scheint die gleiche Empfindung zu haben und bemüht sich daher krampfhaft, seine Existenzberechtigung durch eigene Bemerkungen nachzuweisen, die er zwischen die Weisungen des Ministers einstreut, ein Versuch, der restlos scheitert. Ich betrachte inzwischen die Physiognomien der Konferenzteilnehmer und kann nichts als Mittelmäßigkeit entdecken. Es

könnte die Monatssitzung eines Kaninchenzüchtervereins oder die Tagung des Handlungsgehilfenverbandes sein. Der Raum und seine Atmosphäre, die mich zum ersten Mal spüren ließen: Hier wird Politik gemacht, sie sind heute entseelt. Es ist, als blicke man in die Kiste eines Puppenspielers. Da sind sie alle, der Kasper und die Hexe und der Teufel. Aber die eben noch eine bunte Zauberwelt vor unserer Phantasie entstehen ließen, sind jetzt nichts weiter als ein paar leblose Masken, ein Bündel Lumpen. Weil die Hand des Meisters sie nicht mehr belebt. Mir fällt dabei ein, was mir ein guter Freund und Kriegskamerad sagte (der das Propagandaministerium und seinen Chef gut kennt) als die Frage meiner neuen Stellung akut wurde und ich ihm meine Bedenken bezüglich meiner Eignung mitteilte. „Denk immer daran", sagte er, „daß das Propagandaministerium wie eine sehr hohe Zahl ist: Nur ganz wenige Nummern und viele, viele Nullen. Sei versichert, daß mindestens 90% seiner Mitglieder wesentlich dämlicher sind als du!" Ich hielt das damals für einen seiner geistreichen Späße. Aber ich glaube, er hat recht.

14. Juni 1943.

Der Minister ist noch immer in Schwanenwerder, und sein Ministerium schläft weiter den Dornröschenschlaf, in den es seit seiner Abwesenheit verfallen ist. Heute leitet Hans Fritzsche die Konferenz. Im Gegensatz zu Hada weiß er allerlei Eigenes in launiger, gar witziger Form zu den Minister-Weisungen zu sagen. Scheint eine der wenigen Nummern unter all den Nullen zu sein. Und doch gelingt es ihm nicht, auch nur den Abglanz jener faszinierenden Atmosphäre hervorzurufen. Man langweilt sich nicht so maßlos wie gestern, im Gegenteil, es ist recht amüsant, ihm zuzuhören. Aber das Mitreißende fehlt, das jeden in Bann schlägt, wenn dort oben der kleine Mann in dem großen Sessel sitzt.

Nachher stehen wir noch im Vorraum bei einer Zigarette zusammen. Die neuesten staatsfeindlichen Witze werden kolportiert. „Was ist der Unterschied zwischen Deutschland und Rußland? — In Rußland ist es kälter." Was ist der Unterschied zwischen Deutschland und Indien? — In Indien hungert einer für alle." „Was ist der Unterschied zwischen Hitler und einem Blindgänger? — Keiner. Beide müssen krepieren. Es traut sich bloß keiner ran." Alles schmunzelt. Keiner, der auch nur zum Schein entrüstet protestiert. Ich hätte es nie für möglich gehalten, so etwas im Allerheiligsten des Dritten Reiches, in den förmlich mit Nationalsozialismus geschwängerten Räumen

des großdeutschen „Weltanschauungsministeriums" zu hören zu bekommen. Man bedenke doch, die Männer, die sich schmunzelnd solche Witze erzählen, sollen gleichzeitig in Presse und Rundfunk und allen Propagandamitteln die Moral des deutschen Volkes aufrechterhalten. Sie sollen ihm täglich, stündlich klar machen, daß es für eine gute und gerechte Sache kämpft und Opfer bringt. Nein, hier stimmt etwas nicht, so gut die Maschine auch läuft. Um Glauben zu predigen, will mir scheinen, muß man diesen Glauben selbst besitzen. Sonst wird das Wort, das man verbreitet, hohle Phrase.

19. Juni 1943.

Die Feiertage sind vorüber und das Haus wieder mit dem Elan und der Vitalität des Ministers erfüllt. Er hat all seine Püppchen wieder hübsch an der Strippe, und sie zappeln und strampeln, daß es eine Freude ist. Ich habe mich in den zehn Tagen meines Pressereferenten-Daseins bereits einigermaßen eingearbeitet. Die verwirrende Fülle der neuen Eindrücke hat sich geklärt, und ich beginne, mich in meine neue Umgebung und Arbeit einzuleben. Seit einigen Tagen mache ich auch in der Wohnung des Ministers Dienst. Er besitzt deren drei: die eigentliche Privatwohnung in Schwanenwerder (sie gehört ihm persönlich, wie er voller Genugtuung hervorhebt. Er erwarb sie nicht als Minister, sondern als Schriftsteller kurz nach der Machtübernahme für 350 000 Mark von den Honoraren seines gerade fertiggestellten Buches „Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei") dann die Ministerdienstwohnung in der Hermann-Göring-Straße 20, in der er sich hauptsächlich aufhält, und schließlich noch ein Landsitz in Lanke, wenige Kilometer außerhalb Berlins, den ihm der deutsche Film für drei Millionen Mark baute. So entzückend die beiden Anwesen in Lanke und Schwanenwerder auch sind, der Minister bevorzugt die Stadtwohnung mitten im Herzen Berlins. Er ist ja ein Stadtmensch durch und durch.

Das Haus in der Hermann-Göring-Straße ist von unscheinbarer Architektur. Es liegt hinter jener geheimnisvollen Mauer, die das Regierungsviertel zwischen Brandenburger Tor und Potsdamer Platz zum Tiergarten hin abschließt, und in deren Nischen alle 100 Meter ein Polizist wie ein Zinnsoldat steht. Drückt man auf die Klingel der kleinen Pforte von Nr. 20, so öffnet sich eine Klappe der eisernen Tür, in deren Rahmen der Kopf eines SS-Postens erscheint und nach den Ausweisen fragt. Die Prüfung ist recht oberflächlich, und mir kam die

Idee, daß ich, hätte ich diese Absicht gehabt, ohne irgendwelche Schwierigkeiten schnurstracks bis in das Arbeitszimmer des Ministers hätte gehen und diesen über den Haufen schießen können. Mein Ausweis konnte falsch, meine Offiziersuniform geborgt sein, meine Pistole war scharf geladen, und in der Aktentasche hätte ich bequem eine Sprengladung tragen können, ausreichend das ganze Haus in Trümmer zu legen. Seltsame Sorglosigkeit!

Nach Passieren des Tors geht man die wenigen Stufen zum Hauptportal hinauf. Abermaliges Klingeln. Ein junger Mann in SA-Uniform öffnet. Er ist gleichzeitig der Telefonist, der in der Zentrale die zahllosen Gespräche vermittelt. Eine riesige Halle tut sich auf. Fußboden und Wände sind von Marmor. Dicke Teppiche verschlucken jedes Geräusch. Die Einrichtung ist prunkvoll aber angenehm stilvoll. Am Ende der Halle befindet sich der Film- und Festsaal. Die Tanzfläche in der Mitte des Saales ist während des Krieges mit einem Teppich bedeckt. Sessel und Tischchen gruppieren sich um sie herum. An der Stirnwand des Saales befindet sich die Filmleinwand, die im Boden versenkbar ist. Hier sitzt der Minister fast jeden Abend und läßt sich ein, zwei oder auch drei Filme vorführen. Der Film ist sein besonderes Steckenpferd. Es gibt wohl nur wenige Menschen, die über das Filmschaffen der Gegenwart, sowohl das deutsche wie ausländische, so genau unterrichtet sind wie er.

Außer diesem Filmsaal, in dem auch gelegentliche Festlichkeiten stattfinden, wird im Erdgeschoß während des Krieges nur noch der Speiseraum benutzt. Hier stehen um einen ovalen Tisch wenige dunkelrote Sessel, auf denen der Minister und seine nächste Umgebung nach einer festen Ordnung zu Tisch sitzen: Links vom Minister der Pressereferent, rechts von ihm der Adjutant, ihm gegenüber Frau Goebbels, deren Stuhl jedoch meist leer bleibt. Statt dessen sitzt hier häufig zum Abendessen eine Filmschauspielerin, ein Gauleiter, ein Jugendfreund, ein Ritterkreuzträger oder sonst ein Gast. Die übrigen Repräsentationsräume sind im Zeichen des totalen Krieges unbenutzt; die Kronleuchter sind in Gazesäcke gehüllt, die Möbel zusammengerückt und die Sessel mit Überzügen versehen. Noch einen Blick von der Terrasse aus in den märchenhaft schönen Garten, der, wohlgepflegt und von alten Bäumen bestanden, hier im Herzen der 4-Millionen-Stadt eine wahre Kostbarkeit darstellt. Der Minister soll ihn noch nie betreten haben, außer um sich zu ganz seltenen Gelegenheiten in den dort befindlichen, jetzt jedoch unbenutzten Teepavillon zu begeben. So sind die einzigen Lebewesen, die auf den sauberen

Kieswegen zwischen kurzgeschorenen saftig grünen Rasenflächen promenieren, — ein paar Enten, die vermutlich eines Tages die ministerielle Tafel bereichern sollen. In Bezug auf Essen und Trinken ist der Minister ungewöhnlich anspruchslos. Sehr zu unserem Leidwesen, die wir den zweifelhaften Vorzug genießen, mit ihm zusammen zu speisen. Unsere Soldatenmägen sind andere Kost und andere Portionen gewöhnt. Meine Frau war sehr unangenehm berührt, daß ich meine vollen Lebensmittelkarten abgeben mußte, und ich, daß es dafür tatsächlich nur das gibt, was einem zusteht. Ich werde später sicher wenig Glauben finden, wenn ich erzähle, daß ich im Hause von Dr. Goebbels an den meisten Tagen des Monats (wenn die genau abgemessene Butterration verzehrt war) trocken Brot und schwarzen, ungesüßten Ersatzkaffee zum Frühstück genossen habe. Da der Adjutant und ich sehr früh raus müssen und abends immer lange zu tun haben, sind wir natürlich stets von Hungergefühlen geplagt. Auch vom Trinken hält der Doktor nichts, wenn er auch gelegentlich ein Glas Wein, Bier oder Likör trinkt. Kein Wunder, daß die Herren Gauleiter einer Einladung im Hause Goebbels mit sehr gemischten Gefühlen entgegensehen.

Im ersten Stock befinden sich die Wohn- und Arbeitsräume des Ministers sowie die Salons seiner Frau. Durch eine schalldichte Doppeltür betritt man das Arbeitszimmer des Ministers. Es ist außerordentlich prunkvoll eingerichtet. An dem einen Ende befindet sich ein behaglicher Kamin, vor dem einige Sessel Gelegenheit zu vertrauten Gesprächen bieten, am andern Ende der Schreibtisch, an dem der Minister von nachmittags oft bis tief in die Nacht hinein arbeitet, also gewissermaßen die Hälfte seines Lebens verbringt. Der Schreibtisch ist mit rotem Leder bezogen, ebenso wie der drehbare Sessel davor. Auch die schweren Vorhänge und Teppiche sind dunkelrot, sodaß der ganze Raum eine gewisse makabre Pracht ausströmt. Fast die gesamte Wand hinter dem Schreibtisch wird von einem übergroßen Vollbildnis des Führers eingenommen. Links vom Schreibtisch hängt Friedrich der Große und sieht streng — wie mir scheint — auf den Schreibtisch jenes Mannes, der ihn fast in jedem Aufsatz und in jeder Rede zitiert. Der alte Fritz scheint überhaupt der Schirmherr Goebbels'scher Gedankenwelt zu sein. Ich habe in der Wohnung bisher sechs verschiedene Bildnisse des großen Preußenkönigs gezählt. Auch in meinem Arbeitszimmer, das unmittelbar an das des Ministers anschließt (nur durch die bewußte Doppeltür von ihm getrennt), hängt ein solches Bild. Auch dieser Raum ist ebenso luxuriös

wie zweckmäßig eingerichtet. Mir gegenüber sitzt der Adjutant, SS-Hauptsturmführer Schwägermann, ein netter Kerl, nicht sonderlich intelligent aber sehr energisch und zuverlässig. Bei Wjasma hat ihm der Iwan ein Auge ausgeschlagen. Die Adjutanten wechseln häufig (wie übrigens die Pressereferenten auch). In der Liste der Ex-Adjutanten finden sich neben vielen anderen ein Prinz Schaumburg und ein Herr v. Wedel. Der Minister scheint eine gewisse Schwäche für adlige Umgebung zu haben. Die Diele des ersten Stockwerkes ist mit Bücherschränken und einem riesigen Schallplattenarchiv ausgefüllt. Von beiden macht der Minister lebhaften Gebrauch. Fast jeden Abend steht er vor den Schränken und sucht sich seine Bettlektüre aus. Er liebt es auch, sich in einen tiefen Sessel vergraben auf dem Grammophon etwa eine Beethoven-Sonate oder eine Wagner-Ouvertüre vorzuspielen.

Im zweiten Stockwerk schließlich befinden sich die Wohnräume der Adjutanten und Referenten sowie Gastzimmer und Räume für die Goebbelskinder, wenn diese einmal ihren Papa in der Stadt besuchen. Besonders genieße ich den Komfort eines eigenen geräumigen Badezimmers mit meergrünen Kacheln und vielen blitzenden Hähnen, aus denen jederzeit sprudelnd heißes Wasser fließt. Die Bilder, die mir meine Phantasie im Dickicht des Kaukasus vorgaukelte, sind Wahrheit geworden.

Zum lebenden Inventar des Hauses gehören Rohrsen, der Hausintendant, ein stattlicher Herr im schwarzen Anzug, der in gleicher Eigenschaft früher dem schaumburgischen Fürstenhause diente, Frau Schmidt, die Köchin aus Wien, umfangreich wie ihr Beruf es verlangt, die niedliche Beschließerin Friedchen, der Diener Emil, ein unauffälliges und geräuschloses Musterexemplar seiner Gattung und einige Domestiken mehr, die weniger in Erscheinung treten. So etwa sieht die Umgebung aus, in der ich von nun an leben soll.

DAS RÜCKGRAT DER HEIMATFRONT

Der Bombenterror beginnt — Dr. Goebbels greift ein — Rede in Dortmund — Vor Generalstabsoffizieren

23. Juni 1943.

Der Bomberterror unserer Feinde über dem Westen des Reiches hat in diesen Wochen seinen bisherigen Höhepunkt erreicht. Der Stadtkern von Düsseldorf ist buchstäblich ausradiert, Wuppertal in Schutt und Asche gelegt, Dortmund und viele andere einst schöne und betriebsame Städte trostlos verwüstet. Das Leid der betroffenen Bevölkerung ist unermeßlich, die Verluste an Gut und Blut beträchtlich. Niemand macht mehr Witze über den Reichsmarschall, der dem deutschen Volk einst versprach, kein feindliches Flugzeug werde je über Deutschland erscheinen. Mußte nicht in diesem Augenblick wenigstens einer unserer führenden Männer in die verwüsteten Städte fahren, wie das Churchill damals während des „Blitzes" getan hatte? War nicht Göring dazu verpflichtet, wenn der Führer durch wichtigere Geschäfte verhindert war? Er tat es nicht. Aus Furcht? Aus Bequemlichkeit? Aus Scheu vor der Verantwortung? Was e r unterließ, tat Goebbels. Er fuhr mitten in das Luftkriegsgebiet, sprach auf der Beisetzung von 3000 Luftkriegsopfern in Elberfeld, besuchte die Trümmerstätten von Düsseldorf und Bochum und hielt schließlich eine Massenkundgebung in der zerstörten Westfalenhalle von Dortmund. Zweifellos war es ein Wagnis. Er kannte die anonymen Drohbriefe aus dem Rheinland, er wußte um den ganzen Ernst der Lage und die Volksstimmung, die hier ganz gewiß alles andere als rosig war. Aber im Gegensatz zu Göring reizt ihn die Schwierigkeit einer Aufgabe, ja sie fordert seine Aktivität geradezu heraus und steigert seine Kräfte. Die Fahrt wurde ein großer Erfolg. Die Menschen warfen nicht mit Steinen nach ihm. Sie sprangen zwar auf die Trittbretter des Wagens,

ja hielten ihn an, aber nicht, um dem Doktor ein Leid zu tun, sondern um ihm die Hand zu drücken, ihm Grüße an den Führer aufzutragen.

Die Rede in Dortmund war eine rhetorische Meisterleistung. Die Stimmung der 20 000 in der Westfalenhalle, durch deren geborstene Fensterhöhlen der Wind scharfen Brandgeruch hereinwehte, war, wenn nicht gerade feindlich, so doch zumindest skeptisch und abwartend. Aber wie packte er sie! Er wußte genau, daß Parteitagsphrasen hier unangebracht waren. Er zog sie gewissermaßen ins Vertrauen. Er gab zu, daß wir Rückschläge erlitten, ja Fehler gemacht hätten. Sowas sind wir Deutschen nicht gewohnt, von Parteirednern zu hören. Dieser Goebbels aber sagt das wirklich. Mit einem Augenzwinkern gewissermaßen: Mit euch kann ich ja ruhig darüber sprechen! Und die gewohnt sind, immer nur zu lesen und zu hören, daß alles gut und richtig sei, was die da oben machen, sie horchen nun auf einmal auf. Sie fühlen sich ernstgenommen. Oh, er ist ein Meister, der Doktor. Er weiß genau, was wirkt. Und nach wenigen Minuten hat er die Menschen so weit, daß sie Trauer und Trümmer, Not und Jammer vergessen und klatschen und Beifall jubeln.

Nun fällt er auch noch in rheinisches Platt, seinen Heimatdialekt. Das ist ihr Mann! Und das Wunder geschieht: mitten in der düsteren Umgebung, in einer anfangs beinahe feindlichen Stimmung entwickelt sich eine turbulente Kundgebung mit spontanem Beifall und brausenden Heilrufen. Als er dann von der kommenden Vergeltung, den neuen Waffen, der „Armada der Rache" spricht, kennt die Begeisterung keine Grenzen. Diese Menschen hier hat er völlig in seiner Hand. Sie werden für ihn und die von ihm vertretene Sache buchstäblich durchs Feuer gehen. Eine bedenkliche innere Krise ist gemeistert. Der Doktor hat tatsächlich eine Schlacht gewonnen.

Gleichzeitig hat er einen seiner heftigsten Nebenbuhler in der Hierarchie des Dritten Reiches, den Reichsmarschall Hermann Göring glänzend überspielt. Ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht auf dem Weg über die Luftkriegsschädenbekämpfung versuchen würde, sich zum ersten Mann neben Hitler aufzuschwingen. Formell gibt ihm das Amt eines Vorsitzenden des interministeriellen Luftkriegsschädenausschusses die Handhabe dazu. Vor der Öffentlichkeit trägt nicht der zuständige Minister — Göring — sondern e r von jetzt an die Verantwortung.

Am nächsten Morgen spricht er in der Konferenz darüber. Er beginnt, wie immer, unvermittelt, als wir noch kaum auf

unseren Stühlen sitzen, mit verhaltener, fast gleichgültiger Stimme: „Ich habe noch einiges zum Luftkrieg zu sagen. Mir ist im Westen eine Welle von Sympathie entgegengeschlagen. Ich trage vor diesen tapferen und gläubigen Menschen nun die Verantwortung. Und ich trage sie gern ... Der Luftkrieg ist zur Zeit das Problem der Probleme. Es geht nicht mehr an, daß wir in unserer Publizistik dies Thema wie bisher nur so nebenbei behandeln. Jeden Tag müssen wir der so schwer geprüften Bevölkerung wenigstens auf diese Weise unsere Anteilnahme bekunden. Wir wollen sie nicht bemitleiden. Sie wollen kein Mitleid, sondern Verständnis. Jeder weinerliche Ton ist fehl am Platze ... Stellen wir uns doch einmal das ganze Ausmaß dieser Tragödie vor! In Stalingrad waren es 300 000, um die die Herzen des ganzen deutschen Volkes bangten. Im Ruhrgebiet sind es 7 bis 8 Millionen, deren Leben Nacht für Nacht auf dem Spiel steht ... Man soll mir auch nicht mit dem Einwand kommen: Ja, die Engländer haben heute wieder 43 Bomber verloren. Wenn ich mit dem Einsatz von 43 Bombern eine ganze Stadt in Schutt und Asche legen kann, dann ist das ein sehr lohnender und rationeller Einsatz. Nein, nein, der Luftkrieg im Westen ist schon eine Angelegenheit, die gar nicht ernst genug genommen werden kann ... Wenn dann die Menschen vor meinem Hotel stehen und rufen: „Heil Hitler! Grüßen Sie den Führer! Wir halten durch!" Wenn man ihnen sagen kann: „Keinen anderen als euch dürfen so furchtbare Schläge treffen, denn nur ihr seid hart genug, sie zu tragen!" dann kann ich nur sagen: Bravo! Hut ab! Fabelhaft!"

Die Stimme des Ministers hat sich immer mehr gesteigert. Er sitzt aufrecht in seinem Sessel am Kopfende des Konferenztisches. Er hat die Hände auf die Tischplatte gestützt. Es geht von ihm die starke Suggestivkraft seiner Volksreden aus. Jetzt, bei seinen letzten Worten, greift er sich wie grüßend an den Kopf. Dann läßt er sich plötzlich in den Sessel zurückfallen, schweigt, scheinbar teilnahmslos, fast apathisch. Hinter seiner Stirn arbeitet es. In solchen Augenblicken, vom Reden oder einer Diskussion angeregt, hat er seine besten Ideen. Wie oft habe ich ihn nun schon so gesehen, wenn ich unvermutet in sein Arbeitszimmer trat, ganz allein in dem großen, stillen Raum, in seinen Sessel gekauert, unheimlich fast wie ein Gnom. Ohne Zweifel, er hat manchmal etwas beinahe Diabolisches. Ich verstehe, daß er gehaßt und gefürchtet, aber auch bewundert wird.

28. Juni 1943.

„Propaganda hat mit Wahrheit gar nichts zu tun", sagte der Minister heute, als er auf der Konferenz einen seiner Heftigkeitsausbrüche hatte. Es handelte sich wieder einmal um das Thema, das ihn in letzter Zeit mehr und mehr beherrscht, und das sich in den Vordergrund seiner gesamten Arbeit schiebt: den Luftkrieg. Wir veröffentlichen ja seit einigen Tagen aus bestimmten Gründen allerlei Berichte aus den Bombengebieten. PK-Berichter aller Sparten sind dorthin entsandt. Nicht um die Sensationen des Bombenkrieges auszuschöpfen, sondern weil es nicht mehr anging, die furchtbaren Folgen des Bombenterrors vor der Öffentlichkeit zu verheimlichen. Man hatte dem Minister die neueste Wochenschau vorgeführt, die die Greuel in den verwüsteten Städten so wirklichkeitsgetreu und in so drastischen Einzelheiten zeigte, daß seine Frau und Kinder, die der Vorführung beiwohnten, in Tränen ausbrachen und einfach nicht mehr zu trösten waren. „Wenn diese Bilder schon bei meiner Familie, die doch gewiß gut nationalsozialistisch ist, solche Wirkungen auslösen, so kann man gewiß sein, daß sie im Volke eine wahre Panik hervorgerufen hätten. Nicht auszudenken, wenn man diese Wochenschau so hätte aufführen lassen!"

Und nun bekommt der arme Gutterer, der mit hochrotem Kopf dabeisitzt, eins auf den Hut. „Wer sowas durchgehen läßt, versteht von Propaganda so viel wie die Kuh von der Quantentheorie. Daß wir doch kein richtiges Maß kennen! Wir stürzen von einem Extrem ins andere. Erst tun wir so als ob die Bombenangriffe das reinste Kinderspiel seien, und dann knien wir uns förmlich in die Scheußlichkeiten hinein, sowie die Schleusen nur ein wenig geöffnet werden. Glauben Sie doch nicht, daß ich die Berichterstattung freigegeben habe, weil ich so furchtbar wahrheitsliebend bin. Im Gegenteil, wenn ich das Ruhrgebiet hermetisch abschließen könnte, wenn es keine Post und kein Telefon gäbe, kein Wort hätte ich über die Bombenschäden gesagt, kein Wort!

Gewiß ist es scheußlich, was sich z. B. in Krefeld ereignet hat, aber viel scheußlicher wäre das, was sich abspielen würde, wenn die deutsche Moral zerbräche und wir den Krieg verlören. Dasselbe Ruhrgebiet, das heute zwar schwer geschlagen, aber doch nach dem Sieg leicht wieder aufzubauen ist, würde nach einer Niederlage in einem Sumpf von Hungersnot, Massenelend, Seuchen, politischer Unruhen und feindlicher Willkür versinken. Was ist denn Wahrheit im Kriege? Wahr ist, was den Sieg herbeiführen hilft. Propaganda hat mit Wahrheit

überhaupt nichts zu tun! Wir dienen der Wahrheit, indem wir dem deutschen Siege dienen. Man soll doch nicht glauben, daß die Engländer das etwa anders hielten. Denken Sie doch bloß an Churchill und sein berühmtes Kaninchen, das beim Blitz auf London angeblich umgekommen sein sollte. Und mit den britischen Verlusten auf See ist es ganz genauso. Sie werden erst zugegeben, wenn sie sich gar nicht mehr verheimlichen lassen.

Der Minister hat sich in Eifer geredet. Dann treten ihm die Adern auf der Stirn hervor, er bekommt einen roten Kopf, seine Augen scheinen Feuer zu sprühen. Ein Vulkan der Leidenschaft. Wie das Kaninchen die Schlange, so starrt sein Auditorium ihn an, schreckerfüllt, jeder Gegenwehr oder überhaupt irgendeiner Aktion unfähig. Und jeder freut sich, daß sich das Unwetter nicht speziell über seinem Haupte entladen hat.

Eine knappe Stunde später meldet ihm der Chef des Heeres-Personalamtes, General Schmundt, im Thronsaal des Ministeriums 150 hohe Generalstabsoffiziere. Er soll zu ihnen über die politische und allgemeine Kriegslage sprechen. Eine delikate Aufgabe. Es ist ein eigenartiges Bild, den kleinen, körperbehinderten Mann zwischen all den ordenstrotzenden, gold-, silbern- und rotfunkelnden Offizieren zu sehen, zu denen er sich rein äußerlich in umso stärkerem Gegensatz befindet, als er heute betont sportlich — hellgraue Hose, marineblaue Jacke — gekleidet ist. Aber ihm ist nicht das leiseste Inferioritätsgefühl anzumerken. Er begegnet ihnen mit souveräner Überlegenheit, gepaart mit bezwingender Liebenswürdigkeit, spricht vollkommen frei, ohne alle Effekthascherei, eindringlich, klar und überzeugend. Nach der etwa halbstündigen Rede steht er noch kurz mit uns in seinem Vorzimmer zusammen. „Ich glaube, es hat gewirkt", sagt er, die Hände in den Hosentaschen, mit einem Spitzbubenlachen auf dem Gesicht, so unbefangen und herzlich, daß man ihm gut sein muß. „Man muß bei diesen Leuten viel Vergleiche gebrauchen. Das merken sie sich besser. Dazu sind sie ja hergekommen; nicht bloß, um mich anzugaffen." Wieder lacht er, den Kopf in den Nacken geworfen. Dann humpelt er schnell davon.

DER GAULEITER VON GROSS-BERLIN

In Schwanenwerder — Gauleiter von Berlin — Erinnerungen aus der Kampfzeit — Die Jugenderziehung im Kriege

5. Juli 1943.

Ich habe gestern den Minister zum erstenmal inmitten seiner Familie erlebt. Wir waren in Schwanenwerder. Hier pflegt er sein Wochenende zu verleben, wenn sich die Familie nicht während der Sommermonate in Lanke befindet. Nur an diesen kurzen Tagen leistet er sich den Luxus eines Familienlebens, das er dann aber in vollen Zügen genießt. Schwanenwerder ist eine Insel im Wansee. Sie ist von wenigen hübschen Anwesen bestanden, die fast ausschließlich von sogenannten Plutokraten bewohnt werden. Das Steueraufkommen der Insel dürfte das einer mittleren Kleinstadt bedeutend übersteigen. Landschaftlich ist sie von außerordentlichem Reiz. Das Goebbels'sche Grundstück fällt ziemlich steil zum Wasser ab. Man hat einen entzückenden Ausblick auf den See, die jenseitigen grünen Ufer und die zahlreichen weißen Boote, die stets das Wasser beleben. Das Anwesen hat vier Häuser: das Wohnhaus mit Eß-, Wohn- und Gasträumen, das Kinderhaus, in dem diese ihr Reich ganz für sich allein haben, das Diensthaus, in dem sich die Arbeitsräume des Ministers und seiner Mitarbeiter befinden und das Ehepaar sowie Adjutant und Referent schlafen, und schließlich noch ein Nebengebäude mit Filmsaal, Garagen, Ställen und Dienerwohnungen. Das ist das kleine Reich der Familie Goebbels, wo sie mit ihren sieben Kindern, ebensoviel Dienstboten, einigen Pferden, Ponnies, Kaninchen und Federvieh ein fast idyllisches Leben nach dem Motto „my home is my castle" führt.

Beim Mittagessen in der Hermann-Göring-Straße kam der Minister einmal auf seine verschiedenen Häuser zu sprechen. „Hier wohne ich zu Gast", sagte er, „in Lanke wohne ich zu

Gast, aber in Schwanenwerder bin ich zu Hause. Das gehört mir persönlich mit jedem Stuhl und jedem Teppich und jedem Löffel. Und zwar habe ich mir Schwanenwerder erarbeitet, nicht als Minister, sondern als Schriftsteller. Das ist mein Stolz. Und darum fühle ich mich auch in Schwanenwerder so wohl. Das ist mein eigen. Ich will Ihnen kurz die Geschichte von Schwanenwerder erzählen:

„Meine Frau und ich hatten schon seit einiger Zeit unser Auge auf diesen Besitz geworfen. Es war unser Traum. Ein Luftschloß im wahrsten Sinne des Wortes. Wir dachten ernstlich nicht an eine Verwirklichung unseres Traumes, denn es sollte die damals für uns unerschwingliche Summe von 350.000 Mark kosten. Es kam die Machtübernahme, ich wurde Minister. Aber noch immer war an Schwanenwerder nicht zu denken. Ich hatte gerade das Manuskript meines Buches „Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei" fertiggestellt. Ich wußte, daß es ein Riesenschlager, ein Welterfolg werden würde. Ich ging zu Amann, gab ihm das Manuskript und sagte, ich müßte dafür 100.000.— Mark bar auf den Tisch gezahlt bekommen. Zu meinem größten Erstaunen zahlte er mir die Summe ohne ein Wort darüber zu verlieren sofort aus. Tatsächlich hat ihm ja dies Buch auch später ein vielfaches dieser Summe eingetragen. Die ersten 100.000.— Mark hatte ich nun. Weitere 100.000.— Mark konnten meine Frau und ich aufbringen, wenn wir alles zusammenkratzten. Es kamen Hypotheken hinzu, die wir aufnehmen konnten. Schließlich fehlten eben 70.000 Mark und unser Luftschloß blieb weiter unrealisierbar.

Der Führer wußte von unserem Plan, hatte sich das Anwesen in Schwanenwerder sogar schon angesehen und war davon ebenso begeistert wie wir. Als ich in diesen Tagen einmal bei ihm war, fragte er, wie weit es mit dem Hauskauf sei. Ich sagte, wir hätten es uns anders überlegt. Er war erstaunt, denn er wußte, wie sehnlich meine Frau und ich uns dieses Häuschen wünschten. Er drang in mich, bis ich ihm schließlich sagte, daß wir das Geld vorläufig nicht aufbringen könnten und daher einstweilen warten wollten. Wieviel fehlt denn, fragte der Führer. Ich gab ihm Bescheid. Darauf er: Ich schenke Ihnen die 70.000.— Mark. Ich habe gerade ein paar schöne Abrechnungen vom Eher-Verlag bekommen und möchte Ihrer Frau und Ihnen gern die Freude machen und mir gleichzeitig damit das Recht sichern, recht oft bei Ihnen in Schwanenwerder zu Gast zu sein. Der Führer war damals zu diesem Geschenk sehr gut in der Lage. Die Auflagen von „Mein Kampf" waren nach 1933 sprunghaft in die Höhe ge-

schnellt. Nicht nur in Deutschland, sondern in allen Ländern der Welt wurden Millionen von Exemplaren verkauft.

Wenige Tage später war ich wieder in der Reichskanzlei. Der Führer bat mich, einen Augenblick zu warten. Er verschwand für ein paar Minuten, und dann sehe ich ihn noch wie heute die Treppen herunterkommen, unter jedem Arm ein großes Paket. Es waren die versprochenen 70.000.— Mark. Er hatte sie sich vom Verlag in bar, und zwar in 50-Mark-Scheinen auszahlen lassen, um meinen Namen nicht durch die Bücher laufen zu lassen. Mein Fahrer und ich schleppten die Pakete zum Wagen. Wenige Wochen später zogen wir in Schwanenwerder ein."

Der Minister ist auch zu Hause absoluter Autokrat. Nicht nur Dienstboten und Kinder, sondern auch seine Frau stehen völlig unter seinem Einfluß und sind ängstlich bemüht, in keiner Weise seinen Unwillen zu erregen. Man hat den Eindruck, daß sich alles um ihn herum wie auf Filzgaloschen bewegt, wie in einer Pulverfabrik, wo ein unvorsichtiger Tritt mit Nagelschuhen eine verhängnisvolle Explosion herbeiführen kann. Seine eigene Mutter, die auf längere Zeit in Schwanenwerder zu Besuch war, macht von dieser Behutsamkeit im Umgang mit ihm keine Ausnahme. Sie wirkt wie ein Schatten; man bemerkt ihre Anwesenheit kaum. Ich hörte von ihr wenig mehr als ein Dutzend Worte (in schwer verständlichem rheinischem Platt). Sie lacht ständig freundlich verlegen vor sich hin, als ob sie ihre bloße Existenz entschuldigen wollte. Sie scheint es trotz des zehnjährigen Ministerjubiläums ihres Sohnes immer noch nicht recht glauben zu wollen, daß der kleine Joseph, der ihr seit seiner Geburt mit seinem Klumpfuß so viel Sorge machte, nun mit silbernen Löffeln ißt und Grafen, Minister und Millionäre an seinem Tisch zu Gast hat.

Die Kinder begegnen ihrem Vater so, wie das zu sein pflegt, wenn sie ihn nur selten zu Gesicht bekommen: mit einer Mischung zwischen Scheu und Zärtlichkeit. Sein Liebling ist zweifellos Helga, die Älteste, die außerordentlich intelligent ist und für ihre 11 Jahre eine erstaunliche Reife und Auffassungsgabe besitzt. Sie ist auch äußerlich dem Vater am ähnlichsten, hat seine großen, temperamentvollen Augen, sein dichtes, dunkles Haar und seine charakteristischen Gesichtszüge. Die zweite, Hilde (10 Jahre), ist die hübscheste, eine kleine Schönheit, auch dunkel. Dann kommt Helmuth (8 Jahre), der nichts von dem Temperament seiner großen Schwester hat, immer verträumt vor sich hinblickt, mit der Zunge anstößt, in der Schule Schwierigkeiten hat und überhaupt we-

nig von den hervorstehenden Eigenschaften seines Vaters mitbekommen zu haben scheint. Die sechsjährige Holde schielt und wird als Familiendepp behandelt. Sie ist blond wie auch die vierjährige Hedda und die ganz süße zweieinhalbjährige Heide, das Nesthäkchen und der verwöhnte Liebling der ganzen Familie.

Bei Tisch sitzen die Ältesten, Helga und Hilde, rechts und links vom Minister, gegenüber Frau Magda, neben ihr Adjutant und Referent. Die übrigen Plätze der langen Tafel werden von Kindern, Erzieherinnen und Schwestern eingenommen. Die Plätze neben dem Hausherrn sind nicht sonderlich beliebt, da man hier seinen Zwickereien und Neckereien ausgesetzt ist. Solange seine Kinder um ihn herum sind, beschäftigt er sich ausschließlich mit ihnen, ist albern und lustig, daß ihm oft die Tränen über die Backen kullern. Ich sah ihn z. B. am Bechsteinflügel, während ihm die Kinder auf und zwischen den Knien saßen, eine Phantasie über Hänschen-Klein spielen, wobei unzählige Kinderhände halfen. Mir taten die Ohren weh und der Bechstein leid. Aber allen Beteiligten schien es mächtigen Spaß zu machen.

Die Gespräche bei Tisch sind eine eigenartige Mischung von alltäglichen Familienangelegenheiten und Staatsgeschäften. Helmuths Hausaufsatz wird mit ebenso viel Interesse besprochen wie ein neuer Ministerialerlaß, und die Kleidersorgen der Hausfrau rangieren neben einem bevorstehenden Staatsbesuch. Zuweilen lösen Vorkommnisse des Familienalltages ministerielle Maßnahmen aus. So, als Helga eines Tages um 10 Uhr zu einer HJ-Veranstaltung antreten muß, die erst um 15 Uhr beginnt. Der Minister gerät außer sich, daß man Zehntausende von Berliner Kindern bei kühler Witterung ohne Mittagessen im Freien herumstehen läßt, bloß weil irgendein Jugendführer eine „Massenveranstaltung" abhalten will. Ein Ungewitter bricht los. Der Adjutant muß die Schuldigen feststellen. Der Reichsjugendführer persönlich wird ans Telefon zitiert. Über die Hitler-Jugend entlädt sich ein Regen von Sarkasmen aus dem Mund des erbosten Vaters und Ministers.

„Uns halten sie ja bereits für verkalkt", sagt er, „für Friedhofsgemüse. Wo wären sie denn alle, diese Hosentrompeter, die sich heute „Jugendführer" nennen, wenn wir ihnen nicht das Dritte Reich gebaut hätten? Ich werde noch mit 80 Jahren genügend jugendlichen Elan besitzen, um ihnen den Marsch zu blasen!"

Bei dieser Gelegenheit übrigens hörte ich den Minister zum erstenmal einen Witz erzählen: Ein Dreikäsehoch steht

auf dem Potsdamer Platz und heult fürchterlich. Ein netter, alter Herr versucht, ihn zu trösten. Warum heulst du denn so schlimm? — Ich finde — huhu — nicht mehr nach Hause — huhu. — Na, wie kommst du denn überhaupt hierher? Antwort: Wir hatten Führertreffen!

10. Juli 1943.

Einige Tage später finden die häuslichen Erfahrungen mit Helga und der NS-Jugenderziehung ihren politischen Niederschlag auf einer Kreisleitertagung, die der Minister in seiner Eigenschaft als Gauleiter von Berlin abhält. Denn dieses Parteiamt hat er ja neben seinem Ministerposten auch inne und nimmt es sogar sehr ernst. Freilich werden die laufenden Routinegeschäfte von seinem Gaustabsamtsleiter, dem dicken fischäugigen Schach, wahrgenommen, der ihm jedoch täglich über alle Vorkommnisse innerhalb des Gaues Vortrag zu halten und seine Entscheidungen einzuholen hat.

Das Amt des Berliner Gauleiters wird vom Minister deshalb so ernst genommen, weil es unlösbar mit seinem meteorhaften Aufstieg verbunden ist. Wie ein reicher selfmade-man mit Vorliebe von der Zeit erzählt, als er noch Teller wusch oder auf der Straße Zeitungen verkaufte, so Goebbels von den Tagen, als er in schwarzer Lüsterjacke und mit einem Strohköfferchen in der Hand als völlig unbekannter junger Mann seinen Einzug in Berlin hielt, um die Reichshauptstadt für den Nationalsozialismus zu erobern. Bei jeder Gelegenheit kommt er auf diese Zeit zu sprechen und lebt in den Erinnerungen wie in einem Jungborn auf. Erst neulich Abend, als wir von bestimmten Vollmachten sprachen, die er zur Erledigung eines Auftrages vom Führer verlangen wollte, sprach er wieder davon.

„Als ich seinerzeit", beginnt er, „vom Führer den Auftrag erhielt, den Berliner Gau in Ordnung zu bringen, da machte ich zur Bedingung, daß ich absolute Vollmachten erhielte und niemand als dem Führer selbst verantwortlich wäre. Ich bekam sie, und nur so konnte ich mich an die Bewältigung der schier unlösbar erscheinenden Aufgabe machen. Wie sah dieser Gau Berlin der NSDAP bloß aus! Ganze 500 Mitglieder hatte er, eine verschwindend kleine Minderheit also gegenüber dem in sozialistischen Parteien, Gewerkschaften und proletarischen Kampfverbänden wohl organisierten Marxismus. Und dies kleine Häuflein war in sich noch uneinheitlich, in zahllose gegeneinander arbeitende Gruppen zerspalten, von fragwürdigen Elementen durchsetzt.

Ich denke nur an meinen Vorgänger namens Schlange. Als er in einer Versammlung mal leibesvisitiert wurde, fand die Polizei in seinen Taschen eine Flasche Schnaps und einen Wecker. Die Berliner Judenpresse schrieb damals — ich fürchte zu Recht — daß er ohne den Schnaps nicht leben und ohne den Wecker nicht aus seinem Rausch aufwachen konnte. Wie ihn gab es viele fragwürdige Gestalten in unseren Reihen. Sie kennen sicher noch „Rübezahl", der es in der Berliner SA der Kampfzeit zu einer gewissen Berühmtheit brachte, der keine Wohnung, keine Beschäftigung, keinen Knopf an der Hose und keinen Pfennig in der Tasche hatte, und der es als seine Lebensaufgabe betrachtete, sich mit Kommunisten und Polizei herumzuschlagen. Gewiß, wir brauchten damals solche Leute. Man war ja froh, wenn sich überhaupt jemand für uns interessierte.

Was für Besucher empfing ich damals als Gauleiter! Da kam mal einer, der meinte, einen Punkt zu unserem Parteiprogramm beisteuern zu können. Es handele sich um Fremdwörter. Das interessierte mich. Ob er sie verdeutschen wolle? Keineswegs, war die Antwort. Man müsse die Fremdwörter nur richtig schreiben und entsprechend verstehen: z. B. ästhetisch = Eß-Teetisch. So sah damals ein großer Teil unserer Parteigenossenschaft aus. Hier mußte radikal durchgegriffen werden. Das tat ich. Ich schloß zunächst die Hälfte der 500 Mitglieder kurzerhand aus und behielt nur die, auf die ich glaubte, mich unbedingt verlassen zu können. Den Parteigenossen von der Reichsleitung in München sträubten sich die Haare. Damals tauchte zum erstenmal in Zusammenhang mit mir die Bezeichnung „Amokläufer" auf. Ich habe sie übrigens stets als Ehrentitel aufgefaßt. Der Reichsschatzmeister war außer sich. 250 Parteigenossen rausgeschmissen! Das bedeutete 250 Mark Mitgliedsbeiträge im Monat weniger. Und das war damals viel Geld für uns. Ich bekam wutschnaubende Briefe aus München. Aber ich kümmerte mich nicht darum, sondern berief mich auf meine Vollmachten.

Wie richtig ich gehandelt hatte, zeigte sich bald, als die zahlenmäßig zwar kleinere, aber nun wirklich schlagkräftige Berliner Parteigenossenschaft, unbelastet von inneren Zwistigkeiten, Narren, Säufern und Querköpfen, den Kampf aufnehmen konnte und in kurzer Frist nicht nur ihre zahlenmäßige Stärke, sondern auch ihr Ansehen und ihre Schlagkraft so weit vermehrte, daß das anfangs für unmöglich Gehaltene Wirklichkeit wurde: Berlin aus einer Domäne des Marxismus zu einer Hochburg des Nationalsozialismus zu machen und den

Schlachtruf der Kommune „Berlin bleibt rot!“ ad absurdum zu führen.“

Auch heute noch nimmt der Minister sein Gauleiteramt sehr ernst. In regelmäßigen Zeitabständen ruft er die Berliner Kreisleiter und Führer der Gliederungen zu sich und spricht zu ihnen eingehend und meist sehr offen über die Lage und besonders wichtige Probleme des Tages. Der Konferenzsaal ist dicht mit braunen Uniformen gefüllt. Die Hakenkreuzarmbinden leuchten, deren revolutionäres Rot freilich durch viel Gold in Form von Eichenlaubleisten verschiedener Art gewissermaßen abgeblendet ist. Der Minister ist in dieser goldbraunen Versammlung (außer mir) der einzige Zivilist. Er wirkt hier besonders schlicht, trägt weder Parteiabzeichen noch Orden und Ehrenzeichen; auch verzichtet er auf jeden Schmuck wie Ringe, Armbänder oder Schlipsnadel.

Der Gauleiter wählt die zwangloseste Form des Vortrages. Er lehnt sich bequem in den Sessel zurück, schlägt die Beine übereinander, legt das Exposé seines Vortrages vor sich auf den Tisch, die Armbanduhr daneben und beginnt. Beim Sprechen spielt er mit der Büroklammer des Konzeptes, bis sie kaputt ist, schaukelt mit dem Sessel, stemmt die Knie gegen die Tischkante, kurz benimmt sich tout comme chez soi. Die Parteigenossen um ihn herum vertreten alle einen ziemlich einheitlichen Typ, den des alten Kämpfers, die meisten mit Auszeichnungen des ersten Weltkrieges auf der Brust neben den Gauehrenzeichen des Gaues Berlin (für 10- und 15jährige Mitgliedschaft), mit energischen Gesichtern, oft stiernackig, manche dick, wenige vom intellektuellen Typ. Die Generation über 50 ist ebenso selten wie die unter 30. Der Berliner HJ-Führer z. B. fällt mit seinem frischen Jungengesicht und dem EK-Band dieses Krieges an der Uniform völlig aus dem Rahmen.

An ihn speziell sind die Worte gerichtet, die der Gauleiter jetzt über die Jugenderziehung sagt. Man könne leider nicht behaupten, daß die HJ im Volk den gleichen guten Ruf genieße wie etwa das Heer. Dieses sei in allen Schichten des Volkes gleich beliebt. Der Generaldirektor sage ebenso wie der Arbeiter zu seinem Sohn: Na, warte mal, wenn du zum Militär kommst, da wird man dir schon Schliff beibringen! Die Einstellung, die sich in diesem Satz bekunde, gelte leider nicht gegenüber der HJ. Das müsse anders werden.

Ziel unserer Jugenderziehung müsse es sein, den Jungen neben charakterlicher und wissenschaftlicher Bildung und vielem anderen auch eine absolute Sicherheit im öffentlichen Le-

ben zu geben. Die englische Führerschicht z. B. saufe diese Sicherheit bereits mit der ersten Milch der Wissenschaft in den Colleges auf. Es sei nicht länger tragbar, daß sich etwa auf einer x-beliebigen Tagung alle Teilnehmer sicher bewegten mit Ausnahme des Vertreters der Partei, der nicht wisse, ob er dem Portier die Hand drücken, mit welchem Besteck er welches Gericht essen, und ob er sich die Serviette in den Ausschnitt der Uniform stecken solle, der vor lauter Verlegenheit über den Teppich stolpere und seine Unsicherheit oft hinter einer betonten Rüpelhaftigkeit zu verbergen suche. „Wir sind heute die Träger des Staates und seine Repräsentanten und nicht mehr die Rabauken, die aufs Parkett spucken."

Und nun zur Mädelerziehung. Da müsse sich noch vieles ändern. Er sähe nicht ein, warum eine tüchtige Hausfrau und Mutter marschieren können müsse. Der Doktor sprach mir so recht aus dem Herzen, als er die Militarisierung und Vermännlichung unserer Mädels mit beißendem Spott überschüttete. Das sei nicht nur lächerlich und abstoßend, sondern auch physiologisch ein Nonsens. „Ich habe gewiß nichts dagegen, wenn Mädels Gymnastik oder Sport in vernünftigen Grenzen betreiben. Wozu muß aber eine künftige Mutter Gepäckmärsche machen? Sie soll gesund und kräftig, graziös und hübsch anzusehen sein. Dazu können ihr vernünftige Leibesübungen verhelfen. Aber sie soll keine Muskelpakete an Armen und Beinen und einen Tritt wie ein Grenadier haben. Jedenfalls werde ich nicht dulden, daß unsere Mädels in Berlin zu Kerls gemacht werden.

Wenn die HJ es nicht schafft, unsere jungen Mädchen zu wahren Trampeln auszubilden, dann holt das bestimmt der weibliche Arbeitsdienst nach. Es ist doch ein trauriger Zustand, daß Schauspielerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen durch besonderen Führererlaß vom Arbeitsdienst befreit werden müssen, um wenigstens auf dem Gebiet der schönen Künste in Deutschland eine Art Reservation zu schaffen, in der weibliche Schönheit und Anmut, unbedroht von der sozusagen von Amtswegen geförderten Verrohung und Vermännlichung unserer Frauen, ein bescheidenes aber gesichertes Dasein führen können."

Verständnisinniges Schmunzeln geht über die Gesichter der Versammelten. In solchen internen Besprechungen herrscht natürlich ein viel freierer und offenerer Ton als wenn die Parteiführer gewissermaßen vor dem Hintergrund des Parteiprogrammes öffentlich sprechen. Trotzdem glaubt der Minister ausdrücklich vor der Verbreitung einer Äußerung warnen zu

müssen, die er im weiteren Verlauf seiner Darlegungen macht. Es handelt sich um die Schäden in den Luftkriegsgebieten.

„Natürlich blutet einem das Herz", sagt er, „wenn man diese verwüsteten Städte sieht. Aber, seien wir ehrlich, ist es um sie wirklich so schade? Hatten sie nicht, städtebaulich gesehen, alle mehr oder weniger große Mängel? Und sollten wir nicht den Engländern beinahe dankbar sein, daß sie uns die Mühe sparen, sie eines Tages abzureißen? Aller städtebaulicher Fortschritt ist durch Kriege hervorgerufen worden. Wie oft sind unsere schönen alten Städte wie Augsburg, Nürnberg, Frankfurt zerstört, gebrandschatzt und verwüstet worden, um jedesmal schöner als zuvor wieder aufzuerstehen! Welcher Bürgermeister hätte wohl gewagt, den Abbruch der Hohen Straße in Köln anzuordnen, die im Lauf der Zeit zu einer verkehrstechnischen und städtebaulichen Unmöglichkeit geworden war! Nun haben ihm ein paar englische Luftminen diese Sorge abgenommen. Die Engländer sagten 1940 ganz offen: Wir danken euch, daß ihr uns die Arbeit abnehmt, unsere Slums niederzureißen. Wir haben das damals als die „unüberbietbare Äußerung plutokratischen Zynismus" angeprangert. Aber unsere Empörung war nur gespielt, denn die Engländer haben ja mit dieser Einstellung vollkommen recht, und wir stehen heute beinahe auf dem gleichen vernünftigen Standpunkt."

EIN ARBEITSTAG IM MINISTERIUM

Meine Aufgaben — Das Tagebuch — Die Artikel im „Reich" — Essen und Lebensmittelkarten — Die deutschen Filmschaffenden beim Minister — Der Reichserziehungsminister Dr. Rust—„Künstler" und Künstler

12. Juli 1943.

Ich bin jetzt rund einen Monat beim Doktor. Meine zunächst befristete Kommandierung ins Ministerium ist in eine ständige umgewandelt worden. Wautzel hat seine Geschäfte endgültig an mich übergeben und seinen neuen Posten im Büro des Staatssekretärs Gutterer angetreten. Ob er sich da nicht auf einen morschen Ast gesetzt hat? Ich habe das Gefühl, Gutterer wird die längste Zeit Staatssekretär gewesen sein.

Meine Arbeit macht mir Freude, obwohl sie sehr reichlich bemessen und an einen Stunden-Tag gar nicht zu denken ist. Der Tagesablauf des Ministers, und damit auch meiner, sieht etwa so aus:

Um 7.30 Uhr betritt der Diener Emil, geräuschlos wie immer, das Ankleidezimmer des Ministers, einen Teewagen vor sich herschiebend, auf dem neben einer Tasse Kaffee, einem Schälchen mit drei verschiedenen Vitamin-Tabletten und einem Teller mit zwei hauchdünnen, sorgfältig in Viertel geschnittenen Scheiben Schwarzbrot, eine rote Mappe mit der Aufschrift „Telegramme für den Herrn Minister" liegt. Ehe Emil aus dem Ankleidezimmer ebenso geräuschlos verschwindet, wie er gekommen ist, hat er behutsam an die Tür des benachbarten Schlafzimmers geklopft und ein verschlafenes, nicht sehr freundliches Brummen abgewartet, welches ihm als Zeichen dient, daß sein Wecken von Erfolg gewesen ist.

Die rote Mappe, dick geschwollen von den telegraphischen Meldungen der Nachrichtenbüros ist mir, zusammen mit den Morgenzeitungen, in einer verschließbaren Geheimmappe punkt

6 Uhr von dem nachtdiensthabenden SS-Mann ans Bett gebracht worden. Nur der Pressereferent besitzt einen Schlüssel für diese Geheimmappen und ist zu besonderer Sorgfalt verpflichtet worden. Denn die politischen Meldungen, wie sie aus dem Ausland bei den Nachrichtenbüros einlaufen, sind keineswegs für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern rangieren ihrer Wichtigkeit entsprechend unter „vertraulich", „geheim" und „ganz geheim". Das DNB gibt seine Dienste nach dem Grade ihrer Vertraulichkeit in verschiedenen Farben heraus. Nach eigenem Gutdünken verwenden darf die deutsche Presse nur den blauen und grünen Dienst. Das ist also ungefährlicher, mehr oder weniger bereits durchgekauter Nachrichtenstoff. Den roten Dienst bekommen zwar die meisten Redaktionen, dürfen den Inhalt jedoch nur zur eigenen Information oder nach ausdrücklicher Freigabe durch das Propagandaministerium verwenden. Den weißen Dienst schließlich erhalten nur wenige Auserlesene, zu denen übrigens im Dritten Reich nicht einmal der gewöhnliche Gauleiter gehört.

Diesen dicken Stoß weißer und roter DNB-Telegramme, zu denen noch der Transocean-Dienst und gelegentlich einige andere Informationsquellen hinzukommen, gilt es in Windeseile durchzuarbeiten. 1¼ Stunde steht dazu zur Verfügung. Ich setze mich im Pyjama an den Schreibtisch, ohne mir die Mühe zu machen, mich zuvor zu waschen oder zu kämmen. Die Nacht ist kurz und jede Minute kostbar. Anfänglich können die schlaftrunkenen Augen noch kaum die schlecht vervielfältigten Telegramme entziffern. Der Minister bekommt nur eine kleine Auswahl, etwa den zehnten Teil, vorgelegt. Alles weniger Wichtige fliegt in den Papierkorb — einen Geheimpapierkorb übrigens, dessen Inhalt sofort vernichtet werden muß. Mit dem Blaustift werden dann die wichtigsten Stellen unterstrichen, Ort und Herkunft der Meldung mit Kreisen oder Kästchen markiert, unwichtige Absätze ausgestrichen.

Ist diese Arbeit getan, schnell noch ein Blick in die Zeitungen, ob sie auch nicht vielleicht vom Vortage sind (auch das ist nämlich schon vorgekommen, wofür auf den verantwortlichen Pressereferenten ein heiliges Donnerwetter herniederging). Der Minister bekommt von den Berliner Zeitungen nur den VB und das 12-Uhr-Blatt vorgelegt, die sogenannten bürgerlichen Zeitungen interessieren ihn nicht. Die Provinzpresse erhält er in Ausschnitten zur Durchsicht. Die einzige Provinzzeitung, die ihm im Original vorgelegt wird und die er auch täglich von vorne bis hinten einschließlich der Anzeigen und

Familiennachrichten sorgfältig durchliest, ist die Zeitung seiner Heimatstadt Rheydt.

Zeitungen und Telegramme zusammen ergeben das Nachrichtenbild der Nacht. Seit 7.15 Uhr steht Emil mit rührender Geduld wie eine Statue schweigend in der Tür meines Schlafzimmers und wartet, bis ich in fliegender Hast die rote Mappe fertiggemacht habe. Manchmal, wenn es besonders spät geworden ist, und nur noch wenige Minuten bis 7.30 Uhr fehlen, höre ich, wie er mit rasender Geschwindigkeit den Gang zur Treppe entlangläuft. Es soll in seiner langjährigen Dienstzeit noch nicht ein einziges Mal vorgekommen sein, daß er sich auch nur um eine einzige Minute verspätet hat.

Ich könnte mich jetzt noch für eine halbe Stunde wieder ins Bett legen. Aber das tue ich nur, wenn ich ganz besonders müde bin, also etwa nur zwei oder drei Stunden zum Schlafen gekommen bin. Im allgemeinen ziehe ich es vor, diese Zeit in der Badewanne zu verbringen. Der Minister badet morgens nicht, sondern braucht die Stunde zwischen Wecken und Abfahrt zu seiner sehr sorgfältigen Toilette und zur Durchsicht der Zeitungen und Telegramme. Um 8.15 Uhr sitzen der Adjutant und ich abmarschbereit in der Halle, wo man uns in einer Nische unser trocken Brot und einen sehr dünnen, meist bloß lauwarmen Spitzbohnenkaffee aufgetragen hat. Mit vollen Backen wird noch schnell mit dem Referenten vom Dienst im Ministerium telefoniert, um Auskunft über besondere Vorkommnisse während der Nacht, besonders im Luftkrieg einzuholen. Auf der kurzen Fahrt zum Wilhelmplatz will der Minister von mir stichwortartig unterrichtet werden.

Und jetzt kommt er auch schon die Treppe herunter, die rote Mappe in der Hand. Seine kleine Aktentasche, die er am Abend zuvor sorgfältig gepackt und auf seinen Schreibtisch gelegt hat, trägt Emil hinter ihm her. Sie enthält selten mehr als einen Notizblock, gelegentlich einige Akten. Ich bekomme von Emil die Ledermappe, vom Minister die rote Telegramm-Mappe ausgehändigt und habe die letztere in die erstere zu stecken und beide drüben im Ministerium genau auf die Mitte des ministeriellen Schreibtisches, eine Handbreit von der Tischkante entfernt, wohl ausgerichtet niederzulegen. Es ist ein bis ins Kleinste ausgearbeitetes Ritual, auf dessen peinliche Innehaltung der Minister größten Wert legt.

Der Minister ist aufs Sorgfältigste gekleidet, frisiert und rasiert. Er verbreitet morgens den frischen Duft eines dezenten Haarwassers. Er trägt stets cremefarbene Seidenhemden mit festem Kragen, selbst zur Partei-Uniform statt des vor-

schriftsmäßigen Braunhemdes. An seiner Uniform entspricht überhaupt nur das Braun von Rock und Schlips den Vorschriften. Statt der braunen Stiefelhose und den Langschäftigen trägt er eine Frackhose mit seidenen Biesen und Lackschnürschuhe. Seine Zivilanzüge sind zugleich elegant und unauffällig und sehr zahlreich. Ich habe ihn bisher noch an keinem Tag den gleichen Anzug tragen sehen. Emil erzählte mir einmal, er könne jeden Tag im Jahr einen anderen Anzug anziehen. Ihm obliegt die Pflege der ministeriellen Garderobe. Der Anzug, den der Minister abends auszieht, wird von ihm am nächsten Tage gesäubert, gebügelt und in den Schrank zurückgehängt, und ein neuer Anzug nebst passendem Binder sowie frischem Hemd im Ankleidezimmer zurecht gelegt. Seine Schlipse bindet der Minister mit kleinem, festem Knoten aufs Sorgfältigste. Er ist stets wie aus dem Ei gepellt. Ich habe an seinem Äußeren nie auch nur die geringste Unkorrektheit wahrgenommen.

Einmal wöchentlich erscheint ein das Friseurhandwerk betreibender alter Parteigenosse aus dem Friseurgeschäft im Kaiserhof in Begleitung einer blondgelockten Maniküre, um die fällige Verschönerungsprozedur an Haar und Fingernägeln des Ministers vorzunehmen. Diesen Akt der Körperpflege verrichtet er mit der gleichen minutiösen Pünktlichkeit wie sein zweimal wöchentlich erfolgendes Bad, das am Dienstag und Freitag vor dem Abendessen bei einer genau einzuhaltenden Temperatur von 38 Grad Celsius stattfindet. Damit der Ritus des warmen Bades auch auf längeren Reisen nicht unterbrochen wird, ist der Salonwagen des Ministers, der in die jeweiligen fahrplanmäßigen D-Züge eingekoppelt wird, mit einem kleinen Baderaum ausgestattet.

So appetitlich auch der Minister in seiner peinlichen Gepflegtheit morgens anzusehen ist, sein Gesicht verbreitet keine gute Laune. Er gehört zu dem weitverbreiteten Typ des Morgenbrummers, der nach dem Aufstehen stets schlechter Laune ist und erst im weiteren Verlauf des Tages seine Ausgeglichenheit wiederfindet. Er steht, wie viele Geistesarbeiter, ungern früh auf und hat seine produktivsten Stunden abends oder gar erst nach Mitternacht. So wird bei unserem morgendlichen Aufbruch kaum ein Wort gesprochen. Stumm reicht er dem Adjutanten und mir die Hand. Emil hält Mantel, Hut und Handschuhe bereit, ohne welche der Minister auch an den heißesten Sommertagen nie das Haus verläßt. Der Hausintendant öffnet die Tür und schließt sie wieder hinter uns, vermutlich mit einem Seufzer der Erleichterung.

Draußen steht der schwarze Mercedes-Kompressor, dem man von außen nicht ansieht, daß seine Karrosserie aus Panzerstahl und die Scheiben aus zentimeterstarkem, schußsicherem Glas sind. Sturmführer Rach, ein alter Berliner SA-Mann, der den Minister schon in der Kampfzeit fuhr, hält mit der einen Hand die Wagentür geöffnet, mit der anderen erweist er den deutschen Gruß. Wenn er die Tür sehr behutsam geschlossen hat (sie wiegt mehrere Zentner) sitzen der Adjutant und ich schon auf den rückwärtigen Plätzen. Jetzt werden die Flügel der Pforte von den SS-Wachmännern aufgerissen, der Wagen rauscht, gefolgt von dem offenen Mercedes mit den SS-Männern des Begleitkommandos, zum Tor hinaus, vorbei an dem grüßenden Schupo, der den Verkehr in der Hermann-Göring-Straße inzwischen abgestoppt hat.

Ohne eine Aufforderung abzuwarten, sage ich die telefonisch eingeholte Bombenmeldung her. Wir alle freuen uns, wenn es heißt: „Heute nacht keine Angriffe". Meist jedoch ist allerlei Unerfreuliches zu vermelden. Ich werfe noch einen schnellen Blick in die rote Mappe, in welcher die Telegramme des Morgens die Spuren des ministeriellen Grünstiftes tragen in Form von Unterstreichungen, Frage- oder Ausrufungszeichen oder gelegentlich auch einer kurzen Randbemerkung. Der Grünstift steht allein dem Minister zu, der Rotstift den Staatssekretären, der Blaustift Abteilungsleitern und persönlichen Referenten. Alles andere hat sich des gewöhnlichen Blei- oder Kopierstiftes zu bedienen.

Da fahren wir auch schon auf die Rampe des Prinz-Leopold-Palais am Wilhelmplatz, gehen wortlos hinter dem Minister, vorbei an dem die Tür aufhaltenden und grüßenden Portier, über die roten Velourteppiche der Treppe in den ersten Stock. Eine SS-Ordonnanz, Ochs mit Namen, das uniformierte Gegenstück vom Diener Emil, nimmt dem Minister Hut und Mantel ab, die Doppeltür des Arbeitszimmers schließt sich, unser Arbeitstag im Ministerium beginnt.

Das Arbeitszimmer des Ministers ist von weiten Dimensionen. Die eine Längswand wird in ihrer ganzen Breite von hohen Fenstern eingenommen, die auf den Wilhelmplatz hinausgehen und das Tageslicht voll hereinlassen. Die Ausstattung des Raumes ist, im Vergleich zu dem in der Hermann-Göring-Straße, nüchterner und geschäftsmäßiger. Am Kopfende des langgestreckten Raumes steht ein großer Schreibtisch, am anderen Ende ein niedriger runder Tisch, umgeben von Sesseln und Sofas, auf denen Besucher empfangen und Besprechungen in kleinem Kreise abgehalten werden. Eine

Tür führt zum Ministervorzimmer, in dem stets zwei Sekretärinnen in mehreren Schichten Dienst tun, und an das sich die Diensträume Dr. Naumanns anschließen, eine andere zu einem Wohnzimmer und einem kleinen Kabinett, die für den persönlichen Gebrauch des Ministers vorgesehen, bisher aber erst ganz selten gebraucht worden sind.

Kurz vor dem Eintreffen des Ministers hat der Chef des Ministeramtes den sogenannten Vortrag auf dessen Schreibtisch gelegt, eine oder auch mehrere dickbauchige Unterschriftenmappen, angefüllt mit den Vorgängen, von denen der Minister Kenntnis nehmen oder die er unterschreiben oder abzeichnen muß. Der Vortrag ist am Vorabend von Dr. Naumann bearbeitet und „ministerreif" gemacht worden. Sämtliche ausgehenden Schreiben und Akten werden von den zuständigen Abteilungsleitern über das Büro des Staatssekretärs dem Ministeramt zugeleitet, wo sie von Dr. Naumann durchgesehen, korrigiert oder verworfen und zur Neubearbeitung an die Abteilung zurückgegeben werden. Erst wenn dieser glaubt, daß das Schriftstück o. k. ist, wird es dem Minister vorgelegt, der es dann freilich oft genug auch noch korrigiert oder verwirft.

Naumann hat sich über jeden Vorgang bei dem betreffenden Abteilungsleiter genau informiert, so daß er dem Minister nachher, beim mündlichen Vortrag, jede gewünschte Auskunft erteilen kann. Dieser mündliche Vortrag findet um 10 Uhr statt. Zu ihm erscheinen der geschäftsführende Staatssekretär (Gutterer), der kaum je etwas Gewichtiges zu sagen hat und mehr oder weniger nur der Form halber teilnimmt, Dr. Naumann, der über die Angelegenheiten des Ministeriums, und Schach, der über die des Gaues referiert.

Der Minister führt über die ihm zu machenden Vorlagen genau Buch. Beispiel: der Erntedanktag naht heran. Ihm soll ein Vorschlag über dessen Ausgestaltung gemacht werden. Die Abteilung Propaganda erhält den Auftrag, einen solchen Vorschlag zum 10. August vorzulegen. Unter diesem Datum notiert sich der Minister das Stichwort: Ausgestaltung Erntedanktag. Für das gleiche Datum kommen im Lauf der Zeit noch viele andere geforderte Unterlagen hinzu, eine lange, lange Liste schließlich. Ein Duplikat davon führt Dr. Naumann, der durch sein Sekretariat die betreffenden Herren einige Tage vorher an die rechtzeitige Ablieferung ihrer Ministervorlage erinnern läßt. Pünktlich am vorgeschriebenen Tage gehen die Vorlagen ein und der Minister macht dann auf seiner Liste durch das betreffende Stichwort einen dicken grünen Strich. Die Hoffnung, daß man durch dies eiserne Kontroll-

system einmal hindurchrutschen könnte, hat sich noch stets als trügerisch erwiesen.

An den Vortrag schließt sich um 11 Uhr die Ministerkonferenz an, über die ich schon ausführlich berichtet habe. Die Zeit danach bis zum Mittagessen ist für den Empfang von Besuchern vorgesehen. Täglich sind deren zwei oder drei auf dem Terminkalender vermerkt. Es kommt etwa ein Ministerkollege, ein Reichs- oder Gauleiter, ein Wissenschaftler, ein General, Vertreter von Film, Rundfunk und Presse, einzeln und in Gruppen, Frontabordnungen, ausländische Staatsmänner oder Diplomaten, Künstler, Experten der Technik oder Wirtschaft in buntem Wechsel. Dr. Naumann ist bei allen Besuchen, und seien sie auch noch so vertraulicher Natur, zugegen, der Staatssekretär und zuständige Abteilungsleiter gelegentlich, und der Pressereferent nur bei solchen, über die eine amtliche Verlautbarung erfolgt. In diesem Fall werden von mir Pressefotografen bestellt und unmittelbar im Anschluß an den Besuch eine Pressenotiz abgefaßt, die der Minister am Nachmittag von mir zur Freigabe vorgelegt erhält. Der persönliche Pressereferent genießt insofern eine Sonderstellung im Ministerium, als er, im Gegensatz zu allen Abteilungsleitern, die den Dienstweg über Staatssekretär und Ministeramt einhalten müssen, direkt beim Minister vorlageberechtigt ist.

Die Vormittagsbesuche dehnen sich, sehr zu unserem Unwillen und dem unserer knurrenden Mägen, oft bis zwei oder drei Uhr nachmittags oder sogar länger aus. Dann endlich kommt der erlösende Anruf vom Ministervorzimmer: „Der Minister fährt!" Die Aktentasche liegt schon griffbereit, und im Geschwindschritt geht's ins Vorzimmer, wo der Doktor meist schon in Hut und Mantel noch im Gespräch mit Dr. Naumann steht. Auf einem kleinen Tischchen liegt ein Durchschlag der mittags vom Reichspressechef verfaßten Tagesparole zur Durchsicht und vielleicht noch ein eiliger Brief zur Unterschrift, was der Minister im Stehen erledigt. Ochs und der SS-Mann vom Begleitkommando bringen uns an den Wagen. Ein paar Neugierige, die auf dem Wilhelmplatz vor der Rampe stehen geblieben sind, reißen die Mäuler auf oder heben die Hand zum Gruß. Der Mercedes braust ab. Der Arbeitstag im Ministerium ist beendet.

Frau Schmidt, die Wiener Köchin des Ministers, mag allen Hausfrauen als Vorbild dienen, die behaupten, die Unpünktlichkeit ihrer Männer sei schuld daran, wenn die Suppe

kalt, das Fleisch verschmort und die Sauce angetrocknet ist. Ich habe trotz der Unpünktlichkeit des Ministers, die durch die vorher nicht genau abzuschätzende Dauer seiner Vormittagsbesuche bedingt ist, in der Hermann-Göring-Straße noch nie ein Mittagessen erlebt, das nicht in jeder Beziehung vollkommen einwandfrei war. Die Brühe war stets mundwarm, die gebackenen oder gebratenen Gerichte dampfend und frisch aus dem Ofen und die Kartoffeln eben abgegossen. Zwar wird Frau Schmidt durch den Adjutanten telefonisch von der Abfahrt des Ministers unterrichtet, aber eine Viertelstunde später muß das Essen auch schon serviert sein. Frau Schmidt ist eben eine Perle. Ihre zauberhaften Menues haben nur den einen Nachteil, wofür Frau Schmidt freilich keine Schuld trifft, daß die Menge der aufgetragenen Speisen in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Güte steht. Sie richten sich nicht nur nach den beschränkten Rationssätzen, sondern auch nach dem Spatzenmagen des Ministers. Jedes Mittagessen beginnt mit einer winzigen Portion Brühe oder Suppe, die man gut mit einem einzigen Schluck herunterspülen könnte, in der man aber anstandshalber solange herumlöffelt wie der Minister auch. Dazu wird von Emil eine in vier Teile zerlegte halbe Schnitte Graubrot herumgereicht. Der Fleischgang besteht etwa aus einer taubenei großen Boulette, drei oder vier Kartoffeln und Gemüse. Das Lieblingsgemüse des Ministers ist Spinat. Das Menue endet mit einer Süßspeise, in deren Herstellung Frau Schmidt den Gipfel ihrer Kochkunst erreicht.

Beim Essen selbst wird meist viel gesprochen. Die Bewältigung der Liliputportionen erfordert nur wenige Minuten. Wenn Emil aber dann abgeräumt und Zigaretten herumgereicht hat, wird der Minister gesprächig. Es summt förmlich in seinem Kopf von den Arbeitsvorgängen des Vormittages. Und dann spricht er über dieses oder jenes Problem, erzählt von seinen Besuchern, entwickelt Pläne und findet in der Unterhaltung zuweilen Ansätze eines neuen Gedankens, den er dann später weiter ausarbeitet. Der Adjutant entschuldigt sich für gewöhnlich mit Dienstgeschäften, in Wirklichkeit jedoch um sich in die Koje zu legen. Der Minister bleibt aber meist noch eine halbe Stunde, oft auch länger mit mir am Tisch sitzen, eine zweite oder dritte Verdauungszigarette rauchend. Ich habe oft, wenn mir nach einer vorhergegangenen kurzen Nacht die Augen zuzufallen drohten, den Adjutanten beneidet, der indessen schlafen durfte. Aber ich habe von jeder der Unterhaltungen mit dem Minister Gewinn gehabt. Sein Geist ist scharf, sein Witz blendend und seine Bildung umfassend.

Eine Unterhaltung mit ihm kann wohl verlorenen Schlaf, nie aber verlorene Zeit bedeuten.

Nach dem Mittagessen hält Goebbels Mittagsruhe. Er setzt sich dazu in seinem Schlafzimmer in einen Sessel, eine Decke über die Knie gebreitet. Ich habe ihn so nie beobachtet, mir aber berichten lassen, daß er dabei, den Kopf zurückgesunken und mit herabgefallenem Kinn, dem Alten Fritz nicht unähnlich aussehen soll, der ja auch auf diese wenig bequeme Weise zu ruhen pflegte. Für mich jedenfalls wäre das nichts. Ich bin in dieser Nachmittagsstunde oftmals in meinem Schreibtischsessel eingenickt, die zu bearbeitenden Nachmittags-Telegramme vor mir auf dem Schreibtisch liegend, und stets mit Kopfschmerzen und steifem Genick aufgewacht, zum Glück immer noch rechtzeitig, um die bewußte rote Mappe mit den bearbeiteten Telegrammen sowie die „Nachtausgabe" und am Freitag dazu die neueste Nummer der Wochenzeitung „Das Reich" dem Minister zu 16.30 Uhr auf den Schreibtisch zu legen.

Eine halbe Stunde später etwa schnarrt eine Klingel in meinem Arbeitszimmer kurz und energisch zweimal hintereinander. Das Klingelzeichen gilt mir (einmal für den Adjutanten) und kommt von nebenan. Ich knöpfe mir die Uniform zu, nehme Notizbuch und Bleistift zur Hand und öffne behutsam die Doppeltür zum Arbeitszimmer des Ministers. Er sitzt an seinem Schreibtisch, neben sich einen Teewagen, wie zum Frühstück mit Kaffee, zwei hauchdünnen Scheiben Brot und einem Schälchen mit drei verschiedenen Pillen bestanden. Ein überaus sympathischer Duft von frischem Bohnenkaffee und dem Rauch guter Zigaretten füllt den Raum. Ich trete neben den Sessel des Ministers, und er blättert nun die Telegramme durch, gibt zu jeder Meldung eine kurze, stichwortartige Weisung. Ich notiere sorgfältig und sitze wenige Minuten später an meinem Schreibtisch, um aus den aufgenommenen Stichworten eine ausführliche Weisung zu formulieren, die ich wiederum telefonisch an mein Sekretariat im Ministerium durchgebe, von wo sie auf schnellstem Wege Presse und Rundfunk zugeleitet wird.

Der Minister arbeitet inzwischen sozusagen als Schriftsteller und Privatmann. Viel Zeit nehmen die Eintragungen in seine Tagebücher in Anspruch, die er mit peinlicher Genauigkeit und erschöpfender Gründlichkeit führt. Auf seinem Notizblock vermerkt er tagsüber sorgfältig jedes Ereignis, jeden Vorgang, den er am Abend in seinen Tagebuchaufzeichnungen behandeln will. Die täglichen Niederschriften sind un-

terteilt in A) Persönliches, B) Dienstliches, C) Politik und Krieg. So geben seine Tagebücher nicht nur eine Darstellung seiner persönlichen Erlebnisse, Empfindungen und Gedanken, sondern auch eine getreue Chronik der Zeitereignisse und ihrer Beurteilung durch die Führung.

Er sagte dazu kürzlich folgendes: „Ich bin ja in der glücklichen Lage, seit dem Jahre 1920 genauestens Tagebuch geführt zu haben, in allen privaten und vor allem auch politischen Einzelheiten. In diesen fast ein Vierteljahrhundert umfassenden Tagebüchern ist ein getreues Bild der Entwicklung unserer ganzen, vom Nationalsozialismus bestimmten Epoche enthalten, wie es in dieser Getreulichkeit wahrscheinlich nicht einmal der Führer besitzt. Welche Goldgrube! Hier sind all unsere Hoffnungen und Wünsche, die sich erfüllten oder zuschanden wurden, alle Vermutungen und Prophezeihungen enthalten, ob sie falsch oder richtig waren, und alle Entwicklungen in jeder Einzelheit verzeichnet, wie sie so genau vermutlich in keinen Akten und Protokollen zu finden und in der Erinnerung der Beteiligten wahrscheinlich schon längst verblaßt sind.

Amann wußte schon, warum er mir für das Veröffentlichungsrecht meiner Tagebücher unbesehen die Pauschalsumme von 2 ½ Millionen Mark bot. Aber ich wußte ebenso gut, warum ich dieses Angebot ablehnte." Und ein anderes Mal: „Ich habe nur eine Bitte an das Schicksal, daß es mir eines Tages, wenn dieser Krieg glücklich überstanden ist, zehn Jahre Zeit geben möge, um meine Tagebücher auszuwerten. Darin ist ein solcher Schatz an Erfahrungen und politischen Lehren angehäuft, daß davon viele kommenden Generationen von Politikern profitieren können."

Diese Tagebuchaufzeichnungen gehören zum Geheimsten vom Geheimen, was der Minister besitzt. Außer ihm selbst kennt sie nur sein Geheimsekretär Otte, von dem noch zu berichten sein wird, ein Sonderling, der jedoch die unschätzbaren Eigenschaften absoluter Zuverlässigkeit und Verschwiegenheit besitzt. Ohne Zweifel stehen in diesen Büchern sämtliche Intima unserer obersten Führung verzeichnet und gewiß auch allerlei Gedanken, die ihr Verfasser wohl selbst dem Führer nicht bedenkenlos mitteilen würde. Seine handschriftlichen Aufzeichnungen, die später vernichtet werden, diktiert der Minister dem Geheimsekretär, der die sich zu dicken Folianten häufenden Schreibmaschinenblätter in vielfach gesicherten Panzerkasetten verwahrt, zu denen außer dem Minister nur er die Schlüssel besitzt. Da die Tagebücher im Lauf der Jahre einen gewaltigen Umfang angenommen haben, plant der Minister, von jedem ein-

zelnen Blatt Mikroskopien anfertigen zu lassen, die dann nur eine einzige kleine Kassette statt wie jetzt einen ganzen Raum füllen würden.

Ein zweites privates Arbeitsgebiet des Ministers sind seine Leitartikel für die Wochenzeitung „Das Reich", die in Deutschland sowohl wie im Ausland eine Beachtung finden wie keine Äußerung eines anderen deutschen Journalisten oder Politikers. Er arbeitet mit ungewöhnlicher Sorgfalt an diesen Artikeln. Die Fertigstellung eines solchen Aufsatzes benötigt praktisch eine ganze Woche.

Das unter dem Datum vom Sonnabend erscheinende „Reich" hat, durch seine hohe Auflageziffer bedingt, die ein Drucken an verschiedenen Plätzen erforderlich macht, bereits am Montag der gleichen Woche Redaktionsschluß. Eine weitere Woche zuvor, d. h. am Montagabend, beginnt der Minister mit der Niederschrift seines Artikels. Es vergehen also bis zum Erscheinen rund 14 Tage, ein Umstand, der in Anbetracht der schnellen Entwicklungen unserer Gegenwartspolitik bei der Abfassung der Artikel wohl bedacht sein will. Sie können daher notgedrungen nicht unbedingt aktuell sein, sondern müssen in gewissem Sinne über den schnell wechselnden Ereignissen des Tages stehen.

Bei der ersten Niederschrift entsteht sozusagen erst das Gerippe des Aufsatzes. Hat er diesen Entwurf überschlafen, so ändert der Minister oft noch ganze Absätze, fügt hier einen neuen Gedanken ein, ersetzt ein Argument durch ein überzeugenderes, formuliert einen Schluß prägnanter. Nun diktiert er Otte den Aufsatz. Das getippte Manuskript wird ihm am Dienstag oder Mittwoch vorgelegt. Er überarbeitet es sorgfältig, feilt daran herum, verbessert dies und jenes. Otto erhält es erneut zur Abschrift. Jetzt — es ist Donnerstag oder Freitag — wird der Pressereferent hinzugezogen. Er hat Zweifelsfragen zu klären, Nachschlagearbeit zu leisten. In welchem Jahr überschritt Hannibal die Alpen? Wie hieß der lahme Griechenkönig, den seine Soldaten auf dem Schild zur Schlacht trugen? Ist diese Strophe von Freiligrath richtig zitiert? Wie schreibt sich polyglott? Wieviel PS hat ein Panzer vom Typ T 34 ungefähr, zehn, hundert oder tausend? Wer war der Erfinder des Zündnadelgewehrs? Wie hoch ist der Eiffelturm? Die meisten Fragen sind mit Hilfe des Brockhaus, Büchmann oder Duden zu beantworten. Oft sind aber auch langwierige Recherchen bei wissenschaftlichen Instituten oder besonderen Experten notwendig. Der Minister gibt sich nicht eher zufrieden,

als bis sein Artikel in jeder, auch der scheinbar unbedeutendsten Kleinigkeit hieb- und stichfest ist.

Bis zum Sonnabend fertigt Otte eine dritte Abschrift an, und diese nimmt der Minister aufs Wochenende mit, um sie einer allerletzten Durchsicht zu unterziehen und das — natürlich stets positive — Gutachten seiner Frau einzuholen. Am Montag früh endlich erhalte ich das nunmehr endgültig fertige Manuskript zur Weiterleitung an die Redaktion. Eine Durchschrift geht gleichzeitig an den Rundfunk, ein zweites Exemplar an die Auslands-Presse-Abteilung. Auszüge und Kommentare erscheinen auf diese Weise gleichzeitig mit der Veröffentlichung im Reich auch im Ausland, vor allem in den besetzten und Satelliten-Staaten. Ich glaube kaum, daß es irgendeinen Leitartikler gibt, der auf die Abfassung seiner Aufsätze so viel Mühe, Sorgfalt und Genauigkeit verwendet wie Goebbels, wobei gerechterweise allerdings auch gesagt werden muß, daß auch keinem so viel Zeit und Hilfsmittel dazu zur Verfügung stehen wie ihm.

So leidenschaftlich sich der Minister auch dieser seiner Leitartikelei hingibt, zuweilen ist sie ihm doch ein lästiger Zwang. Denn er m u ß ja jede Woche diesen Artikel schreiben, nun er sich einmal dazu verpflichtet hat. Ein Ausbleiben des wöchentlichen Goebbels-Artikels im „Reich" würde sensationell wirken und zu allerlei Spekulationen Anlaß geben. „Ich bin durchaus nicht so von der Arbeit besessen, wie Sie vielleicht denken", sagte er einmal. „Glauben Sie mir, wenn ich nicht mit eiserner Notwendigkeit dazu gezwungen wäre, jede Woche einen Artikel zu schreiben, ich würde manchen Montag nachmittag lieber faulenzen, wenn dieser Artikel wieder fällig ist und ich davor sitze wie der Schüler vorm Hausaufsatz. Ich war übrigens zwar ein guter aber kein fleißiger oder gar Musterschüler. Mein größter Stolz war eine Zensur unter dem Aufsatz, die etwa so aussah: Inhaltlich und stilistisch sehr gut; aber wegen vieler Flüchtigkeitsfehler und Kleckse nur genügend."

Der Zwang zum Schreiben, den sich der Minister durch seine Mitarbeit am „Reich" freiwillig und bewußt selbst auferlegt hat, verursacht ihm zuweilen fast körperliches Unbehagen. Das gilt vor allem für Zeiten politischer Schwebezustände, in denen sich die politische oder militärische Lage von einem Tag auf den anderen ändern kann, und das, was heute noch Gültigkeit besitzt, morgen schon zum Unsinn geworden ist. Er windet sich dann förmlich wie unter physischen Schmerzen, ist mürrisch und ungenießbar, läuft mit zerknit-

tertem Gesicht vor seinem Schreibtisch auf und ab und kämpft mit der Versuchung, den Artikel diesmal doch ausfallen zu lassen. Aber stets ist er noch Sieger in diesem Kampf geblieben. Wie ja überhaupt das Festhalten an der Erfüllung übernommener Pflichten, von dem er oft spricht, zu den Grundzügen seines Charakters gehört.

Ist dann sein geistiges Kind endlich unter erheblichen Wehen geboren, dann legt er den Füllfederhalter beiseite, lehnt sich aufatmend in den Sessel zurück und drückt zweimal auf die Klingel. Als ich die Tür öffne, sehe ich sofort an seinem glücklichen, befreiten Gesicht, daß er sein Pensum wieder einmal geschafft hat und nun eine Verbindung mit Herrn Otte haben will, um ihm das Neugeborene an die Brust zu legen.

Interessant ist es übrigens immer wieder, zu beobachten, daß der Minister nicht frei von der üblichen Schriftstellereitelkeit ist. Liegt sein Erzeugnis gedruckt vor ihm, so liest er es ein paar Mal mit Behagen durch, hört es gern, wenn man sich lobend äußert und fragt etwa: „Nun, was sagen Sie dazu? Meinen Sie, daß das wirkt?" und ähnliches. Natürlich ärgert er sich auch über Druckfehler, schlechte Aufmachung oder falsche Betonung bei der Verlesung im Rundfunk, die er meist aufmerksam verfolgt. In all diesem ist er ein echtes Kind der federführenden Zunft.

Wie gut ihn seine Frau auch in dieser Beziehung kennt und zu nehmen versteht, zeigte sich, als er ihr kürzlich beim Essen die neueste Zusammenstellung des Presse-Echos zu seinem letzten Artikel überreichte. Diese Zusammenstellung muß allwöchentlich von mir gemacht werden, wobei auch die speichelleckerischsten Lobhudeleien irgendwelcher bezahlter Satelliten-Blätter nicht fehlen dürfen. Frau Goebbels las die Aufstellung mit, wie mir schien, übertrieben zur Schau getragenem Interesse laut vor, und während sie darüber Suppe und Braten kalt werden ließ und nicht müde wurde, eine Stimme nach der anderen mit Emphase zu zitieren und mit Bemerkungen wie „sehr richtig" — „stimmt genau" — oder „der Mann hat recht" zu versehen, hing er wie gebannt an ihren Lippen, ein wahrhaft rührender Anblick, wofür wohl nur d e r lächelndes Verständnis aufbringen kann, der diese, einem Außenstehenden kurios oder albern erscheinenden Eigenheiten eines Schriftstellers aus eigener Erfahrung kennt.

Es ist inzwischen 19 Uhr geworden. Der Adjutant und ich haben den über Telefongesprächen und Diktaten kalt gewordenen schwarzen Malzkaffee und 2½ Schnitten Brot, zu denen gelegentlich ein Kleckschen Marmelade geliefert wird,

von hauchdünnem Meißener Porzellan, auf silbernem Tablett serviert, verzehrt. Dies Vesperbrot, das wie ein Hohn auf den preußischen Grundsatz „Mehr sein als scheinen" wirkt, hat das Knurren unserer Mägen kaum bekämpft, und wir marschieren im Geist bereits heftig auf das Abendessen zu, das gegen 20 Uhr stattfindet.

Der Minister führt kurz zuvor eine Reihe von Telefongesprächen. Nach dem telefonischen Diktat spricht er regelmäßig mit Naumann, um von ihm die neueste militärische Lage zu erfahren (die dieser aus dem FHQ eingeholt hat) und mit seiner Frau, mit der er sich lange ausführlich und oft sehr zärtlich unterhält. Als letzte Amtshandlung vor dem Abendessen gibt der Minister mir seine Weisungen zu den inzwischen eingelaufenen Telegrammen. Er überreicht mir die rote Mappe, erhebt sich vom Schreibtisch und geht in sein Zimmer, um sich zum Essen fertig zu machen. Wir tun ein Gleiches.

Am Abendbrottisch treffen wir uns wieder. Der Minister ist gegenüber dem Morgen und Mittag sichtlich aufgelebt. Auf dem Gang vom Arbeits- zum Eßzimmer summt er eine Melodie vor sich hin und schnippst mit den Fingern, ein deutliches Zeichen seiner guten Laune und Unternehmungslust. Bei Tisch ist er gesprächig und gut aufgelegt, wenn ihm Naumann nicht gerade mit der militärischen Lage eine neue Hiobsbotschaft mitgeteilt hat. Er spricht über seine Arbeit, die Vorkommnisse des Tages, erzählt heitere Episoden oder Anekdötchen, schweift in die Vergangenheit ab, kurz ist unterhaltend und liebenswürdig. Jetzt ist auch die Zeit gekommen, ihm dies oder jenes aus dem Dienstbetrieb zu erzählen, das nicht geeignet ist, durch die Akten und Ministervorlagen zu laufen. Ich hoffe, ihm so nach und nach allerlei beibringen zu können, worüber wir draußen die Köpfe geschüttelt haben: über unsere hirnverbrannte Ostpolitik, über das Unwesen der Etappe, über das Versagen unserer Luftwaffe, über das arrogante Auftreten einiger „Goldfasane" usw.

Der Vorgang des Essens ist wiederum schnell erledigt. Ein weiteres Anzeichen für die kulinarische Anspruchslosigkeit des Ministers ist die Tatsache, daß sein Leibgericht Pellkartoffeln mit Hering sind. Norwegische Freunde, die diese seine Schwäche kennen, schicken ihm von Zeit zu Zeit ein Fäßchen mit Heringen, so daß diese im Goebbels'schen Haushalt nie ausgehen, und es zwei oder drei Mal in der Woche abends des Ministers Leibgericht gibt. Sehr zu meinem Leidwesen, denn ich habe seit frühester Kindheit eine unüberwindliche Abneigung gegen Heringe. Wie wenig Aufmerksamkeit

der Minister dem Essen und seiner Umgebung schenkt, zeigt sich daran, daß er erst beim vierten oder fünften gemeinsamen Heringessen bemerkt, daß ich die von ihm so geliebten Fische nicht anrühre, sondern mich mit den trockenen Kartoffeln begnüge. „Nanu", sagt er, „warum nehmen Sie denn keinen Hering? Es sind doch genügend da." Ich erkläre ihm meine Abneigung. Er läßt durch den Adjutanten den Hausintendanten herbeizitieren. Nach einer Weile erscheint dieser lebhaft schnaufend und damit zeigend, daß er dem Ruf des Ministers erheblich schneller gefolgt ist, als das sein Alter und Leibesumfang eigentlich zulassen. „Sehen Sie, Herr Rohrsen", sagt der Minister, „Herr v. Oven ißt trockene Kartoffeln. Er verträgt keine Heringe. Lassen Sie ihm doch ein paar Spiegeleier oder sonstwas machen." Der Wunsch des Ministers ist natürlich Befehl, und ich bekomme tatsächlich die Spiegeleier. Dabei gehören Eier zu den gehüteten Kostbarkeiten der Goebbels'schen Speisekammer. Sie gibt es ja nicht auf Karten, sondern sie stammen aus der privaten Hühnerhaltung in Schwanenwerder oder Lanke. Ich weiß also, daß dieser durch mich ausgelöste Ministerbefehl in der Küche gewaltigen Wirbel verursacht. Ich werde mich hüten, mir das letzte Wohlwollen des Küchenpersonals zu verscherzen, und also in Zukunft heroisch den Hering herunterwürgen.

Schwägermann hat sich nach dem Essen wieder schnell verabschiedet. (Diesmal nicht um zu schlafen, sondern um vor der Haustür mit seiner Braut einen Spaziergang durch den abendlichen Tiergarten zu machen). Ich kann mich mit Dienstgeschäften nur entschuldigen, wenn Frau Goebbels oder ein Gast zu Tisch ist, so daß der Minister Gesellschaft hat. Sonst bleiben wir bei der Nachtisch-Zigarette wieder lange am Tisch sitzen.

Nach dem Essen gehen wir in den Filmsaal, wo während der Vorführung meist ein Cognac oder Likör serviert wird, besonders wenn Frau Goebbels zugegen ist, die — im Gegensatz zu ihrem Manne — einem Schnäpschen durchaus nicht abgeneigt ist. Außer ein oder zwei ausländischen oder deutschen Filmen wird die jeweilige Wochenschau vor ihrer Freigabe mindestens zweimal vorgeführt, zunächst ohne und dann mit Texten, Musik und Geräuschkulisse. Die Texte werden vom Minister außerordentlich sorgfältig geprüft, und keiner bleibt ohne oft sehr wesentliche Änderungen. Auch in die Bildzusammenstellungen und Schnitte greift er energisch ein. Es wird in Deutschland keine Wochenschau vorgeführt, die nicht von dem Propagandaminister selbst sehr weitgehend bearbeitet

wurde. Jeder deutsche Film läuft, ehe er öffentlich vorgeführt wird, über die Leinwand des Filmsaals in der Hermann-Göring-Straße. Der Minister spart nicht mit Kritik aber auch Anerkennung, wenn sie verdient ist.

Heute sehen wir z. B. den eben fertiggestellten Film, „Philharmoniker", ein glänzender Stoff, der jedoch offenbar von Stümpern verdorben wurde. Der Minister seufzt unentwegt. „Unmöglich ... Um Gotteswillen ... oh ... oh ...!" Nachher gibt er eine vernichtende Kritik. „Wir Deutschen sind ein Volk ohne Zwischentöne. Wir beherrschen nicht die intimen Wirkungen. Immer mit dem Holzhammer. Immer brüllen. Es ist zum Verzweifeln!" Nun spricht er von dem amerikanischen Film „Mrs. Minniver", den wir ein paar Abende zuvor gesehen haben, ein hervorragendes Kunstwerk eben jener feinen Zwischentöne, von faszinierender Wirkung in seiner schlichten Natürlichkeit. Dieser Film, der das Schicksal einer englischen Familie während der deutschen Bombenangriffe zeigt, lief in der Schweiz neun Monate vor ausverkauften Häusern. Welche Propaganda für die alliierte Sache! Eine Welle von Sympathie für die Briten und Haß gegen die Deutschen geht von diesem Film aus. „Das ist Kunst und zugleich die beste Propaganda", sagt der Minister, „aber was wir eben gesehen haben, ist weder das eine noch das andere".

Nach der Filmvorführung, die sich, zumal in Anwesenheit von Gästen, bei Diskussionen und oft stundenlangen Monologen des Ministers bis Mitternacht und auch darüber hinaus ausdehnt, verabschiedet sich der Minister. Wenn er uns in der Halle die Hand gereicht hat, und die Treppe hinaufgehumpelt ist, bleibt er in der Diele des ersten Stockes meist noch vor den Bücher- und Schallplattenschränken stehen, ehe er mit einem Packen Büchern oder ein paar Schallplatten unter dem Arm in seinen Räumen verschwindet. Ich arbeite noch schnell die Abendtelegramme durch, dann gehe ich gleichfalls zu Bett, hoffend, daß kein Fliegeralarm die kurze Nachtruhe stören möge. Ein langer, inhaltsreicher Arbeitstag ist zu Ende, in seinem äußeren Ablauf kaum verschieden von den vorhergehenden und den vermutlich noch folgenden.

15. Juli 1943.

Von Zeit zu Zeit werden die deutschen Filmschaffenden zum Minister beordert, der ihnen bei dieser Gelegenheit nicht nur eine „Zementspritze verpaßt", wie es in unserem Jargon heißt, um ihnen das in letzter Zeit weich und weicher werdende

politische Rückgrat zu stärken, sondern ihnen auch fachlich allerlei offene Worte zu sagen hat. Der Minister nimmt dabei kein Blatt vor den Mund und Ausdrücke wie „Dreck" und „Mist" als Qualitätsbezeichnungen für gewisse Erzeugnisse unseres Filmschaffens sind durchaus an der Tagesordnung. Die betreffenden Produktionschefs und Regisseure sitzen dann mit verlegenen Gesichtern und roten Ohren dabei wie Schuljungen, die vom Lehrer Schelte bekommen. Der Minister kommt auf den Familienfilm zu sprechen, ein Thema, das ihm in letzter Zeit besonders am Herzen liegt, seit der amerikanische Film „Mrs. Minniver" so tiefen Eindruck auf ihn machte.

„Ich hoffe", sagt er, „Sie haben sich alle diesen hervorragenden Film angesehen. Davon kann sich jeder von Ihnen eine ganz erhebliche Scheibe abschneiden. Es ist doch geradezu lächerlich: die Amerikaner haben die Scheidungsmühlen erfunden und klagen über sinkende Geburtenziffern und dabei liefern sie so einen sauberen, anständigen Familienfilm. Und wir haben die Pflege der gesunden Familie auf unserem Programm und greifbare Erfolge in dieser Richtung in Gestalt ständig steigender Geburtenziffern, und unsere Filme erschöpfen sich in der mehr oder weniger schlüpfrigen Auswalzung delikater Ehescheidungsprobleme. Das ist eine Affenschande, und ich hoffe, daß hier Wandel geschaffen wird. Und zwar sehr schnell".

Er behandelt sie tatsächlich wie Rotzbuben. Später bei Tisch läßt er seiner Verachtung freien Lauf. „Wie soll man auch", sagt er, „mit diesen Leuten anständige Filme machen? Mindestens e i n e Ehescheidung gehört ja bei ihnen zum guten Ton. Ihre Ehe ist für sie nichts anderes als ein legalisiertes Konkubinat. In d e r Beziehung jedenfalls haben sie ihr Vorbild Hollywood fast erreicht. Sie verwechseln Haltlosigkeit mit Künstlertum und Zügellosigkeit mit Genie. Da ruft sie ihr verantwortlicher Minister zu sich, und sie kommen ohne Schlips, mit offenem Kragen, mit schlotternden Hosen ohne Bügelfalten und glauben, durch ihre saloppe Aufmachung den Künstler herauszukehren.

So große Hochachtung der Minister vor wirklichen Leistungen auch auf dem Gebiet der Kunst hat, so abgrundtief ist seine Verachtung und sein Abscheu gegenüber dem durchschnittlichen Künstler-Pöbel, wie er vor allem im Film anzutreffen ist. Seine ganze Liebe dagegen gehört den deutschen Geistesheroen, Forschern, Wissenschaftlern, Erfindern, Aerzten usw. Und es erfüllt ihn immer wieder mit Erbitterung, daß seiner Betreuung nicht diese, sondern eben jener Künstlerpöbel anvertraut ist.

„Diese Männer", sagt er, „die durch die einzigartige Schule unserer deutschen Universitäten gegangen und die Träger des deutschen Geisteserbes sind, stehen doch turmhoch über dem ganzen Gesocks sogenannter Filmkünstler. Sie verdienten wahrlich eine bessere Behandlung, als sie ihnen durch unseren famosen Herrn Reichserziehungsminister zuteil wird.

Da muß ich Ihnen doch die Geschichte von Professor Stöckel und seinem 65. Geburtstag erzählen. Sie würden sie nicht glauben, wenn ich bezw. meine Frau sie nicht selbst erlebt hätten. Stöckel ist ja einer unserer besten Chirurgen, der heute noch als 70jähriger täglich in der Universitätsklinik operiert. Er wurde also eines Tages 65 Jahre alt und hatte, wie wir alle, erwartet, daß ihm zu diesem Tage, wie das ja üblich ist, besondere Ehrungen zuteil würden.

Tatsächlich brachte die Post neben unzähligen Glückwünschen aus aller Welt auch einen eingeschriebenen Brief mit dem Dienstsiegel des Reichserziehungsministers. Stöckel wundert sich zwar, daß der Herr Minister, wenn er schon persönlich verhindert ist, nicht wenigstens einen Vertreter zur Gratulation entsendet, wie das ja wohl auch üblich ist. Wer beschreibt aber sein Erstaunen, ja, sein Entsetzen, als er den Brief liest, in dem ihm ohne Anrede, mit nüchternen, geschäftsmäßigen Worten mitgeteilt wird, daß er mit Wirkung vom heutigen Tage wegen Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze in den Ruhestand versetzt werde. Heil Hitler! gez. Rust, Reichsminister für Erziehung und Unterricht.

Der Herr Kultusminister, der ja den Brief unterschrieben hatte, wußte also in der ihm unterstellten deutschen Geisteswelt so wenig Bescheid, daß ihm der Name eines Professor Stöckel völlig unbekannt war. Er wußte einfach nicht, daß es sich bei diesem Mann um eine nicht nur in Deutschland, sondern in aller Welt anerkannte und berühmte Kapazität der medizinischen Wissenschaft handelte, der nicht nur unzähligen unbekannten Volksgenossen, sondern vielen gekrönten Häuptern und ausländischen Staatsmännern durch seine berühmten chirurgischen Eingriffe unschätzbare Dienste erwiesen und darüber hinaus die ärztliche Wissenschaft im allgemeinen und die deutsche im besonderen ein gutes Stück weitergebracht hatte.

Diese ministerielle „Geburtstagsüberraschung" war also wirklich ein starkes Stück. Denn Stöckel ist in Rusts Ressort etwa das Gleiche wie George, Binding oder Thorak in meinem. Kein Wunder, daß der alte Stöckel durch diese Taktlosigkeit im Innersten seiner Seele gekränkt und verletzt wurde. Er machte daraus keinen Hehl, als meine Frau ihn am gleichen

Tage besuchte, um ihm, auch in meinem Namen, zu gratulieren und ihm ein wundervolles Blumenarrangement und ein schönes Geschenk zu überbringen. Sie kam von diesem Besuch schnurstracks zu mir und erzählte mir das kaum Glaubliche in allen Einzelheiten. Ich rief sofort den Führer an, der begreiflicherweise schäumte. Rust wurde zu ihm befohlen und wie ein Schuljunge abgekanzelt, die Pensionierung Stöckels rückgängig gemacht und ihm stattdessen der Adlerschild verliehen. Aber all das konnte natürlich nicht wieder gutmachen, was einmal geschehen war.

Es ist nur zu klar, daß unsere Geistesschaffenden unter einem solchen Minister vergrämt werden und die Schaffensfreude verlieren. Welch Jammer! Sie verdienten, zumindest die gleiche Betreuung zu erfahren, wie ich sie dem Kroppzeug von Filmleuten angedeihen lasse, die mir unterstellt sind, und die mit Auszeichnungen und Ehren, mit Geld und allen nur möglichen Erleichterungen bedacht werden, und die diese Behandlung gar nicht verdienen, sondern sie mit Charakterlosigkeit, Undank und versteckter Obstruktion lohnen. Sie sollten mal all diese Herren und Damen, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, erleben, wenn wir eines Tages nicht mehr da sein sollten. Sie haben alle unser Brot gegessen, ja sich an unseren Tisch gedrängt, sie haben ihre Millionengagen und ihre Professoren- und Staatsschauspieler-Titel gerne von uns angenommen. Dann aber, das weiß ich ganz genau, würden sie die ersten sein, die sich wieder an die neuen Herren herandrängen und behaupten, sie wären schon immer gut antifaschistisch gewesen und zur Annahme der Gelder und Ehrungen „gezwungen" worden. Ich kenne dies Pack!"

Von Stöckel ist übrigens noch folgende bezeichnende Geschichte zu berichten, die ich nach der Erzählung des Ministers wiedergebe. Der alte Herr befindet sich eines Tages im Bunker der Universitätsklinik bei einer schwierigen Operation, umgeben von Assistenten, Schwestern und Studenten. Da wird er ans Telefon gerufen. Er winkt ärgerlich ab. Doch der Anruf kommt aus dem Führerhauptquartier. Das muß etwas Wichtiges sein, denkt Stöckel und überläßt den Patienten schweren Herzens einem seiner Assistenten. Professor Morell, der zweieinhalb Zentner schwere Leibarzt des Führers, ist am Apparat. Er wollte sich nur mal erkundigen, wie es dem in Stöckels Behandlung befindlichen Fräulein von Ribbentrop gehe. „Gut", brüllt Stöckel und knallt den Hörer auf die Gabel.

Wenige Tage später bekommt er einen wutschnaubenden Brief von Morell. Er habe sich am Telefon unqualifizierbar

benommen; er habe nicht mit irgendwem, sondern mit dem Leibarzt des Führers gesprochen; er werde gebeten, eine schriftliche Erklärung seines Verhaltens abzugeben. Stöckel antwortet sehr höflich. Er habe sich gerade bei einer Operation befunden. Ihm sei nicht bekannt, ob Morell jemals eine medizinische Vorlesung gehalten habe; er müsse aber annehmen, daß er einer solchen zumindest als Hörer beigewohnt habe und daher ermessen könne, was die Unterbrechung einer Operation durch einen Telefonanruf zu bedeuten habe, zumal wenn der Gegenstand dieses Anrufes so unwichtig wie die Person Fräulein von Ribbentrops sei. Der Patientin gehe es im übrigen den Umständen entsprechend gut, was er auch bei dem fraglichen Telefongespräch, freilich in den Umständen entsprechend kurzer Form, zum Ausdruck habe bringen wollen. Mit deutschem Gruß! gez. Stöckel. Herr Morell hat diese ihm erteilte glänzende Abfuhr ohne Widerrede hingenommen.

Was den Minister an dem geschilderten Typ von „Künstlern" so besonders abstößt, ist ihre grenzenlose Unbildung, die mit ihrer Einbildung gleichen Schritt hält. Mit diabolischem Vergnügen berichtet er von einer Gesellschaft, zu der er einmal eine Reihe unserer prominentesten Filmschauspieler und -schauspielerinnen geladen hatte. „Im Lauf des Abends", erzählt er, „der in seichtestem Geschwätz über allerlei Banalitäten, bei Klatsch und Tratsch über diesen und jenen nicht anwesenden Kollegen vergangen war, regte ich ein Fragespiel an, bei dem die Beteiligten irgendwelche Fragen aus dem Allgemeinwissen eines durchschnittlich Gebildeten zu beantworten hatten, also etwa, in welchem Jahr die französische Revolution war, wie der derzeitige japanische Ministerpräsident heißt, wer die Dampfmaschine erfand, wieviel Symphonien Beethoven komponiert hat, was Erosion ist usw.

Es war wirklich beschämend zu sehen, daß beispielsweise keine der angeführten Fragen von einem der Anwesenden auch nur annähernd richtig beantwortet werden konnte. Ich sehe noch eine der Damen, wie sie bei der letztgenannten Frage nach der Bedeutung des Wortes Erosion ganz verschmitzt antwortete: Aber Herr Reichsminister, so etwas fragt man doch eine Dame nicht. Eine andere, deren Namen jedes Kind in Deutschland kennt, konnte keine einzige Komposition von Bruckner nennen, und ein Schauspieler, der neben vielen großen Rollen auch einmal die Gestalt eines deutschen Geistesheroen auf der Leinwand verkörpert hat, glaubte, Meister Eckard sei ein von Dr. Ley am 1. Mai dekorierter Pionier der Arbeit.

Ich setzte dieses Spiel etwa eine Stunde lang fort. Meine Gäste standen wahre Höllenqualen aus, wie da ihre Ignoranz zu Tage kam, ihr „Künstler"-Nimbus von ihnen abfiel und sie schließlich nackt und bloß gewissermaßen in ihrer ganzen Erbärmlichkeit dastanden. Schließlich ließ ich des grausamen Spiels genug sein. Man atmete allgemein auf und im Handumdrehen war das gewohnte seichte Geplätscher ihrer Unterhaltung wieder im Gange.".

18. Juli 1943.

Gestern waren sieben Maler beim Essen in der Hermann-Göring-Straße zu Gast, denen man eben den Professoren-Titel verliehen hatte, unter ihnen Sepp Hilz, Walter Hell und Willi Kriegel. Welch Gegensatz zwischen diesen stillen, bescheidenen Menschen, die Künstler sind, aber kein Aufhebens davon machen, und jenen Film-„Künstlern", die aufdringlich, laut und arrogant stets von „wir Künstler" sprechen, ohne jedoch Künstler im verpflichtenden Sinne dieses Wortes zu sein.

Der Minister war sehr liebenswürdig zu seinen Gästen. Das süddeutsche Element überwog. Manche waren zum erstenmal in Berlin. Auf Staatskosten. Sie hatten sich in Cuts und Bratenröcke geworfen und wähnten sich im Paradies. Sie griffen kräftig in die ministeriellen Zigarrenkisten, tranken die Cocktails als wären es Sechserschnäpse, redeten über Kunst und nickten verlegen und selig zugleich Zustimmung, wenn der Minister etwas sagte. Wirklich liebe Menschen.

EINE REISE NACH DRESDEN

Der Sonderwagen des Ministers — Der erste große Luftangriff auf Hamburg — Mussolini tritt zurück — Der Minister wird zum Führer befohlen

Dresden, 25. Juli 1943.

Ich habe den Minister zum erstenmal auf einer seiner Reisen begleitet. Wir sind zum Wochenende nach Dresden gefahren, wo sich Frau Goebbels zur Zeit im Weißen Hirsch zur Kur aufhält.

Wir haben schönes Reisewetter. Die Sonne scheint von einem strahlend-blauen Hochsommerhimmel. Im Salonwagen ist es angenehm kühl. Lange vor Abfahrt ist dafür gesorgt worden, daß der Wagen im Schatten steht und die Ventilation voll arbeitet. Man bemüht sich, dem Minister das Reisen so angenehm wie möglich zu machen. Er legt Wert darauf, daß der gewohnte Tageslauf durch eine Reise so wenig wie möglich beeinträchtigt wird. Der Salonwagen stellt daher so eine Art Miniaturausgabe seiner gewohnten Umgebung dar. Das größte Abteil kann als Arbeits- oder Eßraum benutzt werden. Daneben befindet sich ein sehr behaglich mit Bett, Sessel und kleinem Tisch eingerichtetes Abteil für den Minister, an das sich ein winziges Bad anschließt. Ein weiteres, ebenfalls sehr behagliches Abteil ist für Dr. Naumann bestimmt. Es folgen zwei normale Schlafwagenabteile, deren eines vom Adjutanten und mir, das andere vom Geheimsekretär Otte, der auch auf keiner Reise fehlen darf, und dem Führer des SS-Begleitkommandos, einem zwei Meter großen Hauptsturmführer, benutzt wird. In der Liliputküche schließlich, die, so eng sie ist, alle notwendigen Utensilien wie Kocher, Eisschrank, Geschirrschrank und Spülbecken aufweist, hausen die Ordonnanz Ochs und der Mitropaschaffner, dem die Pflege und Betreuung des ganzen Wagens und seiner Insassen obliegt.

Die Einrichtung ist schön und zweckmäßig. Die Wände sind aus glänzend poliertem Mahagoni, die Polster aus bunten Kretonnen, die Beleuchtung erfolgt durch hübsche kleine Stehlampen, im großen Arbeitsabteil zusätzlich durch eine indirekte Deckenbeleuchtung. Außer den üblichen Installationen wie Heizung, Ventilation, elektrisch Licht und fließend kalt und warm Wasser, besitzt jedes Abteil Telefonanschluß. Auf längeren Reisen wird es von der Reichspost so eingerichtet, daß auf jeder größeren Station auf dem Bahnsteig, auf dem der fahrplanmäßige Zug mit dem Salonwagen des Ministers einlaufen soll, einige Telefon-Techniker mit einem transportablen Anschlußkabel bereit stehen. Der Zug hält noch kaum, da ist das Kabel schon angeschlossen und der Salonwagen so mit dem großdeutschen Telefonnetz verbunden. Du brauchst jetzt nur den Hörer in deinem Abteil abzunehmen, das Senderamt meldet sich, und wenige Sekunden später bist du mit Berlin oder jeder anderen gewöhnten Stelle verbunden.

Drei Minuten vor Abfahrt des Zuges braust unser Mercedes aus dem Tor von Hermann-Göring-Straße Nr. 20. Zwei Minuten später hält er auf dem Bahnsteig des Anhalter Bahnhofes unmittelbar vor der Tür des Salonwagens. Der Bahnhofvorsteher ist zur Begrüßung da. Er scheint bereits etwas nervös zu sein. Aber das Einsteigen nimmt nicht länger als die eine Minute in Anspruch, die bis zur fahrplanmäßigen Abfahrt zur Verfügung steht. Die zahlreichen Koffer sind von Ochs schon vorher verladen worden. Die Türen werden zugeschlagen, der Mann mit der roten Mütze hebt die Kelle, pünktlich auf die Minute rollen wir aus der Bahnhofshalle hinaus. Und während draußen auf dem Bahnsteig noch die Abschiedstaschentücher flattern, sitzt der Minister bereits wieder über der Arbeit, die er nur fünf Minuten zuvor unterbrochen hat.

Dies alles hat sich nicht nur blitzschnell, sondern auch völlig unbemerkt von der Oeffentlichkeit vollzogen. Wohl keiner der Fahrgäste dieses Zuges weiß, welchen prominenten Mitreisenden er hat. Das ist nicht nur aus Sicherheitsgründen wichtig; der Minister liebt es auch ganz und gar nicht, wenn von seiner Person viel Aufhebens gemacht wird.

Als wir in Dresden ankommen, steigt er daher nicht gleich aus, sondern läßt die Menschenmenge auf dem Perron sich erst etwas verziehen. Doch die Dresdener Bahnpolizei ist übereifrig. Sie schubst und pufft die ahnungslosen Passanten beiseite und macht sie dadurch erst darauf aufmerksam, daß hier irgendetwas los ist. Goebbels hat das vom Fenster seines Wa-

gens aus beobachtet und beschwert sich in sehr ärgerlichem Ton darüber beim Adjutanten: „Sorgen Sie dafür, daß das nicht wieder vorkommt. Mir ist das unangenehm. Ich bin kein Serenissimus."

Frau Goebbels ist zum Empfang ihres Mannes auf dem Bahnhof erschienen. Sie ist heute ganz in weiß und scheint geahnt zu haben, daß ihr Mann ihr weiße Rosen mitbringen würde, die er ihr nun, nachdem sich die Gatten zärtlich auf den Mund geküßt haben, mit strahlendem Lächeln überreicht.

Wir fahren direkt zum Hotel, in welchem Zimmer für den Minister und uns bereitgestellt sind. Die gewohnte Alltags-Arbeit geht weiter. Ich stehe über das Sonderamt in ständiger telefonischer Verbindung mit Berlin. Die telegrafischen Meldungen werden über das Fernschreibnetz des Propaganda-Ministeriums an das Reichspropagandaamt in Dresden geleitet, das sie mir mit einem ständigen Kurierdienst laufend zustellt. Zeitungen und Akten werden nach einem genau festgelegten Postnachsendeplan durch Kuriere mit den fahrplanmäßigen Zügen nachgeschickt. Der volle Dienstbetrieb läuft ohne jede Störung wie alltäglich weiter. Ich habe also alle Hände voll zu tun, während der Minister den Nachmittag und Abend mit seiner Frau verbringt, und der Adjutant in Dresden auf Entdekkungsfahrten geht. Ich sehe Zwinger und Elbufer nur vom Hotelfenster aus.

Berlin, 27. Juli 1943.

Das Wochenende in Dresden, das für den Minister so froh begann, nahm ein böses Ende. Es fing schon in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag an. Hamburg erlebte seinen ersten, vernichtenden Luftangriff. Als sich der Minister abends von mir verabschiedete und nach besonderen Vorkommnissen fragte, verneinte ich — nicht ganz wahrheitsgemäß, denn es war mir bereits zu diesem Zeitpunkt durch unseren Luftkriegsmeldedienst der Anflug eines ungewöhnlich starken Bomberverbandes mit freilich noch unbekanntem Ziel gemeldet worden.

Normalerweise wird der Minister über jeden Vorgang auf dem Gebiet des Luftkrieges sofort unterrichtet. Er hat ja als Leiter des interministeriellen Luftkriegsschädenausschusses die Führung der gesamten Schadenbekämpfung und Hilfe für die betroffene Bevölkerung energisch in die Hand genommen und einen bewundernswert arbeitenden Apparat der Soforthilfe aufgebaut, der von ihm persönlich geleitet wird. Sowohl der Einsatz der Lösch- und Bergungskräfte als auch die wichtige Ver-

sorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln und Kleidung, die Entsendung von Hilfszügen, kurz alles, was auf dem zivilen Sektor von staatswegen erfolgen kann, um die Folgen des feindlichen Luftterrors zu bekämpfen und damit seine Wirkung auf ein Minimum zu beschränken, erfolgt unmittelbar durch den Minister. So verfolgt er neben all seinen anderen Geschäften alltäglich jeden größeren Luftangriff, so daß, wenn die ersten Bomben fallen, auch schon die ersten Hilfsmaßnahmen einsetzen.

Ich hätte ihm also diese erste Meldung eigentlich nicht verheimlichen dürfen. Aber dann wäre es mit seiner Nachtruhe vorbei gewesen. Vielleicht drehten ja auch die Bomber noch ab, wie wir das schon öfter erlebt hatten. Und wenn sie wirklich Hamburg angreifen sollten — der bisherige Kurs wies darauf hin — so konnte der Minister auch nichts daran ändern. Die Hilfsmaschinerie in Berlin arbeitet automatisch. Die verantwortlichen Herren werden von mir unterrichtet. Es kann nichts schief gehen.

Während der Minister schläft, rasselt das Telefon in meinem Zimmer ununterbrochen. Ein Staatsgespräch jagt das andere. Die Bomber haben tatsächlich Hamburg zum Ziel genommen. Die Folgen scheinen verheerend zu sein. Riesige Brände wüten in der Stadt. Meldung auf Meldung läuft ein. Die Schäden sind noch nicht entfernt zu übersehen. Eines aber steht fest, es ist der schwerste Schlag, den wir bisher im Luftkrieg erhalten haben. Ich lasse den Minister bis zum vorgesehenen Wecken schlafen. Die gesammelten Hamburger Meldungen lasse ich ihm mit dem Frühstück ans Bett bringen. Eine schöne Morgenüberraschung! Ich mache mich auf einen ministeriellen Wutausbruch gefaßt, vielleicht sogar Rausschmiß. Trotzdem glaube ich, richtig gehandelt zu haben. Es kommt weder zu dem einen noch zum anderen. Aber die heitere Wochenendstimmung ist natürlich vorbei. Der Tag geht in rastloser Arbeit dahin. Gedrückte Abschiedsstimmung auf dem Bahnhof.

Um 23.00 Uhr läuft unser Zug auf dem Anhalter-Bahnhof ein. Staatssekretär Gutterer erwartet uns auf dem Bahnsteig. Er steht da wie ein begossener Pudel. Als ob er selbst an der Hamburger Katastrophe schuld wäre. Die Nachrichten aus Hamburg haben ihn völlig verwirrt und niedergeschlagen. Was er dem Minister zu berichten hat, ist tatsächlich niederschmetternd. Die Folgen des Angriffes scheinen katastrophal zu sein. Eine neue, furchtbare Phase des Luftkrieges hat offensichtlich mit dem gestrigen Angriff begonnen.

In düsteren Gesprächen und Betrachtungen gelangen wir zur Hermann-Göring-Straße. Während der Minister noch in der Halle ablegt, kommt der Telefonist mit schreckensbleichem Gesicht auf mich zugestürzt und sagt: „Mussolini ist zurückgetreten!"

Ich erkläre ihn für verrückt. Er weist nur stumm auf seinen Klappenschrank, auf dem die Lampen sämtlicher Leitungen glühen, während der Wecker unentwegt surrt. Ich greife zum Hörer. Schon das erste Gespräch mit einer der Nachrichtenagenturen bestätigt mir die Wahrheit des unglaublichen Satzes: Mussolini i s t zurückgetreten!

Ich gehe zum Minister, der noch mit Gutterer in der Halle steht, und melde ihm kurz und sachlich den Tatbestand. Er sieht mich mit einer Mischung von Unglauben und Entsetzen an, wie ich vorhin den Telefonisten. Dann wendet er sich um, setzt sich auf den nächsten erreichbaren Stuhl in jener Nische, in der wir morgens zu frühstücken pflegen.

Ich besorge in seiner Gegenwart telefonisch nähere Einzelheiten: den Wortlaut des amtlichen italienischen Kommuniqués, die Aufrufe des Königs und Badoglios. Der Minister sieht mich immer noch sprachlos aus weit aufgerissenen Augen an. Er kann die Ungeheuerlichkeit ebenso wenig fassen wir wir, die wir um ihn herumstehen. Ich habe ihn so bisher noch nicht gesehen . Wohl eine Viertelstunde lang spricht er kein einziges Wort. Er schüttelt nur ständig den Kopf, sieht abwechselnd den Staatssekretär und mich an. Absolute Ratlosigkeit spiegelt sich in seinem Gesicht, die jedoch allmählich in einen verbissenen Grimm übergeht.

Das erste Wort, was er dann oben in unseren Arbeitsräumen sagt, ist: „Dreckhammel!" Es bleibt unklar, wen er damit meint, den Duce, den König, Badoglio, alle drei oder die Italiener überhaupt.

Das strenge Arbeitsritual, das sonst peinlich genau eingehalten wird, ist heute durchbrochen. Die Doppeltür zwischen des Ministers und meinem Arbeitsraum steht weit offen. Sämtliche Telefone rasseln. Die Nachrichtenbüros geben laufend Ergänzungsmeldungen durch. Verstörte Ministerialbeamte rufen an, die man mit der Schreckensbotschaft aus dem Schlaf geholt hat, wollen wissen, ob es denn wirklich stimme, was denn der Minister dazu sage .. was man tun solle ... Abwarten ist die einzige Antwort, die ich ihnen einstweilen geben kann.

Der Doktor hat die Hände in den Hosentaschen vergraben und humpelt mit gesenktem Kopf durch mein Zimmer. Auf und ab, auf und ab. Der Staatssekretär hockt wie ein Häuflein Un-

glück auf dem Drehschemel vor meinem Schreibmaschinentischchen.

Die Tatsachen fügen sich nach und nach zu einem klaren Bild. Ich habe aus dem Führerhauptquartier einige Andeutungen über die Vorgeschichte des Duce-Sturzes erhalten. Es wird klar, daß es ein Sturz und kein Rücktritt war, und daß die reaktionäre Clique um Ciano, den famosen Schwiegersohn des Gestürzten, ihre Hand dabei im Spiele hat. Ich muß dem Minister die bisher vorliegenden Meldungen ein zweites und drittes Mal vorlesen.

„Dreckhammel!" ist wiederum der einzige Kommentar, den sie ihm vorerst entlocken. Aber nach einer Weile brüllt er plötzlich los: „Der Verräter ist noch immer an seinem Verrat selbst zugrunde gegangen. Das werden die Lazaronis teuer zu bezahlen haben! Natürlich steckt dieser Giftzwerg von König dahinter. Ob er wohl glaubt, daß er seine Krone behält? Der Duce war es ja, der sie bisher auf seinem hohlen Kopf gehalten hat. Mit seiner Krone wird er und sein Volk Freiheit und Größe verlieren. Finis Italiae!"

Ein Gespräch aus dem Führerhauptquartier. Zu den bekannten Tatsachen aus Italien nichts wesentlich Neues. Der Minister wird zum Führer befohlen. Abflug morgen früh — nein, heute früh, es ist ja inzwischen Morgen geworden — 5.30 Uhr. Göring, Himmler, Speer und Ribbentrop kommen ebenfalls. Nur wenige Stunden stehen zur Ruhe bezw. zur Vorbereitung der Reise zur Verfügung.

Der Minister wird ruhiger. Er sitzt in dem Sessel vor meinem Schreibtisch in seiner bevorzugten Haltung: ganz in sich zusammengekrochen, gnomenhaft, die Knie gegen die Tischkannte gestemmt. Plötzlich fährt er aus seinem finsteren Vorsich-hin-Brüten hoch, ruft mit hoher affektierter Stimme: „Duce ... Duce ... Duce", wie es die Zehntausende so oft frenetisch schrieen, wenn sich ihr Abgott ihnen einmal zeigte. Und nach einer Weile fährt er fort: „Jetzt stehen wir allein. Die tausendjährige Achse ist bei ihrer ersten Belastung zerbrochen. Das kommt davon, wenn man Versuche am untauglichen Objekt durchführt. Das faschistische Italien war eben nichts als ein aufgeblasener Gummilöwe. Und ein geschickter Bauchredner ließ ihn knurren, daß manche wirklich glaubten, er habe Zähne und Klauen. Aber ein einziger kleiner Nadelstich, und — pfff — das ganze Untier sinkt zusammen. Was sagte er doch hier im Berliner Stadion? Wenn man einen Freund hat, dann geht man mit ihm zusammen bis ans Ende. Jawoll! Pustekuchen!"

Alle Niedergeschlagenheit und Verzweiflung scheint jetzt vom Minister gewichen. Das ist jetzt wieder der alte, zähe, kleine Kerl, den nichts unterkriegt. In beißenden Zynismen macht er seinem Ingrimm Luft. Hier sind Schwierigkeiten, die überwunden werden müssen. Nun, sie haben noch immer die Wirkung gehabt, seine Aktivität nicht zu lähmen, sondern anzufeuern.

Der Morgen graut, als er sich verabschiedet. Wir haben alle Hände voll zu tun, die nötigen Reisevorbereitungen zu treffen. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Es ist die zweite Nacht nun hintereinander, die für mich ohne Schlaf vergeht.

Ich bin nicht einmal dazu gekommen, mich zu rasieren. Bleich und übernächtig, mit einem von Bartstoppeln schimmernden Kinn begegne ich morgens kurz nach fünf Uhr dem Minister wieder. Auch er hat wohl kaum geschlafen, sieht hohlwangig und müde aus, ist jedoch gepflegt wie immer.

Der Aufbruch ist turbulent. Der Minister findet keine Zeit mehr, mir seine letzten Weisungen zur Behandlung des delikaten Themas in Presse und Rundfunk zu geben. So muß ich ihn, ohne Hut und Handtasche, im Wagen zum Flugplatz begleiten. Unterwegs spricht er das Thema stichwortartig durch. „Daß mir keine Pannen passieren", sagt er zum Abschied, „Zeigen Sie, was Sie können."

Die Motoren der Ju 52 surren bereits. Blaue Flammen zukken aus den Auspuffrohren. Der Minister steigt ein. Die Maschine rollt an, entschwindet im Dunst des Morgens. Ich stehe plötzlich allein auf dem Flugplatz, fröstelnd und mit einer dikken Mappe voll Arbeit unter dem Arm.

DIE EREIGNISSE IN ITALIEN

Dr. Goebbels kommt vom Führer zurück — Neue Richtlinien gegenüber Italien — Der zweite schwere Angriff auf Hamburg — Die Lehren aus den Vorgängen in Italien — Das Führungskorps des Dritten Reiches — Mussolini demissioniert

31. Juli 1943.

Die Besprechungen beim Führer dauern bis Dienstag Abend. Am Mittwoch früh bin ich wieder auf dem Tempelhofer Feld, um den Minister abzuholen. Ich bin diesmal nicht allein wie beim Abflug. Eine Menge hoher Herren aus unserem Ministerium hat sich zum Empfang des Ministers eingefunden. Weniger die Anhänglichkeit an ihren Chef als die Neugier hat sie hierher getrieben. Welche Neuigkeiten mag der Doktor vom Führer mitbringen?

Die italienischen Dinge haben sich programmgemäß weiter entwickelt. Der Pöbel ist auf der Straße. Fünf verschiedene „antifaschistische" Parteien haben sich gebildet. Mailand scheint unruhig zu sein. Die Kommune wittert Morgenluft. Moskau sieht neue Chancen. Verschanzte Faschisten. Demonstrationen, rote Fahnen. Die Dinge laufen wie immer und überall, wenn eine straffe Ordnung aufgelöst wird, und sich der Plebs am Fuselfaß der Freiheit zügellos betrinkt.

Die Reaktion in Deutschland ist günstig. In Betrieben mit teilweise italienischer Belegschaft haben die deutschen Arbeiter ihre italienischen Kollegen verprügelt, statt sich mit ihnen zu verbrüdern.

Motorengebrumm unterbricht die lebhaft in Gang befindliche Unterhaltung. Es ist die erwartete Maschine, die jetzt aufsetzt und dann langsam mit aufheulenden Motoren auf unsere Gruppe zurollt. Alles ist gespannt. Schon im Gesichtsausdruck des Ministers wird man vielleicht lesen können, ob er

gute oder schlechte Nachrichten mitbringt. Die Tür der Kabine wird geöffnet, und der Doktor tritt, gefolgt von Naumann und dem Adjutanten, heraus: die verkörperte gute Laune. In angeregtem Gespräch mit Dr. Naumann kommt er auf uns zu. Mit strahlendem Gesicht drückt er jedem von uns die Hand. Er scheint förmlich Unternehmungslust und Aktivität zu sprühen.

„Ich weiß", sagt er zu uns, die wir ihn im Halbkreis umstehen, „daß wir mit dem italienischen Problem fertig werden, und zwar in einer Weise, die sich vielleicht für uns sogar als recht vorteilhaft erweisen wird. Wie, — das kann ich leider im Augenblick selbst Ihnen nicht sagen, weil das noch Staatsgeheimnis ist. Ich kann Sie jedoch versichern, daß der Führer die Lage mit ruhiger Zuversicht beurteilt und auf alle Eventualitäten vorbereitet ist. In drei, vier Tagen werden wir klarer sehen."

Die Umstehenden nicken befriedigt. Der so offensichtliche Optimismus des Doktors hat sich auf sie übertragen. Genau genommen ist es ja nicht viel Greifbares, was er uns da eben gesagt hat. Ermutigend ist eigentlich bloß die Art, w i e er es gesagt hat. Und das gerade scheint mir das Geheimnis Goebbels'scher Menschenbeeinflussung zu sein. Er weiß genau, daß jeder Einzelne der ihn Umstehenden jetzt in seinen eigenen Wirkungskreis zurückkehrt und dort mit der gleichen Spannung und Neugier erwartet wird wie der Minister eben von uns. Oberst Martin wird im OKW, Hadamowski in der Reichspropagandaleitung und Schach im Gau mit Fragen bestürmt werden. Was hat der Doktor gesagt? — Ist die Lage bedrohlich? — Was will der Führer machen? Und die Antworten werden — mit individuellen Abweichungen — die Argumente vom Staatsgeheimnis und der ruhigen Zuversicht des Führers wiederholen, d. h. genauso optimistisch und genauso — nichtssagend sein wie das Resumé des Ministers.

Ich kenne ihn nun schon gut genug, um zu wissen, daß er gerade dann, wenn die Dinge ernst, um nicht zu sagen hoffnungslos, sind, nach außen die größte Sicherheit zur Schau trägt. Sein großer Lehrmeister ist auch in dieser Beziehung der Alte Fritz, der einmal — dem Sinn nach — sagte: Wenn es mir ganz schlecht geht, wenn all meine Hoffnungen zuschanden geworden sind, und das Unglück schier überwältigend scheint, dann lache ich, scherze, lade meine Offiziere zu Sekt ein, zeige mich aufgeräumt und unternehmungslustig und lasse niemand in meinem Gesicht lesen, welche Sorgen mein Herz bedrücken. Diese Maxime des großen Friedrich wird vom Minister gern zitiert, und ich weiß, daß er nach ihr handelt, wenn er sich außerhalb seiner engsten Umgebung befindet. Wären

die Herren, die ihn eben auf dem Flugplatz umstanden, am Sonntag abend durch irgendeinen Zufall in meinem Arbeitszimmer zugegen gewesen, sie hätten gewiß statt des zerknitterten, bemitleidenswert ratlosen und dann wutschnaubenden Ministers, wie wir ihn sahen, einen ruhigen und die Lage zuversichtlich beurteilenden Optimisten angetroffen.

Aber diesmal scheint sein Optimismus nicht allein gespielt zu sein. Er ist heiter und gesprächig bei Tisch, hat den Kopf voller Pläne und Ideen. Natürlich dreht sich die Unterhaltung um die italienischen Ereignisse und den Besuch im Führerhauptquartier. Es muß tatsächlich von Hitler eine unerhört kraftvolle Ruhe ausgehen. Der Minister spricht mit Begeisterung davon, wie er sie bereits mit einem fertigen Plane zur Abwehr aller sich aus dem Verrat möglicherweise ergebenden Nachteile empfangen habe. Wie in der Kampfzeit, wenn die Partei ein schwerer Schlag durch eine Wahlniederlage, ein neues Verbot oder eine interne Revolte getroffen habe, sei er nicht niedergeschlagen, sondern wie elektrisiert gewesen. Gemeinsam hätten sie dann alle Einzelheiten durchgesprochen. Und nun könne man mit Ruhe der Entwicklung entgegensehen.

Niemand könne noch sagen, wie diese Entwicklung verlaufen werde. Aber es seien alle Möglichkeiten ins Auge gefaßt und für jede von ihnen die entsprechende Gegenmaßnahme nicht nur festgelegt, sondern auch schon in allen Einzelheiten vorbereitet. Gewiß, man dürfe den Abfall des einzigen europäischen Bundesgenossen nicht unterschätzen. Aber die Bedeutung sei weniger praktischer als moralischer Art, da ja die Freundschaft mit dem faschistischen Italien gewissermaßen das moralische Rückgrat unserer Kriegführung gewesen sei. Praktisch hätten wir ja aus dieser Bundesgenossenschaft seit Stalingrad und El Alamein nur noch Nackenschläge davongetragen. Seit sich die militärische Unfähigkeit der Italiener erwies, waren sie für uns keine Hilfe, sondern nur eine Belastung.

„Wir brauchen nun", sagt der Minister, keinerlei Rücksichten mehr auf den schlappen Bundesgenossen zu nehmen. Die Gefahr, daß uns eine falsch verstandene „Nibelungentreue" wiederum zum Verhängnis wird, besteht nicht mehr. Wir werden den Faktor Italien in unserer Kriegführung von nun an allein nach Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit einsetzen. Die italienischen Kolonien, ja, das italienische Mutterland, sind für uns nicht mehr der geheiligte Boden des verschworenen Kampfgenossen, sondern nichts weiter als das Vorfeld unserer eigenen Verteidigung. Unsere Kriegführung ist klarer und einfacher geworden."

Ein Punkt allerdings macht dem Minister schwere Sorgen. Das ist das völlige Versagen unseres Nachrichtendienstes und unseres diplomatischen Apparates. „Wie war es bloß möglich", sagt er, „daß wir von den Ereignissen derartig überrascht wurden? Dieser Schlag kam für uns doch tatsächlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Dabei bereiten sich doch solche Ereignisse langsam vor, brauen sich wie ein Ungewitter zusammen, dessen Herannahen man schon geraume Zeit vorher beobachten kann, vorausgesetzt, daß die zur Beobachtung bestimmten Organe funktionieren.

Aber sehen Sie sich doch diese Organe an: unser Auswärtiges Amt, das von einem Sektreisenden, und unser Nachrichtendienst, der von einem Abenteurer griechischen Geblütes geleitet wird. Es ist mir leider nicht gelungen, den Führer davon zu überzeugen, daß, wenn hier nicht Verrat im Spiel ist, eine nicht zu überbietende Unfähigkeit zutage trat. Ich muß schon sagen, die Nachsicht des Führers ist mir unverständlich. Wenn es mir als Führer des deutschen Reiches passiert, daß mein bester Bundesgenosse abfällt, ohne daß ich von meinen verantwortlichen Mitarbeitern darüber auch nur die Andeutung einer solchen Möglichkeit erhalte, dann jage ich sie zum Teufel, wenn ich sie nicht sogar an die Wand stelle. Aber diese beiden aalglatten Typen verstehen sich so zu winden und zu drehen, daß ihnen ob ihres Versagens nicht nur nichts passiert, sondern sie sich weiterhin des allerhöchsten Wohlwollens erfreuen. So marschieren wir mit ruhig festem Schritt dem nächsten Desaster entgegen."

Der Minister ist wieder einmal in voller Fahrt. Er steht sowohl Ribbentrop als Admiral Canaris mit höchstem Mißtrauen gegenüber. Während er Ribbentrop nur für einen ehrgeizigen Nichtskönner hält, zieht er die guten Absichten des Admiral Canaris durchaus in Zweifel. Er spricht von ihm ganz offen als von einem Verräter. Gewiß hat er der Partei schon vor der Machtübernahme manchen wertvollen Dienst geleistet, und seine Beziehungen zu Hitler reichen bis in die frühe Kampfzeit zurück. Aber der Minister glaubt, daß seine Motive nicht uneigennützig und vor allem nicht ideeller Art sind. Er hält ihn für einen jener verschlagenen und ehrgeizigen Politiker im Generals- oder Admiralsrock, die als Typ in Griechenland, der Heimat Canaris', zu Hause sind.

Die nächste Ministerkonferenz sieht eine sehr gedrückte Teilnehmerschaft. Die politische und allgemeine Kriegslage hat einen Tiefstand erreicht wie seit Stalingrad nicht mehr. Die vernichtenden Luftangriffe auf Hamburg sind fortgesetzt wor-

den. Fast 1000 viermotorige Bomber haben ihre Last abermals über der bereits schwer getroffenen Stadt abgeladen. Die ersten Schadens- und Verlustmeldungen sind erschütternd. Die Zerstörungen haben ein bisher unvorstellbares Ausmaß angenommen. Bei den nicht mehr zu kontrollierenden riesigen Bränden, die zur Zeit noch in Hamburg wüten, ist erstmalig das Phänomen des sogenannten „Feuersturmes" aufgetreten, der die Menschen, ergreift er sie, als lebende Fackeln, riesigen Irrlichtern gleich, durch die Straßen fliegen läßt. Menschliche Phantasie kann sich kaum eine Vorstellung von dem Inferno machen, berichten die ersten Augenzeugen.

Aus Italien nur Unerfreuliches: Friedensdemonstrationen, Massendesertionen, Schlappheit, Verräterei und Feigheit auf der ganzen Linie. Auf Sizilien haben sich 70.000 Italiener mit einem halben Dutzend Generälen den schwachen alliierten Landungskräften ergeben. Der einzige Widerstand, auf den diese stoßen, wird von den beiden hier befindlichen Divisionen geleistet. Zwar hat Badoglio versichert: „Der Kampf geht weiter". Aber was man von dieser Versicherung zu halten hat, zeigen die Ereignisse.

Die Stimmung also ist alles andere als rosig. Mit sorgenvollen Gesichtern stehen die Teilnehmer im Saal, besprechen halblaut diese oder jene Hiobsbotschaft. Da tritt der Minister ein. Fast gleichzeitig, während sich die Arme zum Gruß erheben, beginnen mit ohrenbetäubendem Lärm die Alarmsirenen rings um den Wilhelmsplatz zu heulen. Fliegeralarm in Berlin an hellichtem Tage. Auch eine Neuigkeit, und zwar keine angenehme. Es gibt manchen, den sein von den Ereignissen verdüstertes Gemüt am liebsten schnurstraks in den Bunker hätte laufen lassen. Doch die Gegenwart des Ministers zwingt zu Haltung. Aller Augen sind auf ihn gerichtet. Noch immer heulen, an- und abschwellend, die Sirenen. Seelenruhig, nicht das geringste Zeichen von Nervosität oder Gereiztheit verratend, setzt er sich auf seinen Stuhl, besieht sich seine Fingernägel angelegentlich und wartet geduldig, bis die Sirenen, die jedes Wort unmöglich machen, ihren schaurigen Gesang beendet haben.

Dann beginnt er, als wäre nichts vorgefallen, mit gesenkter Stimme sein Referat zur politischen Lage. Er könne zu Italien nichts wesentlich Neues sagen. Nicht weil er nichts darüber wisse, sondern weil er es, selbst vor diesem Kreise nicht dürfe. Er kenne ebenso gut wie der Führer sowohl die Ereignisse selbst wie das, was sich hier sehr bald ereignen

werde. Aber wichtiger als die Ereignisse seien die Lehren, die man bereits heute aus ihnen ziehen könne:

1. Wie richtig es gewesen sei, daß der Führer 1934 auch das Amt des Reichspräsidenten übernommen habe, so daß kein unheilvoller Dualismus in der Staatsführung entstehen konnte, wie er jetzt in Italien die Katastrophe ermöglicht habe. Es seien damals viele — unter ihnen aufrechte Deutsche wie Hans Grimm — dafür eingetreten, eine legitime Persönlichkeit wie z. B. den Kronprinzen, mit dem Amt des Reichspräsidenten zu betrauen. Hätten wir diesem Ansinnen damals nachgegeben, wären die Dinge wahrscheinlich ganz ähnlich gelaufen wie in Italien. Schon nach Stalingrad hätte sich der betreffende Reichspräsident den Führer kommen lassen und ihm gesagt: „Herr Hitler, Sie haben sich zwar bisher große Verdienste um das Reich erworben, aber nun gehen Sie bitte ..." Und dann wäre, wie jetzt in Italien, die ganze reaktionäre Meute aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekommen, mit ihr die Unterwelt, und beide hätten im Handumdrehen das Reich in Anarchie gestürzt. „Wir können froh und dankbar sein, daß uns dies Schicksal durch unsere damals bewiesene Härte und Kompromißlosigkeit erspart geblieben ist.".

2. Der Verräter ist noch immer an seinem eigenen Verrat gestorben. Man solle doch nicht glauben, daß die beiden hilflosen Greise, die heute an der Spitze Italiens ständen, in der Lage wären, die Zustände, die sie durch den Sturz der faschistischen Ordnungsmacht herbeigeführt hätten, nach ihrem Willen zu lenken. Wenn ein Regime im Kriege gestürzt werde, dann komme der Pöbel an die Macht. Die Anarchie sei unvermeidlich. Erst gehe alles noch ziemlich legal vor sich. Die gestürzten Führer werden verhaftet. Ein Kesseltreiben auf ihre Parteigänger setzt ein. Der Pöbel bemächtigt sich ihrer. Demonstrationen, Streiks, Bürgerkrieg. Das alles verlaufe planmäßig, wenn der Janhagel erst einmal losgelassen sei, bis zuletzt die Verräter selbst hinweggefegt würden. Badoglio habe die historische Rolle eines Kerenski gespielt. „Italien wird einst, wenn es von der Kriegsfurie verwüstet, in Hunger, Not und wirtschaftlichem Elend dem Bolschewismus sicher entgegentreibend, wieder zur Besinnung kommt, seinen Verrat bitter bereuen. Aber es hat es nicht besser verdient."

3. „Was ist denn Freiheit? Die gestern noch faschistischen Zeitungen Italiens plärren heute wie die Kinder, sie hätten nun nach 20 Jahren endlich wieder die Freiheit, zu schreiben, was sie wollten. Das stimmt. Aber was haben sie denn für diese Freiheit eingetauscht? Ihre Freiheit als stolze, souveräne Na-

tion. Denn gleichzeitig mit der von den italienischen Zeitungen besungenen Freiheit hält die Knechtschaft durch den äußeren Feind in Italien ihren Einzug. Lieber Freiheit nach außen und eine gewisse Beschränkung der Freiheit im Innern als ein Leben in Knechtschaft unter der Herrschaft fremder Tyrannen. Wenn ich schon unfrei bin — und das ist jeder Angehörige eines kriegführenden Staates, selbst wenn es sich um Patentdemokratien wie England oder Amerika handelt — dann lasse ich mir diese Freiheitsbeschränkung lieber von Vertretern meines eigenen Volkes auferlegen, von denen ich weiß, daß sie — bei aller Verschiedenheit, ja vielleicht selbst Gegensätzlichkeit der Anschauungen — im Grunde doch meines Blutes und meiner Art sind und meine Interessen bestimmt besser vertreten als ein fremdes Volk, dessen Handlungen von Haß, Rache, Neid und Mißgunst oder doch wenigstens von Unverständnis gegenüber meinen Eigenarten, Wünschen und Bedürfnissen bestimmt werden."

Während der langen, mit Emphase vorgetragenen Ausführungen des Ministers betritt in kurzen Abständen die Ordonnanz auf leisen Sohlen den Saal und legt dem Minister kleine Zettel mit den neuesten Standortmeldungen des anfliegenden Bomberverbandes auf den Tisch. Er wirft im Reden einen kurzen Blick auf sie, ohne sich im mindesten aus dem Konzept bringen zu lassen, obwohl ihm nicht verborgen bleiben kann, daß mancher seiner Zuhörer unruhig auf seinem Sessel hin- und herrutscht und gewiß den langweiligsten Aufenthalt im Luftschutzbunker seinen hochinteressanten Ausführungen vorziehen würde. Doch die Konferenz verläuft ohne Zwischenfälle. Die Bomber sind bis Brandenburg gekommen und haben dann aus unbekannten Gründen abgedreht.

4. August 1943.

Die Reichsminister, Staatssekretäre, Reichs- und Gauleiter sind auf Befehl des Führers in Berlin zusammengerufen worden. Dr. Goebbels hat den Auftrag bekommen, ihnen eine „Zementspritze zu verpassen", d. h., ihren recht auffrischungsbedürftigen Glauben an den Sieg mit den aus dem Führerhauptquartier mitgebrachten Tatsachen und Argumenten zu stärken. Es scheint ihm in gewissem Ausmaß gelungen zu sein. Nach seiner Schilderung lag eine Wolke von Defaitismus über der illustren Versammlung. Dies Führungskorps des Dritten Reiches muß den Eindruck einer Versammlung von Lohgerbern gemacht haben, denen die Felle weggeschwommen sind. So

rief beispielsweise der Staatssekretär des Göring'schen Luftfahrministeriums, der kugelrunde, lebenslustige Feldmarschall Milch bei der Erörterung des Luftkrieges und besonders der Hamburger Katastrophe ein über das andere Mal aus: „Wir haben den Krieg verloren! Endgültig verloren!"

„Das hätte mal einer meiner Staatssekretäre wagen sollen!" ruft der Minister, vor Zorn bebend. „Und wenn er zehnmal recht hat! Welche Haltlosigkeit! Welche Schlappheit! Wenn er den Glauben verloren hat, dann soll er sich doch eine Kugel durch den Kopf schießen. Aber er soll uns mit seinem hysterischen Geplärr verschonen. Ich mußte ihn bei seiner Offiziersehre packen, ehe ich ihn zur Ruhe bringen konnte."

Es war gewiß keine leichte Aufgabe, all diese Herren, die seit zehn Jahren vom Nationalsozialismus nur Orden und Auszeichnungen, materielle Vorteile und andere Annehmlichkeiten geerntet haben, und die nun, da es hart auf hart geht, aufgeregt gackern und durcheinander flattern wie ein aufgescheuchtes Volk Hühner, wieder auf Vordermann zu bringen. Der Minister glaubt, daß es ihm gelungen ist. Ich bin, offengestanden, nicht so ganz davon überzeugt.

Er gab ihnen im ersten Teil seiner Rede eine lückenlose Darstellung der Ereignisse in Italien, die ich nach seinen Worten ungefähr wiedergeben will:

„Was bei der Unterredung zwischen Hitler und Mussolini in Verona besprochen wurde, wissen natürlich nur die beiden selbst, da sie sich unter vier Augen vollzog. Trotzdem kann man sich den Kernpunkt des Gespräches leicht vorstellen. Es war ohne Zweifel ein Hilfeschrei Mussolinis. Nach dem völligen Versagen seiner Italiener bei der Verteidigung ihres Heimatbodens, nach den unerfreulichen inneren Verhältnissen Italiens, hervorgerufen durch die alliierten Luftangriffe und die drohende Gefahr einer Invasion mußte er sich Hilfe oder doch wenigstens Rat beim Führer holen. Dieser konnte nach Lage der Dinge nicht viel anders lauten als: Hilf Dir selbst! Eine Verstärkung der militärischen Unterstützung kam bei der angespannten Lage an den von uns selbst verteidigten Fronten nicht in Frage. So kehrte Mussolini mit leeren Händen nach Rom zurück. Seine Faschisten forderten von ihm Rechenschaft. Der König und die Reaktion lauerten im Hinterhalt und schürten den Brand der Unzufriedenheit. Es kam zu der denkwürdigen Sitzung des faschistischen Großrates, der 13 Stunden hinter-

einander vom Nachmittag des 24. 7. bis in den frühen Morgen des 25. 7. hinein tagte.

Der Sturz Mussolinis ging von seinen Faschisten selbst aus. Drei Kategorien von Gegnern innerhalb seiner eigenen Partei traten auf: Zunächst korrupte Subjekte wie sein Schwiegersohn Ciano, die stets darauf aus sind, Dreck aufzuwirbeln, um selbst besser im Trüben fischen zu können, und die am Fortbestehen eines sauberen, anständigen Systems keinerlei Interesse haben. Dann die Charakterkrüppel vom Schlage eines Alfieri, die bei einer Abstimmung am liebsten drei Zettel ausfüllen, einen dafür, einen dagegen und einen, der sich der Stimme enthält, und die ja in Italien besonders zahlreich sind. Und schließlich gute, alte Faschisten wie Sforza und Farinacci, die durch Mussolinis Halbheiten und Kompromißlereien und seine dadurch bedingten Mißerfolge verstimmt, bereits längere Zeit grollend abseits stehen. So sah sich Mussolini im engsten Kreise seiner Getreuen nur Kritik, ja Feindseligkeit gegenüber. Nach einer Kette militärischer Mißerfolge, nach der Enttäuschung durch die vom Führer abgeschlagene Hilfe und angesichts der Tatsache, daß er selbst von seinen alten faschistischen Mitkämpfern in seiner schwersten Stunde verlassen wurde, muß er den Mut verloren haben. Kreidebleich und mit Tränen der Verzweiflung in den Augen soll er dem Wortführer seiner Feinde, seinem Schwiegersohn Ciano, das Wort „Verräter" entgegengeschleudert haben und dann abgetreten sein.

Nach dieser tumultuarischen Sitzung blieb Mussolini als letzte vermeintliche Stütze nur noch der König. Vielleicht erwartete er ernstlich, daß diese Null, die er 20 Jahre lang auf seinem Thron gehalten hatte, in diesem Augenblick das Gefühl einer gewissen Dankesschuld empfinden würde. Er irrte. Dankbarkeit gehört nicht zu den Eigenschaften des italienischen Königshauses. Dieser Zwerg, Sproß einer dekadenten, verräterischen Dynastie, erwies sich seiner Ahnen würdig. Er versetzte dem Mann, dem er Leben und Thron verdankte, einen Fußtritt. Mussolini reichte seine Demission ein. Eine geschichtliche Persönlichkeit, deren Ideen freilich am untauglichen Objekt angewendet wurden, gab sich damit selbst den Todesstoß.

Die Demission wurde nicht nur angenommen, sondern der Duce auch gleich verhaftet. Keiner von seinen Schwarzhemden erhob den Dolch — den sie ihm so oft unter frenetischem Jubel entgegengestreckt hatten — um ihn nun zu verteidigen. Mit dem Duce verschwand auch seine Bewegung in der Versenkung. Die faschistische Partei wurde aufgelöst, die Kammer, die Kor-

porationen gleichfalls, die Posten in der Verwaltung umbesetzt, Mussolinibilder und faschistische Embleme heruntergerissen und verbrannt, die Miliz ins Heer überführt, der faschistische Gruß verboten. Eine Woche nach Mussolinis Sturz erinnerte in Italien nichts mehr an diesen großen Mann und sein Lebenswerk.

Es ergibt sich aus dem italienischen Exempel eine höchst eindringliche Warnung für uns, die nämlich: in Zeiten der Belastung in der Handhabung der Macht nicht lascher sondern nur noch härter zu werden. Ich jedenfalls werde mich von niemand verhaften lassen. Bei uns werden keine Hitler-Bilder von den Wänden gerissen, solange ich noch am Leben bin. Ich werde lieber meine Ministerialräte mit Maschinengewehren in die Fenster dieses Hauses legen und mich selbst mit der Pistole in der Hand verteidigen als freiwillig aus meinem Ministerium auszuziehen. Ich kenne unsere Nachfolger schon, die, nachdem sie ihre SPD- oder Zentrumsmitgliedsbücher verbrannt haben, seit zehn Jahren in irgendeinem Schmollwinkel ihre Pensionen verzehren.

Dann wären sie auf einmal alle wieder da. Frisch und munter wie dazumal. Während wir geschuftet und gearbeitet haben, haben sie heimlich kritisiert. Kritik strengt nicht so an wie Regieren. Wir sind überarbeitet und nervös, vielleicht sogar ein wenig hysterisch geworden. Sie aber sind frisch und wohlgenährt. Sehen Sie sich doch nur den dicken Bauch des Pastors Niemöller an, der im Konzentrationslager nichts von unseren Nöten und Sorgen kennt und von Tag zu Tag fetter und unternehmungslustiger wird. Oder die Löbe, Severing und wie sie alle heißen, denen das Dritte Reich die Pensionen für ihre der Weimarer Republik geleisteten Dienste weiterzahlt. Sie alle wären mit einem Schlage wieder da und würden ihre dicken Hintern behaglich in die Regierungssessel setzen, von denen sie der Unwille des Volkes vor zehn Jahren hinwegfegte. Denken wir daran! Lassen wir uns die Vorgänge in Italien als Menetekel dienen. Und vergessen Sie niemals, daß es nicht nur um Deutschland, sondern auch um Ihren eigenen werten Kopf geht!"

HAMBURG

Der Minister fliegt ins Luftkampfgebiet — Gauleiter Kaufmann — Die Schadensbekämpfung — Die Schlachten der Heimatfront — Der Minister vergleicht die Partei mit den Generalen — Berlin wird verteidigt — Die „Künstler" möchten die Hauptstadt räumen

10. August 1943.

Wir sind nach Hamburg geflogen. Der Minister wollte die Stätte jener Katastrophe sehen, die im deutschen Volk lähmendes Entsetzen hervorgerufen hat. Drei verheerende Angriffe von bisher nicht dagewesener Stärke und Konzentration sind über dieser Stadt niedergegangen, deren jeder umso wirkungsvoller als der vorhergehende war, als sich die Abwehrmittel in einem weniger und weniger aktionsfähigen Zustand befanden.

Die Royal Air-Force ist mit dieser Operation offenbar zu einer neuen Großkampftechnik übergegangen. Im Gegensatz zu allen bisherigen Luftangriffen wurde eine große deutsche Stadt unter Einsatz aller verfügbaren Kräfte nach einem großzügigen Plan in ihrem Kern buchstäblich ausradiert. Von einem Angriff auf einzelne militärische, ja nur kriegswichtige Ziele kann nicht länger mehr die Rede sein. Die Absicht bei den Angriffen auf Hamburg war ganz eindeutig die: den wichtigsten Teil der Stadt mit seinen militärischen, industriellen und gewerblichen Anlagen, mit seinen Verteidigungs- und Versorgungseinrichtungen, mit den Wohnhäusern und den Menschen, die in ihnen leben, zu vernichten. Es ist die totale Vernichtung aus der Luft, der wir uns seit Hamburg als furchtbarer Wirklichkeit gegenüber sehen.

Mit dieser Wirklichkeit sich genauestens vertraut zu machen, die Taktik des Gegners zu studieren, Erfahrungen zu sammeln und alle Möglichkeiten der Abwehr zu überlegen und zu organisieren, das ist die Absicht des Ministers bei diesem Hamburger Besuch. Während der zuständige Staatssekretär

im Luftfahrtministerium vor dieser Wirklichkeit kapituliert und den Krieg nunmehr einfach verloren gibt, während sich keiner der führenden Männer in den Luftkriegsgebieten sehen läßt, und sie alle die Köpfe in ihre bombensicheren Bunker stecken wie der Vogel Strauß den seinen in den Sand, nimmt Goebbels den Kampf auf. Er kann zwar nicht neue und bessere Abwehrwaffen einsetzen, er verfügt nicht über Jäger oder Flakbatterien, seine Waffen sind friedlicher Art: Ziviler Luftschutz, Schadensbekämpfung, Instandsetzung und Wiederaufbau, Hilfe für die Ausgebombten. Aber auf diesem Gebiete ist er fest entschlossen, alle verfügbaren Kräfte zu mobilisieren, alle Möglichkeiten der Organisation und Improvisation auszunutzen, kurz alles zu tun, um die Wirkung der Angriffe, die unsere Luftwaffe nicht verhindern konnte, abzuschwächen.

Er kann freilich die zu Schutt und Staub zerriebenen Stadtviertel nicht wieder aufbauen, aber er kann veranlassen, daß Verkehr, Licht-, Gas- und Wasserversorgung so schnell wie möglich wieder in Gang kommen, daß die obdachlosen Menschen untergebracht, beköstigt und bekleidet werden, daß Ziegel, Fensterglas und Holz für Notstandsreparaturen an Betrieben und Wohnungen zur Verfügung stehen, daß, alles in allem, das Leben der betroffenen Stadt sofort wieder in Gang kommt, und sie als Rädchen unserer Kriegsmaschine nur möglichst kurze Zeit stillsteht.

Nach etwa einstündigem Flug taucht unter uns das Weichbild der Stadt Hamburg auf. Wir drücken die Gesichter gegen die Kabinenfenster. Wer erwartet hatte, Hamburg als einen einzigen rauchenden Trümmerhaufen vorzufinden, dessen düstere Phantasie wurde enttäuscht. Wir fliegen über hübsche Villenkolonien, die, wie aus der Spielzeugschachtel aufgebaut, unter uns liegen. Sie gehen in friedensmäßig intakte Vorstädte über, in deren Verkehrsadern Straßenbahnen und Fahrzeuge aller Art sich bewegen, als wäre nichts passiert. Wir müssen schon über der eigentlichen Stadt sein, und nichts erinnert noch, von hier oben gesehen, an die furchtbare Katastrophe, die sich doch gerade erst ereignet hat.

„Man stellt sich doch eben das alles viel schlimmer vor, als es nachher tatsächlich ist", sagt der Minister.

Da legt sich unsere Ju in die Kurve. Und unter dem Flügel, auf dessen Spitze wir zu stehen scheinen, taucht jetzt eine weite, schwarzgebrannte Fläche auf, aus der nur hier und da einige Ruinen und Mauerreste hervorragen. Wir sind über dem eigentlichen Schadensgebiet. Es wird von unserer Maschine in weitem Bogen überflogen. Ein schauriger Anblick! Stadtvier-

tel auf Stadtviertel zieht unter uns vorbei. Die endlos sich aneinander reihenden dachlosen Häuserruinen wirken aus der Vogelperspektive wie schwarzbraune, ausgeschleuderte Bienenwaben. Hier und da steigt noch Rauch und Qualm aus den Trümmern.

Das Gespräch in der Kabine ist völlig verstummt. Wir sind in den Anblick der Trümmerlandschaft unter uns versunken. Im Hafen die ausgebrannten oder halb versunkenen Wracks von Schiffen aller Größen. Die Werft- und Dockanlagen ein wirrer Haufen verbogener Eisenrippen. Die Royal Air-Force hat ganze Arbeit geleistet.

Die Motoren unserer Maschine werden gedrosselt. Wir gleiten dem Flugfeld entgegen. Gauleiter Kaufmann empfängt uns. Er macht auf mich einen sehr sympathischen Eindruck: klein, drahtig, mit frischem, energischem Gesicht, von angenehmen, beinahe weltmännischen Umgangsformen. Er paßt durchaus nicht zu dem dickbäuchigen, stiernackigen Gauleiter-Einheitstyp. Der Minister hält viel von ihm. Die Begrüßung der beiden ist umso herzlicher, als sie sich von klein auf kennen und mit einander befreundet sind.

Kaufmann ist übrigens der Einzige innerhalb der gesamten Hierarchie der Partei und des Staates, mit dem Goebbels sich duzt. Außer Kaufmann gibt es keinen Ministerkollegen, keinen Reichs- oder Gauleiter, keinen seiner alten Kampfgenossen im Gau oder Ministerium, mit dem ihn das vertrauliche „Du" verbindet. Damit steht Goebbels in scharfem Gegensatz zu unserer gesamten braunen Führerschaft, deren Mitglieder sich unter einander fast alle duzen. So steht er auch äußerlich gewissermaßen abseits jenes Klüngels, der sich in Deutschland an die Macht und die mit ihr verbundenen Posten klammert.

Diese erstaunliche Tatsache mag ihren äußerlichen Grund darin haben, daß der Minister außerordentlich enthaltsam ist und daher niemals Gelegenheit hatte, sich mit den anderen, fast durchweg sehr trinkfreudigen alten Kämpfern zu betrinken und bei dieser Gelegenheit mit ihnen auf Du und Du zu trinken. Sie ist vor allem aber in seinem Charakter begründet. Er sagte mir einmal zu diesem Thema:

„Menschenkenntnis ist eine Grundvoraussetzung für jede Führungsaufgabe, was leider bei uns allzu wenig berücksichtigt wird. Ebenso notwendig ist aber auch ein gesundes Maß an Mißtrauen all und jedem gegenüber. Ich nehme lieber das Odium auf mich, ein Menschenfeind zu sein, ich verzichte lieber auf die Freuden sogenannter Freundschaften, die doch nur in den seltesten Fällen halten, was man sich von ihnen ver-

spricht, als daß ich mich bitteren Nackenschlägen aussetze. Lieber setze ich bei meinen Mitmenschen von vornherein das denkbar Schlechteste voraus und lasse mich nachher in angenehmer Weise enttäuschen als umgekehrt.

Ich bin mit dieser Einstellung jedenfalls bisher stets gut gefahren. Es ist die Lehre, die ich in einer langen politischen Laufbahn aus vielen Erfahrungen und Enttäuschungen gezogen habe. Ich sehe mich gewissermaßen immer um, ob nicht jemand hinter mir steht, der mir eins über den Dassel geben will, und ich lausche stets mit einem Ohr, ob nicht jemand den Dolch für mich wetzt."

Diese pessimistische Einstellung des Ministers seinen Mitmenschen gegenüber datiert ohne Zweifel aus seiner frühesten Jugend, als er den kindlich grausamen Verspottungen und Hänseleien seiner Spiel- und Schulgefährten wegen seines Körperfehlers ausgesetzt war.

„Vertrauensseligkeit", fuhr Goebbels damals fort, „ist mir verhaßt. Die Duzerei zwischen Kollegen oder gar Vorgesetzten und Untergebenen ist mir ein Greuel. Ich duze mich — mit einer einzigen Ausnahme — mit niemand weder im Amt noch in der Partei. Ich habe das bis heute nicht bereut, obwohl ich weiß, daß dieser Umstand viel zu meiner Unbeliebtheit, ja zu der Mißgunst und den Intrigen beigetragen hat, die gegen mich, besonders beim Führer, gesponnen werden. Ich brauche ihre Freundschaft nicht, an deren Aufrichtigkeit ich sowieso stets zweifeln würde, solange sie mich nur fürchten. Und ich habe vor allem einen unschätzbaren Vorteil: ich stehe zu allen in einem sehr wohltuenden und auch nützlichen Abstand. Ich brauche keine „freundlichen" Rücksichten zu nehmen. Ich komme nie in Versuchung, das Versagen oder die Verfehlungen eines Untergebenen oder Kollegen zu vertuschen oder zu dekken, weil ich mit ihm „befreundet" bin."

Zurück zu Kaufmann und seiner schwer geprüften Stadt. Die Besprechung zwischen ihm und dem Minister ist besonders herzlich und vertraulich. Der Hamburger Gauleiter hat nichts zu verheimlichen oder zu beschönigen. Im Gegenteil, wie diese Stadt mit dem Unglück fertiggeworden ist, verdient Bewunderung. Auf einer Sitzung, an der alle verantwortlichen Männer Hamburgs teilnehmen, wird dem Minister ein klares Bild des Angriffes selbst und des dann einsetzenden Großkampfes zur Abwendung seiner Folgen gegeben. Gewiß, die Schäden und Verluste, besonders an Menschenleben, sind ungeheuer. Aber die offensichtliche Absicht, das Leben dieser zweitgrößten deutschen Stadt, unseres „Tores zur Welt", zu paralysieren, wurde

nicht erreicht. Hamburg lebt noch. Und das ist das Verdienst der Männer, die in den Uniformen der Partei, der Polizei, der Wehrmacht und im schlichten Zivil der Stadtväter hier um den Konferenztisch sitzen und jetzt über das berichten, was auf ihrem Arbeitsgebiet getan wurde.

Eine Stadt, die eine Katastrophe wie Hamburg hinter sich hat, gleicht ja einem Lahmen, dem man die Krücken aus der Hand geschlagen hat. Sie ist, obwohl sie durchaus noch lebt, nicht mehr aktionsfähig. Hilft man ihr nicht, dann kommt sie um. Gibt man ihr aber die Krücken oder doch irgendeinen Ersatz zurück, dann kann sie, wenn auch vielleicht nicht so sicher wie zuvor, wieder laufen. Im Augenblick eines solchen Angriffes fallen alle Voraussetzungen des geregelten Lebens einer modernen Großstadt fort, die wir normalerweise schon allzu gleichgültig hinnehmen. Gas, Wasser, Elektrizität setzen aus, die Verkehrsmittel sind außer Betrieb, die Straßen blockiert, die Bahnhöfe zerstört. Post, Telefon und Telegraf arbeiten nicht mehr. Am nächsten Morgen gibt es keine Zeitungen, keine frischen Brötchen und keine Milch und bald auch sonst kaum noch was zu essen. Erst jetzt zeigt sich, wie kompliziert der Koloß einer solchen Millionenstadt ist. Man glaubt nicht, wie schwerfällig eine Ansammlung von einigen Hunderttausend Menschen wird, wenn sie der technischen Voraussetzungen ihres Gemeinschaftslebens beraubt ist.

Jetzt muß der Apparat zu arbeiten beginnen, an dessen Spitze der Minister steht. Brände müssen abgelöscht, Verschüttete geborgen, Verwundete versehen, Obdachlose untergebracht, Zehntausende verpflegt, versperrte Straßen geräumt, Verkehrsmittel in Betrieb gesetzt, die Versorgung gesichert werden. Die Zehntausende, die plötzlich ohne Obdach, ohne Essen, ohne Habe, ja ohne einen Pfennig Geld vor den Trümmern ihrer Häuser stehen, sind auf einmal wie hilflose Wickelkinder, die von der Nährmutter Staat erwarten, daß sie sie an ihre schützende und nährende Brust nimmt. Es ist eigenartig zu beobachten, daß der überwiegende Teil der Menschen in solchen Situationen nicht nur den Kopf sondern jede Initiative, ja oft den Lebenswillen überhaupt verliert. Sie werden von einer tödlichen Lethargie befallen, und die Praxis hat immer wieder gezeigt, daß man manchen von ihnen das warme Feldküchenessen förmlich eintrichtern und sie gewissermaßen zum Weiterleben zwingen muß.

Es gibt aber auch andere, die gerade in solchen Augenblicken erstaunliche Fähigkeiten im Organisieren und Führen von Massen entwickeln. Sie werden die Kristallisationspunkte

des zivilen Widerstandes. An ihrem Beispiel richten sich die anderen wieder auf. Mit Rat und Tat, mit guten oder derben Worten, mit handfesten Griffen und kühler Umsicht reißen sie ihre Leidensgefährten aus ihrer verhängnisvollen Stumpfheit.

In diesem Sinne sind die Bombennächte die Schlachten der Heimatfront. Wie sich draußen im Felde plötzlich ein unbekannter Grenadier durch Entschlußfreudigkeit, Mut und Unerschütterlichkeit hervortut und einer, der vielleicht sein ganzes bisheriges Leben hindurch unbemerkt vor einer Werkbank gestanden oder auf einem Büroschemel gehockt hat, nun wahre Heldentaten vollbringt und das Ritterkreuz in ein sonst ganz durchschnittliches bürgerliches Leben hineinträgt, so zeigt sich auch in diesen Nächten wie bei keiner anderen Gelegenheit, ob die Männer, denen in ihrem Bereich vom Staat eine fast unbeschränkte Macht übertragen wurde, ihren Aufgaben gewachsen sind. Ein Gauleiter, der noch keine Bombenkatastrophe zu meistern hatte, ist noch nicht durch die große Bewährungsprobe der Heimatfront gegangen. Hier zeigt es sich, ob er die Qualitäten besitzt, die man von einem Mann auf so verantwortlichem Posten verlangen muß. Manch kleiner Ortsgruppenleiter hat in solchen Nächten mehr Entschlußkraft, Verantwortungsfreude und kühle Umsicht bewiesen als ein kommandierender General. Mancher hat aber auch versagt, der in ruhigen Zeiten seine Unfähigkeit hinter großen Worten zu verbergen verstand. Es gehört nicht viel dazu, auf Versammlungen hochtönende Reden zu halten; eine Bombennacht aber zeigt den Mann.

In dieser Richtung bewegen sich unsere Gespräche, als wir nach einem von Besprechungen ausgefüllten Tag, der mit einer eindrucksvollen Rundfahrt durch die Schadensgebiete abgeschlossen wurde, wieder zurück nach Berlin fliegen. Der Minister ist von dem Geschehenen und Gehörten stark beeindruckt. So furchtbar die einzelnen Bilder waren — die kilometerweiten, total vernichteten Stadtteile, in denen jedes Leben erstickt, und die in ihrer schweigenden Leblosigkeit einen unheimlichen, gespenstigen Eindruck machen, die Massengräber, in denen ein Teil der erschreckend hohen, bisher noch nicht genau ermittelten Zahl von mehreren tausend Toten liegt, die vernichteten Hafen- und Werftanlagen, die einst unser Stolz und unsere Zukunftshoffnung waren — so furchtbar dies auch alles anzusehen war, so wenig ist Niedergeschlagenheit das Gefühl, das den Minister jetzt beherrscht.

Er ist mit Ideen und Plänen zum Bersten gefüllt. Die in Hamburg gesammelten Erfahrungen verwandeln sich in sei-

nem Kopf zu konkreten Maßnahmen, die zur Verhütung ähnlicher Katastrophen getroffen werden sollen. Voller Bewunderung spricht er von den in Hamburg gezeigten Leistungen der Partei, die ja das Rückgrat des zivilen Widerstandes bildet. Vielleicht spräche er mit der gleichen Bewunderung von den Leistungen unserer Soldaten im Feld, wenn er je Gelegenheit gehabt hätte, sie so unmittelbar zu erleben wie die an der Heimatfront. So erkläre ich mir die — meiner Ansicht nach — etwas abwegigen Schlußfolgerungen, die er aus diesen Betrachtungen zieht.

„Ich bin überzeugt", sagt er. „daß wir den Krieg schon längst gewonnen hätten, wenn seine Führung nicht in der Hand von Generalen sondern bei der Partei läge. Warum sollte nicht einer unserer im Bombenkrieg bewährten Parteiführer beispielsweise eine Armee an der Front führen? Gewiß, ihm fehlen meist die rein militärischen Kenntnisse und Voraussetzungen. Aber die könne ihm ja der bisherige Befehlshaber als sein Vertreter oder Chef des Stabes zur Verfügung stellen. Dieser müßte sozusagen den taktischen Teil der Führung übernehmen; dort aber, wo die eigentlichen Führungsaufgaben liegen die ein großes Maß an Härte, Verantwortungsfreude und Kühnheit des Entschlusses erfordern, sollte einer von uns stehen."

Ich halte ihm bei dieser seiner Einstellung, deren Abwegigkeit durch das Versagen des Politruk-Systems in der Roten Armee bereits erwiesen wurde, seine völlige Unkenntnisse militärischer Dinge zugute und die Verständnislosigkeit, ja vielleicht sogar Feindseligkeit, mit der er — auch eine Folge seines Körperfehlers — dem Beruf und Wesen des Soldaten gegenübersteht.

Kurz ehe unsere Maschine auf dem Tempelhofer Feld landet, und wir beim Flug über Berlin die Wunden sehen, die der Bombenterror auch dieser Stadt schon geschlagen hat, spricht der Minister noch einmal von den furchtbaren Folgen des Luftkrieges. „Was wir heute an Verwüstungen gesehen haben", sagt er, „übersteigt alles bisher Dagewesene, ja Vorstellbare. Hätte man sich vor dem Kriege ein Bild davon machen können, wie Hamburg, und vielleicht auch bald andere deutsche Großstädte eines Tages aussehen würden, das Volk wäre vor diesem Krieg zurückgeschreckt. Und auch manchen unter uns hätte wohl der Mut verlassen. Und doch zeigt sich, daß all dies auszuhalten ist, daß solche Schläge zwar schwer und bedauerlich, aber keineswegs für den Ausgang des Krieges entscheidend sind, wenn sie nur tatkräftig pariert werden.

England hat den Blitz auf London überstanden und genauso werden wir die jetzt begonnene Luftoffensive gegen das Reich überleben.

Unserem über die Hilfskräfte fast ganz Europas verfügenden Kriegspotential tut ein Angriff wie dieser auf Hamburg nicht mehr als ein Moskito einem Elefanten. Wichtig allein ist die moralische Wirkung, das unermeßliche Leid, das Tausenden von deutschen Menschen zugefügt wird. Aber der Mensch ist viel leidensfähiger als man glaubt. In wenigen Jahren schon wird die Erinnerung an die Hamburger Katastrophe selbst bei den unmittelbar Betroffenen, wenn nicht erloschen, so doch so weit verblaßt sein, daß sie gegenüber der Möglichkeit, aus diesem Grunde den Krieg verloren zu geben, ganz unbedeutend erscheint.

Man muß auch den Mut zur Destruktion haben. Daß die Italiener den Krieg aufgaben und damit Freiheit und Größe als souveräne Nation, zu der der Duce sie geführt hatte, nur weil ein paar Bomben zwischen ihre Städte fielen, wird ihnen die Geschichte einmal als erbärmliche Schwäche anrechnen, wie es — was man auch sonst gegen ihn sagen mag — die historische Größe Churchills ausmacht, daß er sich nicht durch den Blitz auf London entmutigen ließ, sondern sein Volk über diesen Augenblick verständlicher Schwäche hinwegführte. Ich jedenfalls halte es mit Horaz: „Und wenn der Erdball krachend zerbricht, den Mutigen schrecken die Trümmer nicht!"

22. August 1943.

Eine der ersten Maßnahmen, die im Anschluß an die in Hamburg gemachten Erfahrungen getroffen wurde, war die Evakuierung Berlins. Eine Katastrophe wie die Hamburger, das ist der feste Entschluß des Ministers, darf sich nicht wiederholen. Sie war nur möglich, weil der Schlag uns nicht oder doch nicht richtig vorbereitet traf. Daß Goebbels bei den zu treffenden Maßnahmen als Gauleiter von Berlin zunächst an seine eigene Stadt denkt, kann ihm niemand verübeln. Berlin muß auch tatsächlich als im höchsten Grade gefährdet betrachtet werden, da es ja als Reichshauptstadt nicht nur die Nervenzentrale des Reiches ist, sondern auch eine derartige Zusammenballung von Kriegs- und lebenswichtiger Produktion innerhalb seiner Mauern aufweist wie keine andere deutsche Stadt.

Daß Berlin für einen Angriff der RAF im Hamburger Stil ein durchaus lohnendes Objekt darstellt, daran kann kein Zweifel bestehen. Wenn er bisher noch nicht erfolgte, dann liegt das

wohl nur daran, daß er noch nicht mit aller Sorgfalt vorbereitet werden konnte oder die benötigten Kräfte noch nicht zur Verfügung stehen. Wann er erfolgt, wissen wir weder, noch können wir es bei der beklagenswerten Unfähigkeit unseres Nachrichtendienstes auch nur mutmaßen. Es muß daher gehandelt werden. Und zwar schnell.

„Ich habe mir", sagt der Minister, „in sieben Jahren den Ehrentitel eines Eroberers von Berlin erworben. Ich bin entschlossen, mir in ebenso viel Wochen den eines Verteidigers von Berlin zu verdienen."

In dieser Frist von sieben Wochen soll die Reichshauptstadt verteidigungsbereit, das heißt in einen Zustand versetzt sein, daß sich Luftangriffe auf sie, und seien sie noch so schwer, nie zu Katastrophen von Hamburger Format auswirken können. Zu diesem Zweck mußte die 4½ Millionen-Bevölkerung von unnötigem Ballast befreit, d. h. um rund eine Million reduziert werden. Alle Berliner, deren Aufenthalt in der Reichshauptstadt nicht kriegswichtig ist, müssen sie vorübergehend verlassen. Alte und Kranke, nichtarbeitspflichtige Frauen und Mütter mit ihren kleinen Kindern werden evakuiert.

Die entsprechenden Anordnungen wirbeln natürlich eine Menge Staub auf, ja es kann sogar in gewissem Sinne von einer Panik gesprochen werden, die die durch das Hamburger Unglück bereits kopfscheu gemachte Bevölkerung ergreift. Am ersten Tage werden die Züge auf den Bahnhöfen gestürmt. Frauen werden ohnmächtig. Man reißt sich im Gedränge gegenseitig die Kleider vom Leib. Die Polizei hat alle Mühe, die außer Rand und Band geratene Menge zur Raison zu bringen. Partei und Hitler-Jugend werden zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Hilfeleistung eingesetzt. Die NSV hilft, wo sie kann. Nach ein paar Tagen hat sich alles einigermaßen beruhigt. Die Menschen haben sich von dem anfänglichen Schock erholt. Überall wird fieberhaft gearbeitet. Die Hausgemeinschaften legen nach Feierabend und an Sonntagen Splittergräben und Löschwasserteiche an. Die Abwehreinrichtungen werden mit größter Beschleunigung verbessert, der Bunkerbau nach Kräften gefördert, Kunstschätze und Bibliotheken, soweit das noch nicht geschehen ist, verlagert. Vierzehn Tage später sind bereits 600 000 Menschen evakuiert. Der Berliner hat seine Ruhe, ja sogar seinen Humor wieder.

Es hat auch einige unerfreuliche Erscheinungen gegeben. Der Luftkrieg scheidet ja die Geister in der Heimat, wie es das Pfeifen der Kugeln an der Front tut. Jetzt trennen sich die Anständigen von den Unanständigen. Es war nicht schwer, vor-

auszusehen, auf welcher Seite bei diesem Scheidungsprozeß unsere „Künstler" stehen würden. Die meisten von ihnen verdrücken sich, nun es Ernst wird. Sie brauchen „Ruhe für ihr künstlerisches Schaffen", behaupten sie. Wenn es nach ihnen ginge, behielten wir in Berlin kein einziges Theater, kein Orchester, das der hart arbeitenden Bevölkerung Erholung und Entspannung vermitteln könnte.

Da die meisten Künstler im arbeitspflichtigen Alter stehen, wird jedes „Ausreisegesuch" dem Minister selbst vorgelegt und in den meisten Fällen abgelehnt. Sieben Mitglieder des Metropol-Theaters, die sich einfach verduftet haben und auf die Aufforderung, nach Berlin zurückzukehren, nicht reagieren, erhalten auf Veranlassung des Ministers ein Schreiben etwa folgenden Inhaltes: „Sie haben ohne Erlaubnis das Luftkriegsgebiet Berlin und Ihren Arbeitsplatz verlassen. Sie sind ab sofort aus der Reichskulturkammer ausgeschlossen und dem dortigen Arbeitsamt zwecks anderweitigen Einsatzes überwiesen worden."

Auch im engsten Freundes- und Verwandtenkreise des Hauses Goebbels zeigen sich einige Nieten. Professor Hommel, ein Freund des Hauses, hat es vorgezogen, sich mit seiner Gattin, einer geborenen v. Kalckreuth, in die ungefährlicheren südlichen Gefilde des Reiches zu begeben, um dort sein wahrhaft unersetzliches Talent dem Dritten Reich zu erhalten. Eine andere Dame, Frau Ursel Quandt, aus jener schwerreichen Plutokratenfamilie, der auch Frau Goebbels, ehe sie geschieden wurde, angehörte, verspürte plötzlich einen heftigen Drang nach Süden. Sie besaß dabei noch die Unverfrorenheit, den Adjutanten des Ministers zu bitten, ihr Schlafwagenkarten zu besorgen. Statt dieser bekam sie an dem Zufluchtsort, von wo aus sie den weiteren Kriegsverlauf möglichst ungestört zu beobachten gedachte, vom dortigen Arbeitsamt eine Dienstverpflichtung für die Rüstungsindustrie zugestellt.

„Dieses Pack", sagt der Minister, „so lange die Sache gut geht, fressen sie an unserem Tisch. Wird's dann aber mal Ernst, verschwinden sie — husch — wie das Mäuslein im Loch. Nur ein klein wenig stecken sie die Schnauze raus und warten ab, wie's wird. Geht's schief, dann sind sie die ersten, die sagen: Das haben wir gleich gewußt. Wir sind von Anfang an dagegen gewesen. Wir haben nie was mit denen da zu tun gehabt. Geht's aber gut, nun, dann hoffen sie immer noch zur Siegesfeier zurecht zu kommen."

„WENN ICH DER FÜHRER WÄRE..."

Die Offensive von Kursk — Drohbriefe an den Minister — Kritik an der Führung — Goebbels fordert aktive Außenpolitik und Entscheidung zwischen Ost und West — Italien kapituliert — Der Minister fährt zum Führer

27. August 1943.

Ich weiß nicht, seit wann sich der Minister mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, daß wir diesen Krieg auch verlieren können. Mit mir darüber gesprochen hat er heute zum erstenmal. Anlaß zu Pessimismus ist ja zur Zeit reichlich vorhanden. Die Italiener kämpfen zwar noch unter Badoglio an unserer Seite. Aber ihre Kampfkraft ist seit dem Sturz Mussolinis auf den absoluten Nullpunkt gesunken. Wir können uns auf dem italienischen Festland, wo die Alliierten nach ihren Landungen auf Sizilien langsam aber sicher vorrücken, allein noch auf unsere eigenen Truppen, eine Handvoll Divisionen, verlassen.

Im Osten sind unsere Absetzbewegungen seit Stalingrad nicht zum Stehen gekommen. Es wird immer schwerer, an ihre Planmäßigkeit zu glauben. Das Argument von der Vorteilhaftigkeit unserer Frontverkürzung im Osten verliert mehr und mehr an Beweiskraft. Tatsächlich ist es doch so, daß nach unserer mißlungenen Offensive bei Kursk sich selbst unsere Führung allmählich darüber klar wird, daß wir die Rote Armee in einer offenen Feldschlacht nicht mehr schlagen können, falls sich unsere Gesamtkriegslage nicht durch irgendwelche Ereignisse grundlegend ändert.

Die Offensive bei Kursk war bestens vorbereitet. Wir hatten uns nach den Rückzügen und Niederlagen nach Stalingrad noch einmal gefangen. Die zum Angriff bereitgestellten Divisionen waren voll aufgefrischt, ausgeruht und hervorragend be-

waffnet. Die Führung war zuversichtlich. Die Operation war sorgfältig geplant. Die ersten Erfolge berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. In unwiderstehlichem Angriffsschwung durchbrachen unsere Grenadiere und Panzer die ersten russischen Stellungen. Wir schienen unseren alten Elan wiedergewonnen zu haben. Die vierte, fünfte, sechste russische Stellung wurde durchbrochen und aufgerollt. Es ging nun zwar nicht mehr mit dem Schwung der ersten Tage voran, aber Führung und Truppe waren von dem glühenden Wunsche beseelt, endlich wieder einen großen Erfolg zu erkämpfen. Die siebente, achte, neunte, zehnte Stellung fiel. Die Verluste waren schwer, Reserven wurden herangeführt. Einmal mußten wir doch durchkommen, die letzte Stellung durchbrochen haben. Zum Durchbruch der elften und zwölften russischen Abwehrlinie reichten unsere Kräfte noch aus. An der dreizehnten erlahmten sie. Die Offensive mußte abgebrochen werden. Eine große Hoffnung war zuschanden geworden.

Vielleicht ist Kursk in mancher Beziehung von noch demoralisierenderer Wirkung auf unsere Ostkämpfer gewesen als Stalingrad. Stalingrad war ein Unglück. Ein Unglück von großen Ausmaßen zwar, das aber jeder kriegführenden Partei zustoßen kann. Doch bei Kursk erlitt die Siegeszuversicht des deutschen Ostkämpfers einen schweren, ich möchte fast sagen tödlichen Stoß. Er hatte alle Kraft zusammengenommen; er war sich keines Versagens und keiner Unterlassung bewußt; er hatte sein Äußerstes darangesetzt; und doch war ihm der Erfolgt nicht beschieden. Von nun an zweifelte er an seiner Kraft und Unwiderstehlichkeit.

Wir gehen also im Osten, bald langsamer, bald schneller, zurück. Wir gehen auch in Italien zurück. Es ist abzusehen, wann unsere Positionen auf dem Balkan auf diese Weise von beiden Flanken bedroht und endlich unhaltbar werden. An einer Invasion im Westen, auf die Stalin schon jetzt drängt, kann nicht gezweifelt werden. Der von uns beherrschte Raum und damit das uns zur Verfügung stehende Kriegspotential schrumpft zusammen. Damit werden auch die Möglichkeiten immer geringer, durch neue Waffen den Luftkrieg wieder zu unseren Gunsten zu wenden. Gelingt dies nicht, so muß unsere Verteidigung auch an den Landfronten Schritt für Schritt erlahmen. Der Kreis schließt sich, wahrhaft ein circulus vitiosus, eine Spirale, die mit tödlicher Gewißheit ins Verderben führt.

Der Minister sieht diese Entwicklung durchaus klar. Er weiß, daß der Kampf auf Leben und Tod, den wir zur Zeit ausfechten, auch zu unseren Ungunsten ausgehen kann. Für die-

sen Fall steht sein Entschluß fest. „Ein Leben unter der Herrschaft unserer Feinde", sagt er, „würde ich mit Freuden wegwerfen. Entweder wir werden dieser Krise Herr — und ich werde dafür all meine Kraft einsetzen — oder ich werde mich noch einmal tief vor dem englischen Geist verbeugen und mir eine Kugel durch den Kopf schießen."

Der Adjutant und ich werden angewiesen, von nun an stets eine geladene Pistole bei uns zu führen. Er läßt sich selbst ebenfalls eine Pistole vom Kaliber 6,35 in seine Schreibtischschublade legen. Sein Plan, das Ministerium notfalls durch dessen Beamte verteidigen zu lassen, wird in die Tat umgesetzt. Es wird eine Ministeriums-Kompanie aufgestellt, die kriegsmäßig (u. a. mit 8 Maschinengewehren) bewaffnet wird. Ihre Angehörigen kriechen von nun an Sonntag für Sonntag im Sande irgendeines Berliner Exerzierplatzes herum und üben Laden und Sichern, In-Stellung-Gehen, Laufwechsel und was man als MG-Schütze sonst vom Kriegshandwerk verstehen muß. Ministerialbeamte am MG, ein in den Kabinetten der Weltpolitik zweifellos ungewöhnlicher Vorgang.

Die Stimmung der Berliner Bevölkerung registriert den Tiefstand unserer Kriegschancen wie ein gut funktionierendes Barometer. Es wird gemunkelt und gemeckert. Wer will es dem Volksgenossen Meyer verdenken, daß er nicht mehr felsenfest an den Sieg glaubt, wenn ein Feldmarschall Milch den Krieg verloren gibt? Es kommt auch vereinzelt zu feindlichen Äußerungen gegen die Partei. Ein kleiner Zwischenfall aus dem Berliner Alltag wird dem Minister berichtet:

In die dicht besetzte U-Bahn tritt ein Mann mit dem goldenen Parteiabzeichen. Er wird von den Mitreisenden nicht sehr freundlich gemustert. In dieser feindlichen Atmosphäre stößt jemand seinen Nachbarn an und sagt halblaut, aber so, daß es alle Umstehenden einschließlich des goldenen Parteigenossen hören können: „Dett is ooch eener von die Banditen!" Alles wartet gespannt, was sich nun ereignen wird. Wird der Goldene still sein, die Anpöbelei zu überhören versuchen? In diesem Fall wird man etwas deutlicher werden. Vielleicht bekommt er sogar die Jacke voll und wird auf der nächsten Station rausgeschmissen.

Es kommt anders. Der Goldene tritt auf den Fahrgast zu, der die Bemerkung machte, klebt ihm rechts und links eine und setzt seine Fahrt fort, als wäre nichts geschehen. Augenblicklich ist das Publikum auf seiner Seite. Recht so! Bravo! Mießmacher! Staatsfeind! So murmelt es durcheinander. Und der

Zwischenrufer muß nun seinerseits zusehen, daß er auf der nächsten Station heil aus dem Abteil kommt.

„Sehen Sie", sagt der Minister, „so mußte es kommen. Stärke imponiert der Menge." Der Vorfall wird ihm Anlaß, eine sogenannte Organisation B zu gründen, deren Angehörige sich freiwillig zur Verfügung stellen. In ihrer Freizeit mischen sie sich zwischen Kino-, Schalter- und Ladenschlangen, gehen in Kneipen, fahren in öffentlichen Verkehrsmitteln und greifen, wenn gemeckert oder gehetzt wird, mit Worten oder Taten ein. „Ich halte diese Methode", sagt der Minister, „für besser, als so einen Volksgenossen nun gleich ins KZ zu bringen. Da sollten eigentlich nur Leute hin, die bewußt auf den Verlust des Krieges und damit das Elend des ganzen deutschen Volkes hinarbeiten. Jene aber, die aus ihrer durchaus verständlichen schlechten Laune nur so daherreden, was ihnen irgendjemand vorgeschwatzt hat, sonst aber treu und anständig ihre Pflicht tun, die werden, glaub ich, auf meine Art besser kuriert."

Unter den täglichen Briefeingängen mehren sich die anonymen Droh- und Schmähbriefe. Man braucht ihnen gewiß nicht allzu viel Bedeutung beizumessen, denn ihr Inhalt beschränkt sich meist auf Texte wie: „Du unverschämtes, humpelndes Lügenmaul, Dir wird die große Schnauze bald gestopft werden!" Mit solchen Ausführungen kann der Doktor verständlicherweise nicht viel anfangen. Trotzdem hielt ich es für richtig, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß der Anteil solcher Schreiben an dem Gesamtbriefeingang um soundso viel Prozent gestiegen sei.

„Glauben Sie nur nicht", antwortet der Minister, „daß mich Droh- oder Schmähbriefe irgendwie beeindrucken. Ich fürchte mich nicht, unpopulär zu werden. Popularität bedeutet mir nichts. Darüber bin ich längst hinaus. Als ich im November 1926 nach Berlin kam, da waren ganze 300 Berliner für mich; und mit ihnen habe ich Berlin erobert. Heute würden mir drei Millionen zujubeln, wenn ich es darauf anlegte. Mir ist das aber genauso gleichgültig wie die paar hundert persönlichen Feinde, Stänkerer und Verrückte, die mir solche Briefe schreiben."

Trotzdem bat er, ihm weiterhin die Prozentzahl der Drohbriefe wöchentlich bekanntzugeben, die tatsächlich mit der Stimmung auf und abgeht. „Im übrigen", fährt er fort, „soll man die sogenannte Stimmung oder Volksmeinung wohl zur Kenntnis, sie aber nicht allzu ernst nehmen. Seien Sie überzeugt, wenn Friedrich nach Kunersdorf eine Volksabstimmung abgehalten hätte, nicht 2 % wären für ihn und eine Fortsetzung des Krieges gewesen. Das Volk ist immer schwach und tieferen

Erkenntnissen unzugänglich. Es ist stets geneigt, den Weg des scheinbar geringsten Widerstandes zu wählen. Friedrich war damals beim Volk ausgesprochen verhaßt. Man sprach von ihm ganz offen als von einem zänkischen Greis, der aus lauter Narrheit keinen Frieden machen wollte. Sein Bruder dagegen war beliebt beim Volk, denn er war für Frieden. Und wenn es damals nach ihm und dem Volk gegangen wäre, dann hätte das Schicksal dem damaligen Preußen gewiß viele Unannehmlichkeiten erspart, eine Rolle in der Geschichte aber hätte Preußen dann nie gespielt. Heute weiß kaum jemand noch den Namen dieses Königsbruders, der die Meinung des Volkes vertrat, Friedrichs Name aber steht leuchtend am Himmel der Weltgeschichte. Nicht darauf kommt es an, daß der Herrscher die Meinung des Volkes vertritt, sondern daß das Volk mit seinem Herrscher einer Meinung ist. Solange die Führung daher weiß, was sie will, brauchen wir uns nicht allzu sehr über die sogenannte Volksmeinung und ihre fiebrigen Schwankungen aufzuregen."

Nach einer Weile fährt er, auf das Kernproblem eingehend, fort: „Wir sprechen jetzt immerzu von der Krise. Und gewiß sieht die Lage nicht sehr erfreulich aus, wenn man allein das militärische Bild des Krieges betrachtet. Aber noch kein Krieg wurde bisher durch die Waffen allein entschieden. Es spielen so viele andere Faktoren mit, unter denen der des Zufalls, Glücks, Schicksals oder einer göttlichen Fügung, wie sie ihn nun nennen wollen, keine geringe Rolle spielt. Denken wir doch nur an die Krisen, die unsere Feinde in diesem Kriege schon durchgemacht und überstanden haben.

Als unsere Armeen in Sichtweite Moskaus waren, evakuierten die Russen 30 Millionen Menschen, und es gab selbst unter den straff geführten, genickschuß-bedrohten bolschewistischen Generalen manchen Feldmarschall Milch, der die Nerven verlor und die Niederlage für unvermeidlich hielt. Oder denken Sie an England, das bei Dünkirchen die gesamte Ausrüstung seines Heeres verlor und das nackte Leben nur unter Inkaufnahme des Rufes retten konnte, den Bundesgenossen in seiner schwersten Stunde schmählich im Stich gelassen und sich, wie der Franzose sagt, „auf englisch empfohlen" zu haben. Sein einziger Bundesgenosse wurde vernichtend geschlagen; sein Prestige war dahin; eine Welle von Feuer und Stahl ging mit dem deutschen Blitz auf seine Städte nieder; und auf der anderen Seite des Kanals standen 170 bis an die Zähne bewaffnete deutsche Divisionen, denen der lähmende Schrecken ihrer Blitzsiege voranging, bereit, den Sprung auf die Insel zu wagen.

Fragen Sie mal nach dem Kriege in England, ob damals nicht manchem braven Engländer das Herz in die Hosen gerutscht ist. Aber England hatte seinen Churchill, wie Rußland seinen Stalin hatte. Und da wollen wir weich werden, wo der Krieg noch überall 1000 Kilometer von unseren Grenzen entfernt geführt wird, wo wir eine völlig gesicherte Ernährungslage und die Produktionskräfte noch halb Europas besitzen, bloß weil wir zur Zeit des Luftkrieges noch nicht Herr werden? Nein, der alte Fontane hatte schon recht, als er sein wunderbares Wort prägte: „Courage ist gut, aber Ausdauer ist besser". Das ist echt fritzisch gesprochen und gedacht. Ausdauer ist tatsächlich die wichtigste Eigenschaft eines Staatsmannes. Wer das nicht weiß, der kennt die Geschichte nicht oder er versteht sie nicht. Wieviel glänzende Erfolge sind in der Geschichte gegen alle Wahrscheinlichkeit, ja gegen den gesunden Menschenverstand errungen worden. Wollen wir im Urteil der Nachwelt als weniger hart und gläubig gelten als unsere Feinde? Niemals! Wir werden diese Krise meistern, davon bin ich felsenfest überzeugt."

1. September 1943.

In letzter Zeit kehrt in den Betrachtungen des Ministers zur Kriegslage, die er im engsten Kreise, meist nur in Gegenwart Dr. Naumanns und des Adjutanten, oder manchmal auch nur mir allein gegenüber anstellt, immer häufiger der Satz wieder: „Wenn ich der Führer wäre!" Das klingt vielleicht nach Insubordination oder gar Revolte. Dem ist jedoch nicht so. Im Gegenteil ist sein Verhältnis zum Führer eine schwer zu beschreibende Mischung aus beinahe abgöttischer Verehrung, blinder Treue und schwärmerischer Liebe. Das zeigt sich jedesmal besonders stark, wenn er von einem Besuch beim Führer zurückkehrt. Sein ganzes Wesen ist dann unter dem starken Eindruck der Begegnung wie verwandelt. Trotzdem liegt in dem oben genannten Satz ein gewisses Maß von Kritik, denn er besagt ja klipp und klar, daß Goebbels an des Führers Stelle dies und jenes anders machen würde. Und an der sich steigernden Häufigkeit, mit welcher der Satz in seinen Betrachtungen auftaucht, zeigt sich, daß seine Auffassung in bestimmten Fragen der Staats- und Kriegführung trotz seiner ungewöhnlich starken gefühlsmäßigen Bindung mehr und mehr von der des Führers abweicht.

Auch heute fängt er wieder mit dieser Einleitung an. „Wenn ich der Führer wäre, dann würde ich in diesem Stadium

des Krieges mein ganzes Augenmerk auf die politischen Möglichkeiten richten, die sich uns bieten. Es deutet sich doch heute bereits für den Einsichtigen immer klarer an, daß die gegen uns gerichtete Feindkoalition in ihrer Kriegszielsetzung durchaus uneinheitlich ist. Mir kann niemand erzählen, daß Stalin für die gleichen Ziele kämpft wie Churchill oder Roosevelt. Wenn sie in ihren gemeinsamen Erklärungen beteuern, sie kämpften für die Niederringung des Nationalsozialismus und für die hohen Ideale der Demokratie, so mag das erstere stimmen, das letztere aber ist der reine Humbug. Denn unter Demokratie versteht man in Moskau ganz etwas anderes als in London und Washington. Gewiß, das nationalsozialistische Deutschland hat das Unglück, allen dreien zunächst gleich hinderlich bei der Erreichung ihrer eigenen imperialistischen Ziele zu sein. Aber jeder von ihnen fragt sich schon heute: Was wird, wenn dieser hinderliche Faktor beseitigt ist?

Es wäre nun die Aufgabe unserer Führung, die zahlreichen, sich aus dieser Problemstellung ergebenden Möglichkeiten in unserem Sinne auszuwerten. Was glauben Sie wohl, wie die Reaktion in England wäre, wenn wir beispielsweise Anstalten träfen, das Tor im Osten aufzustoßen und die Russen bis an den Atlantik und den Ärmelkanal marschieren zu lassen? Die elementare deutsche und russische Volkskraft vereint, das wäre eine Koalition, die die Welt erzittern lassen würde. Wir haben heute durchaus noch genügend Trümpfe im Spiel, um mit einem solchen Angebot an Stalin herantreten zu können.

Der Bolschewismus würde die Kraft Europas ganz anders, mit viel brutaleren Mitteln und daher auch viel wirkungsvoller ausschöpfen als wir das zur Zeit tun. In einem bolschewistischen Europa wäre es ganz gewiß nicht so, daß man, um was Gutes zu essen oder zu trinken, in die Hauptstädte der besiegten und besetzten Länder fahren müßte. Da würde man in Moskau französischen Sekt, holländischen Käse, norwegische Hummer und dänischen Speck schlemmen, und in Paris, Den Haag, Oslo und Kopenhagen würden die Menschen Kohlsuppe und Schwarzbrot fressen und dabei Panzer bauen und Granaten drehen, daß ihnen Hören und Sehen vergeht, und sie vor lauter Hunger und Arbeit und Angst garnicht zum Meckern und Maquis-Spielen kommen würden, wie das unter unserer Herrschaft der Fall ist.

Die Welt würde staunen, was aus diesem alten Europa noch herauszuholen ist. Ich möchte erleben, was für Gesichter man in London und wohl auch in Washington machen würde, erklärten wir eines Tages: Wir sehen ein, daß wir den Krieg

nicht gegen euch drei gewinnen können. Wir haben uns daher entschlossen, mit der Sowjet-Union, die uns durch ihren sozialistischen Staatsaufbau viel näher steht als der kapitalistische Westen, und die ja doch eines Tages die Waffen mit diesem kreuzen muß, ein Übereinkommen zu treffen, nach dem für Europa eine sozialistische Monroe-Doktrin aufgestellt wird. Kampf allen europafeindlichen Mächten! Kampf dem angelsächsischen Profitkapitalismus! Es lebe das sozialistische Europa und seine großen Führer Stalin und Hitler!

Ich bin überzeugt, daß die westlichen Staatsmänner angesichts einer so furchtbaren Möglichkeit mit dem nächsten Flugzeug in Berlin landen und den Führer kniefällig bitten würden, von diesem Plan Abstand zu nehmen, um sich lieber mit ihnen zu einem gemeinsamen Kreuzzug gegen den alle kulturellen und sittlichen Werte des Abendlandes negierenden und bedrohenden Bolschewismus zu verbünden."

Der Minister schmunzelt nun selbst über dies Zukunftsbild, das er absichtlich ins Groteske übersteigerte, um die tatsächlich vorhandene Problemstellung klar zu zeigen. „Im Ernst", fährt er fort, „glaube ich, daß sich hieraus die Entscheidung dieses Krieges ergeben wird, vorausgesetzt, daß wir jetzt klug genug handeln. Mit den Mitteln unserer Außenpolitik unter ihrer derzeitigen Führung, die ihre Unfähigkeit schon unter weniger schwierigen und delikaten Umständen hinlänglich bewiesen hat, kommen wir natürlich nicht zum Ziel.

Aber erinnern Sie sich doch bloß an die Kampfzeit. Wie sind wir denn an die Macht gekommen? Nicht als wir uns auf der Höhe unserer Erfolge befanden, sondern nach einer Reihe sehr schwerer Niederlagen. Nicht als wir am 31. Juli 1932 mit 230 Mandaten in den Reichstag einzogen, bot man Hitler die Reichskanzlerschaft an, sondern nachdem wir im November des gleichen Jahres die ungeheuerliche Einbuße von 34 Mandaten erlitten hatten. Warum? Weil die damals an der Macht befindlichen Herren einsahen, daß die Wählermassen, die uns verließen, nicht in den Schoß der bürgerlichen Parteien zurückkehrten, sondern sich dem Kommunismus zuwandten, daß also jede unserer Niederlagen ein Sieg nicht für sie, sondern für den Kommunismus war.

Heute befinden sich die Herren Churchill und Roosevelt in einer ähnlichen Lage wie damals Schleicher und Papen. Auch sie müssen allmählich einsehen, daß durch weitere deutsche Niederlagen nicht sie, sondern allein der russische Bolschewismus gewinnt. Auch sie stehen wie seinerzeit Papen und Schleicher vor der Wahl: Nationalsozialismus oder Bolsche-

wismus. Die Vernunft riet damals, uns als das kleinere Übel zu wählen, und ich glaube, man tat gut daran. Ich will garnicht leugnen, daß wir einige den westlichen Demokratien sehr unangenehme und normalerweise untragbare Eigenschaften besitzen. Aber dem bolschewistischen Untier gegenüber sind wir doch tatsächlich das reine Unschuldslamm. Es sollte doch einer geschickten Politik nicht schwer fallen, den westlichen Demokratien diesen wahren Sachverhalt klarzumachen und ihnen so die Entscheidung zu unseren Gunsten zu erleichtern."

Wie stets bei Erzählungen aus der Kampfzeit gerät der Minister in Feuer. „Ich entsinne mich noch zu genau", fährt er fort, „jener verzweifelten Tage am Jahresende 1932. Wir hatten uns schon dicht vor der Machtübernahme gewähnt, und nun traf uns ein Mißerfolg nach dem anderen. Wahlschlacht auf Wahlschlacht ging verloren. Sollten wir 14 Jahre lang umsonst gekämpft haben? Sollten alle Mühen, Entbehrungen und Opfer vergeblich gewesen sein? Wähler und Parteigenossen fielen ab. In der Führerschaft kriselte es. Alte bewährte Parteigenossen wie Dr. Frick verloren die Hoffnung. Die Hälfte der Gauleiter stellte sich gegen den Führer, der selbst völlig niedergeschlagen war.

Die Hoffnung auf einen endgültigen Erfolg widersprach jeder Vernunft. Wie sollten wir denn an die Macht kommen, wennn wir es mit 230 Mandaten nicht geschafft hatten, nun jede neue Wahl neue Rückschläge brachte? Mancher Ortsgruppenleiter schoß sich damals eine Kugel durch den Kopf, so hoffnungslos sah die Lage für uns aus (hätte er es nicht getan, so wäre er zwei Monate später, am 30. Januar 1933, mit durchs Brandenburger Tor marschiert). Ich prägte damals das Wort: Wenn wir nicht mit unseren Wahlsiegen an die Macht kommen, dann eben mit unseren Niederlagen! Und ich hatte damit die Rückwirkungen unserer Niederlagen auf das bürgerliche Lager und ihre steigende Bolchewistenfurcht im Auge. Ich wurde ob dieses Wortes von den meisten Parteigenossen für einen hoffnungslosen Narren gehalten. Aber ich behielt recht."

10. September 1943.

Es ist ein Arbeitstag in der Hermann-Göring-Straße wie jeder andere auch. Ich sitze über meinen Telegrammen, der Minister nebenan bei der Korrektur des Reich-Artikels. Der Adjudant ist ausgegangen. Wenn nichts Besonderes vorliegt, ist seine Anwesenheit am Nachmittag nicht notwendig. Heute

ist für abends kein Gast vorgesehen. Die Liste mit den vorführungsbereiten Filmen hat er mir dagelassen. Ich werde sie nachher zusammen mit den Telegrammen dem Minister vorlegen, damit er sich sein Abendprogramm zusammenstellen kann. Es ist also ein ganz ruhiger Tag, und Schwägermann hat die günstige Gelegenheit benützt, mit seiner Braut ins Theater zu gehen. Die Vorstellungen finden ja jetzt wegen der abendlichen Fliegeralarme schon immer nachmittags statt. Zum Abendessen kann er bequem wieder zurück sein. Sicherheitshalber hat er die Telefonnummer des Theaters bei der Zentrale hinterlassen.

Ich sitze ganz allein in dem großen Raum. Von draußen dringt kein Geräusch herein. Die Bäume des Parkes, die Doppelfenster, Rolljalousien und dicken Fenster-Portieren verschlucken jeden Laut. Schon sehr frühzeitig, etwa gegen 16.30 Uhr (auch im Sommer) werden Jalousien und Portieren in unseren Arbeitszimmern geschlossen. Der Minister ist außerordentlich geräuschempfindlich und nimmt das künstliche Licht gern in Kauf, wenn ihn dafür vollkommene Ruhe umgibt. Im Hause selbst bewegt sich alles trotz der schweren Teppiche und Läufer auf Zehenspitzen, zumal in der Zeit, während der der Minister Nachmittagsschlaf hält.

Kürzlich gab es einen Zwischenfall, der nicht ohne Komik war. Wenige Minuten nachdem der Minister sich zur Nachmittagsruhe begeben hat, ruft er aus seinem Schlafzimmer an. Eine fast weinerliche Stimme beklagt sich, daß irgendwo ein Hahn so durchdringend und mit solcher Ausdauer krähe, daß er nicht einschlafen könne. Schwägermann möge für Abhilfe sorgen. Schwägermann saust los. Befehl ist Befehl, und die Ungestörtheit des ministeriellen Nachmittagsschlafes eine Angelegenheit, die der Adjutant durchaus ernst zu nehmen hat. Oft schon ist er hinter irgendwelchen Kötern hergejagt, die sich in den Garten unseres Hauses verliefen und hier, aus welchen Gründen auch immer, laut und anhaltend bellten.

Und nun dieser Hahn! Schwägermann läuft dem Krähen nach. In unserem Garten ist der gefiederte Übeltäter nicht zu finden. Schwägermann geht auf das Nachbargrundstück, was nicht ohne Schwierigkeiten ist, weil es dem Herrn Reichsaußenminister gehört, zu welchem unser Haus nicht in den besten Beziehungen steht. Aber Schwägermann weiß sich Einlaß zu verschaffen. Inzwischen erneuter Anruf vom Minister. Die Stimme ist noch leidender. Dieser dreimal vermaledeite Hahn krähe immer noch. Ob denn Schwägermann

nicht ... Ich versichere ihm, daß alles unternommen sei, um den Hahn an weiterem Krähen zu verhindern.

Endlich kommt Schwägermann, Schweißtropfen auf der Stirn. Er hat den Hahn entdeckt — ihn aber nicht zum Schweigen bringen können. Es handelt sich nämlich um einen exterritorialen Hahn, der auf dem benachbarten Grundstück der Schweizer Gesandschaft seiner Pflicht als Betreuer des dort gehaltenen Hühnervolkes nachgeht. Der Minister ist an diesem Nachmittag nicht mehr zur Ruhe gekommen. Ich weiß nicht, ob er inzwischen irgendwelche diplomatischen Schritte unternommen hat, um diesem unverschämten Schweizer Schreihals den Schnabel zu verbieten. Jedenfalls kräht er jetzt nicht mehr.

Es ist also mäuschenstill in meinem großen Raum. Etwas unheimlich fast ist diese absolute Ruhe, bei der es sich freilich — ich muß dem Minister recht geben — wunderbar arbeiten läßt. Mein Telefon surrt — andere Telefone rasseln, schrillen oder klingeln, unsere surren ganz dezent, kaum hörbar. „Das DNB", meldet der Telefonist. Ich lasse verbinden. Ich habe mit den Nachrichtenbüros vereinbart, daß sie mir besonders wichtige Nachrichten telefonisch voraus durchgeben. Eine solche Nachricht liegt vor: Der Sender Algeciras gibt die Tatsache bekannt, Italien habe bedingungslos kapituliert.

Ich lege den Hörer auf, lasse mir die Sache durch den Kopf gehen. Es ist 17.20 Uhr. Natürlich kann die Meldung stimmen. Seit dem Staatsstreich vom 25. Juli mußte mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die Verräter trotz ihrer Versicherung, der Krieg gehe weiter, aus der gemeinsamen Front ausbrechen würden. Die Kampfkraft der Italiener war ja nie besonders hoch; seit die Alliierten aber auf Sizilien gelandet waren, gingen ganze Regimenter und Divisionen mit fliegenden Fahnen zum Feind über. Und in der englischen Presse tauchten immer häufiger Meldungen von der italienischen Front auf, die von einem nur noch symbolischen Widerstand sprachen.

Die Meldung kann also stimmen. Trotzdem unterrichtete ich den Minister nicht sofort. Vorsicht ist geboten. Oft sind solche Meldungen Enten, Zweckpropaganda oder auch einfach Abhörfehler. Da surrt das Telefon schon wieder. Der Sender Cincinnati hat die gleiche Meldung veröffentlicht. Jetzt folgt Meldung auf Meldung. Sämtliche Nachrichtenbüros belagern meinen Apparat. Kein Zweifel: Italien hat kapituliert. Es ist 17.30 Uhr. Ich stelle die Meldungen zusammen und gehe nach nebenan. Etwas unwillig sieht der Minister von seiner Arbeit auf. „Was gibt's?" fragt er. „Italien hat bedingungslos kapitu-

liert", antworte ich und lege ihm die Mappe mit den Meldungen auf den Schreibtisch.

Zum zweiten Mal in meiner Praxis als sein persönlicher Pressereferent habe ich Gelegenheit, den sprachgewaltigsten Mann des Dritten Reiches buchstäblich sprachlos zu sehen. Er sagt wiederum eine ganze Weile garnichts, nimmt die Blätter in die Hand, liest sie sorgfältig durch, legt sie zurück, sieht mich an, liest sie ein zweites Mal durch und sagt dann: „Diese Schweine! Sollte man das für möglich halten?"

Es ist nicht das gleiche fassungslose Entsetzen wie am Tage nach Mussolinis Sturz, das sich auf seinem Gesicht malt. Aber wiederum ist er überrascht, wiederum sind wir von den Ereignissen überrumpelt worden, wenn wir auch dieses Mal darauf vorbereitet waren. Der Minister bittet mich, ihm nähere Einzelheiten zu besorgen. Ich teile ihm mit, daß ich bereits versuche, telefonisch nach Rom durchzukommen.

Ein munteres Treiben setzt nun drüben in meinem Zimmer ein. Ich nehme außer meinen beiden Telefonapparaten auch noch den des Adjudanten zu Hilfe. Leider habe ich nur zwei Ohren, so daß der dritte Hörer meist vor mir auf der gläsernen Schreibtischplatte liegt. Fritzsche, Fischer, Winkelnkemper wollen wissen, wie der Minister die Nachricht aufgenommen habe, wie sie sich verhalten sollen.

Ein vierter Apparat schnarrt jetzt. Er steht links von mir auf einem besonderen kleinen Tischchen. Die Gespräche für den Minister laufen über ihn. Ich nehme den Hörer. „Die Wolfsschanze", meldet der Telefonist. Das ist der militärische Deckname für das Führerhauptquartier. Ich drücke auf einen der weißen Knöpfe des Apparates, neben dem auf einem Zelluloidschild „Der Führer" steht. Der Minister besitzt eine direkte Leitung zu dem jeweiligen Aufenthaltsort des Führers, auf der er diesen oder dieser ihn jederzeit sofort sprechen kann. Die Wolfsschanze meldet sich. „Ich verbinde mit Obergruppenführer Schaub". Eine schwer verständliche bayerische Stimme sagt: „Hier Schaub. Der Führer möchte Dr. Goebbels sprechen". Ich verbinde mit dem Minister.

Es ist inzwischen kurz vor 19 Uhr geworden. Endlich kommt mein Gespräch mit Rom zustande. In Rom sitzen wir also noch. Das ist zunächst mal sicher. In der deutschen Botschaft bekomme ich nur einen Botschaftsrat namens Faber an den Apparat. Frage: „Können Sie mir Einzelheiten zur italienischen Kapitulation mitteilen?" Antwort: „Von einer italienischen Kapitulation ist hier nichts bekannt." Frage: „Kennen Sie die darüber vorliegenden konkreten Meldungen?" Antwort:

„Sind bekannt. Es handelt sich um feindliche Zweckmeldungen."

Das ist kurz nach 19 Uhr. Es stellt sich später heraus, daß der deutsche Geschäftsträger in Rom, Rahn, zur gleichen Zeit sowohl vom italienischen König wie von Badoglio auf seine Anfrage hin die Versicherung erhält, Italien stände treu zu seinem Wort, und alle anders lautenden Meldungen seien erstunken und erlogen. Es stellt sich weiter heraus, daß der italienische Kapitulationsvertrag bereits unterschrieben war, als die 8. britische Armee von Sizilien aus auf das italienische Festland übersetzte. Daß Viktor Emanuel so handelte, durfte niemand überraschen. Er handelte der Tradition des Hauses Savoyen gemäß. Daß sich aber unser Auswärtiges Amt von ihm derartig an der Nase herumführen ließ, ist tieftraurig. Es gibt ein altes indisches Sprichwort: Wenn du mich einmal betrügst, mußt du dich schämen. Wenn du mich ein zweites Mal betrügst, muß ich mich schämen. — Wirklich man muß sich schämen.

Um 20 Uhr erneuter Anruf von der Wolfsschanze. Ich verbinde. Kurz darauf, die Kontrollampe an meinem Apparat ist eben erloschen, klingelt der Minister nach Schwägermann. Schwägermann sitzt noch im Theater. Ich habe vorsorglich bereits versucht, ihn telefonisch herbeirufen zu lassen. Vergeblich. Inzwischen muß die Vorstellung zu Ende sein. Hoffentlich kommt er bald. So gehe ich statt seiner jetzt zum Minister rein.

„Wo ist Schwägermann?"

„Ich erwarte ihn jeden Augenblick zurück, Herr Minister."

Unwilliges Schnipsen mit den Fingern. Sehr ärgerliches Gesicht.

„Dann bereiten Sie bitte alles vor. Wir fahren noch heute abend ins Führerhauptquartier."

Mir ist nicht sehr wohl zumute. Der Zug geht um 21.21 Uhr ab Schlesischen Bahnhof. Bleibt mir also eine knappe Stunde, um alles vorzubereiten. Und was will da nicht alles bedacht sein: der Emil muß die Koffer packen, die Begleitung des Ministers muß zusammengestellt, benachrichtigt und herbeigeschafft werden, der Salonwagen ist zu bestellen, die Autos sind bereitzustellen, die Postnachsendung, Telegrammzustellung und Unterbringung im FHQ müssen organisiert und tausend andere Kleinigkeiten bedacht werden. Mir schwirrt der Kopf. Das heute nachmittag so mäuschenstille Arbeitszimmer ist zu einem wahren Hexenkessel der Betriebsamkeit geworden.

Ein Blick auf die Armbanduhr: Um Gotteswillen — wenige Minuten vor 21 Uhr. In 21 Minuten geht der Zug. Selbst bei schnellster Fahrt ohne Zwischenfälle brauchen wir 5 bis 6 Minuten bis zum Schlesischen Bahnhof. Also noch eine Viertelstunde Zeit. Schwägermann ist noch immer nicht da. Wahrscheinlich macht er mit seiner Braut noch einen Mondscheinspaziergang im Tiergarten. Wenn er wüßte, was hier inzwischen los ist.

Nichts will klappen. Der Salonwagen steht auf einem Abstellgleis außerhalb Berlins (wegen Luftgefahr). Er kann nicht mehr rechtzeitig genug herangeschafft werden. Ich hetze einen SS-Mann auf den Schlesischen Bahnhof, lasse von ihm im fahrplanmäßigen Zuge, in den die gewöhnlichen Reisenden in diesem Augenblick bereits einsteigen, vier Schlafwagen-Abteile beschlagnahmen. Dr. Naumann ist nicht zu erreichen, die Ordonnanz Ochs ebenfalls nicht. Von der Begleitung ist bisher nur der Geheimsekretär Otte anwesend, den ich per Auto aus einem entlegenen Berliner Vorort herbeiholen ließ. Schöne Pleite! Aber das Schlimmste: Wenn Schwägermann nicht innerhalb der nächsten fünf Minuten kommt, muß ich mit ins FHQ.

21.10 Uhr. Ich melde dem Minister das niederschmetternde Ergebnis meiner Bemühungen. Wider Erwarten nimmt er es nicht tragisch. Er ist bester Laune (das macht das Gespräch mit dem Führer). Die Idee mit den beschlagnahmten Schlafwagenabteilen findet er großartig. Wer von der Begleitung nicht mehr rechtzeitig eintrifft, soll mit dem nächsten Zug nachkommen. Statt Schwägermann soll ich mitfahren.

21.13 Uhr. In acht Minuten geht der Zug. In spätestens drei Minuten müssen wir aus dem Haus. Ich bin noch in Zivil. Der Wagen ist bereits vorgefahren. Mit wenigen Sätzen bin ich oben in meinem Zimmer. Anzug und Schlips fliegen aufs Bett. Rein in die Uniform, rein in die Stiefel. Mit offenem Mantel, offenen Stiefelriemen, Koppel und Mütze in der Mand, rase ich, drei, vier Stufen auf einmal nehmend, die Treppen herunter. Der Minister sitzt schon neben dem Fahrer, der Motor läuft, die Türen schlagen zu, wir rauschen ab. Ich blicke auf meine Uhr. Es ist 21.16 Uhr.

Rach, der Fahrer, liefert eines seiner Meisterstücke. Wir müssen pünktlich sein. Es ist der FHQ-Zug, der laut Führerbefehl pünktlich auf die Minute mit seiner kostbaren Fracht — Ministern, Generalen, Diplomaten, hohen Staats- und Parteibeamten — abfährt und daher auch auf uns keine Rücksicht nimmt. Aber Rach kann fahren. Und unser Mercedes macht mit Leichtigkeit 150 Stundenkilometer — und hat gute Brem-

sen. Mit 100 Sachen gehts über die Ost-West-Achse. Am Alexanderplatz biegen wir ab in das Straßengewirr des Berliner Ostens. Ein paar Mal kreischen unsere Bremsen. Ein paar Mal huscht ein anderes Fahrzeug wie ein Schatten knapp an unserem rasenden Ungetüm vorbei. Aber wir schaffen es. Obwohl der Wagen nicht direkt auf den Bahnsteig fahren kann.

Mit dem Publikum drängen wir uns durch die Sperre. Niemand nimmt von uns Notiz. Es wimmelt am Zug von Uniformen. Und den kleinen Doktor, der zwischen uns geht, sieht man garnicht. Eckhold, der Führer des SS-Begleitkommandos, hat zwei Meter, und ich immerhin auch 1.87. Da ist auch schon mein SS-Mann, den ich zum Bahnhof geschickt hatte. Er winkt. Gottseidank, es hat geklappt. Kaum sind wir eingestiegen, fährt der Zug ab. Ich atme auf und erteile mir, da niemand anders es tut, im Stillen ein Lob.

Die Herren, die ihre Schlafwagenplätze wenige Minuten vor Abfahrt des Zuges für uns räumen mußten — es waren einige Generale, ein Reichsamtsleiter und ein paar Beamte in lamettastrotzender Phantasie-Uniform — haben nicht schlecht geflucht, wie mir der SS-Mann berichtet. Aber der Doktor legt ja keinen Wert auf Popularität. Sollten sie ihn drum getrost zur Hölle wünschen. Ich bin jedenfalls froh, daß ich mir jetzt die weiche Daunendecke über den Kopf ziehen kann, nachdem ich von Frankfurt/Oder aus noch einige Wünsche und Bestellungen telefonisch nach Berlin durchgegeben habe.

Am nächsten Morgen um 9.30 Uhr hält der Zug in Rastenburg. Viele uniformierte, Aktentaschen tragende, wichtige Herren steigen aus. Vor dem unscheinbaren Bahnhofsgebäude, das sich wohl in friedlichen Zeiten nie hätte träumen lassen, eine solche Ansammlung von Prominenz durch seine Türen gehen zu sehen, stehen lange Wagenkolonnen. Auch die für uns bestimmten Wagen sind darunter: hochbeinige Mercedes-Geländewagen. Der Wehrmachtsfahrer hat eine Mappe mit den von mir bestellten Telegrammen mitgebracht.

IM FÜHRERHAUPTQUARTIER

Die Vorgänge in Italien — Sperrkreise und Minen im FHQ — Das Teehaus — Die Arbeitseinteilung des Führers — Ordonnanzenleben — „Ruhige Zuversicht"

Die Lage in Italien scheint nicht ungünstig zu sein. Rom ist fest in unserer Hand. Das italienische Heer wird entwaffnet. Es leistet keinen Widerstand. Seine Kampfmüdigkeit gilt zum Glück also auch uns gegenüber. Die von uns getroffenen Maßnahmen laufen planmäßig ab. Italien ist über Nacht aus einem verbündeten zu einem besetzten Land geworden. Die Flotte scheint uns allerdings entwischt zu sein. Ebenso der König und Badoglio. Aber Ciano z. B. und anderen ist das nicht gelungen. Der Minister liest mit Befriedigung Meldung auf Meldung, die ich ihm während der Fahrt im Wagen vorlege.

Rastenburg ist schnell durchfahren. Seine Kasernen sind voll belegt. Truppen, die neben dem eigentlichen Führer-Begleit-Bataillon für den Fall eines feindlichen Handstreiches auf die Wolfsschanze bereitstehen. Die weite ostpreußische Landschaft nimmt uns auf. Die scharf profilierten Reifen unseres Geländewagens surren über die gut gehaltene Teerstraße. Es herrscht lebhafter Verkehr. Nach einigen Kilometern schneller Fahrt kommen wir in dichten Fichtenwald. Da, der erste Schlagbaum. Wir haben den Sperrkreis III erreicht. Kurzer Aufenthalt. Schon fahren wir weiter.

Schilder warnen davor, sich abseits der Straße zu begeben. Die einzelnen Sperrkreise sind nicht nur durch viele Meter hohe Stacheldrahtzäune, sondern auch durch Minenfelder und ständige Patrouillen gesichert. Wir passieren den Sperrkreis II, gleichfalls ohne längeren Aufenthalt. Ueberall emsige Bautätigkeit. Neue Baracken werden aufgeschlagen. Feldbahnen transportieren Sand und Zement. Es wimmelt von den khakifarbenen Arbeitern der Organisation Todt.

Vor der nächsten Schranke steht ein Unteroffizier der

Wehrmacht, der mit seiner Kelle schon von weitem das Halt-Zeichen gibt. Wir sind am Sperrkreis I angelangt, dem innersten Ring, dem Allerheiligsten des Führer-Haupt-Quartiers, in das nur wenige Auserlesene Einlaß finden. Der wachhabende Offizier, ein blutjunger Oberleutnant mit dem Ritterkreuz, kommt aus dem Wachraum gespritzt. Er prüft aufmerksam unsere Papiere, auch die des Ministers. Dann bekommen wir unsere namentlich ausgefüllten tiefroten Ausweise, die man während des Aufenthaltes im Sperrkreis I ständig bei sich zu führen hat, ausgehändigt, nachdem wir in einem dicken Buch dafür quittiert haben. Eine stattliche Autogramm-Sammlung birgt es in seinen Seiten. Der junge Oberleutnant klemmt es jetzt unter den Arm, tritt grüßend von unserem Wagen zurück und gibt die Fahrt frei. Der Schlagbaum öffnet sich. Wir sind jetzt in der unmittelbaren Umgebung des Führers.

Der dichte Wald ist hier parkartig gelichtet. Unter den einzel stehenden Bäumen dehnen sich saftig grüne Rasenflächen. Saubere Kieswege führen von der breiten Asphaltstraße zu den einzelnen weit auseinandergezogenen Baracken und Bunkern, deren unschöne Zweckbauten durch ihren graugrünen Tarnanstrich sich der Landschaft anpassen und so das liebliche Bild kaum beeinträchtigen.

Wir halten vor einem größeren Bunkerkomplex, dem sogenannten Teehaus. Es ist der Mittelpunkt des gesamten FHQ, nicht nur räumlich, sondern auch im übertragenen Sinne. Denn hier wird gegessen. Und natürlich auch getrunken. Und das sind — wie sich sehr bald herausstellt — außerordentlich wichtige Funktionen der wenigen Auserlesenen, die das Glück haben, ständig im Sperrkreis I, dieser Insel der Seligen im vierten Kriegsjahr zu leben.

Das eigentliche Teehaus ist ein langgestreckter, flacher Bunker, hinter dessen meterdicken Betonwänden und Stahltüren man nicht die behaglichen Sessel, weichen Teppiche und wertvollen Gemälde vermutet, mit denen er eingerichtet ist. Hier speist nur die engste Umgebung des Führers, seine Adjutanten, die Generale Jodl und Keitel, Reichsminister, Reichs- und Gauleiter, Diplomaten von Rang und sonstige illustre Gäste soweit sie gerade im FHQ weilen und nicht zum Essen beim Führer geladen sind, das dieser in seinem eigenen Bunker einnimmt. Auf den Tischen stehen ständig Flaschen mit Wermut und Cognac und Schachteln mit erlesenen Zigarren und Zigaretten zur Selbstbedienung.

Neben dem Teehaus befindet sich ein zweiter Bunker, in dem sozusagen die zweite Garnitur ihre Mahlzeiten einnimmt,

unbedeutendere Wehrmacht- und sonstige Adjutanten (wie Schwägermann und ich), Offiziere vom Oberst abwärts, Sekretärinnen, Regierungsbeamte und vor allem die zahlreichen SS-Offiziere von den diversen Begleit-Kommandos, die für Leben und Sicherheit Himmlers, Görings, Goebbels' usw. verantwortlich sind. Dieser Bunker unterscheidet sich vom Teehaus nicht nur durch die größere Schlichtheit seiner Innenausstattung, sondern vor allem dadurch, daß Alkohol und Rauchwaren nicht frei herumstehen. Das wird wohl seine Gründe haben. Wer aber den Kasino-Chef kennt, und den kennen nur hoffnungslose Außenseiter nicht, der kommt trotzdem leicht zu seinem Recht.

Schon beim Verlassen des Wagens vor dem Teehaus schlägt uns ein angenehmer Duft von frisch gebrühtem Bohnenkaffee entgegen. Obwohl die Frühstückszeit normalerweise schon längst vorbei sein müßte — es ist bereits kurz vor 11 Uhr — herrscht lebhafter Betrieb kommender und gehender Frühstücksgäste. Das liegt an dem eigenartigen Lebensrhythmus im FHQ, der von der ungewöhnlichen Arbeits- und Lebensweise des Führers bestimmt wird. Für ihn, und damit auch für seine ganze Umgebung beginnt der Arbeitstag mit der sogenannten Morgenlage, die zwischen 12 und 1 Uhr mittags stattfindet. Was sich bis dahin im FHQ ereignet gehört mehr oder weniger zum Nachtdienst. Seine eigentliche Aktivität entwickelt der Führer jedoch erst in den späten Abend- und frühen Morgenstunden. Zwischen Mitternacht und 3 bis 5 Uhr morgens herrscht in seiner Umgebung Hochbetrieb. Alle, die irgendwie in diesen Apparat mit eingespannt sind, haben sich daher jene, die Gewohnheiten des Normalmenschen völlig verkehrende, die Nacht zum Tag und den Tag zur Nacht machende Lebensweise zu eigen gemacht. Was uns hier um 11 Uhr morgens beim Frühstück begegnet, sind also gewissermaßen die Frühaufsteher unter der FHQ-Belegschaft. Der „Alte" selbst, wie Hitler hier vertraulich genannt wird, schläft um diese Zeit gewöhnlich noch.

Der Minister ist ins Teehaus gegangen, um sich frisch zu machen und zu frühstücken. Er wird sich zur Morgenlage beim Führer melden. Nachmittags will er, dem hiesigen Gebrauch folgend, ausgiebig ruhen, und den Abend wird er beim Führer verbringen. Ich werde kaum gebraucht. Die sonst so peinlich genau eingehaltene Arbeitseinteilung ist hier völlig außer Kraft gesetzt. Der Minister ist überhaupt wie verwandelt, seit er in den Dunstkreis des Führers geriet. Die Telegramme interessieren ihn ebenso wenig wie die aus Berlin nachgesandten

Ministervorlagen. Er packt sie in seine Mappe. Das hat Zeit, bis man wieder in den Berliner Arbeitsalltag zurückgekehrt ist. Zu den Telegrammen gibt er mir nur ein einziges Mal seine Weisungen. Und auch das nur so obenhin, in Bausch und Bogen, während er sonst jede einzelne Meldung sorgfältig durchspricht.

Inzwischen sitzt vielleicht ein hilfloser Hadamowsky oder sonst jemand vor der die tägliche Marschorder erwartenden Konferenz am Wilhelmplatz und wüßte rein garnichts zu sagen, wenn ich ihm nicht aus den vagen Andeutungen und Stichworten des Ministers eine handfeste Weisung zurechtgemacht und nach Berlin durchtelefoniert hätte. Ich habe das Protokoll solcher von mir verfaßten „Weisungen des Herrn Ministers" dem Doktor manchmal mit leisem Zittern vorgelegt, weil er so garnichts von dem gesagt hatte, was darin geschrieben stand. Aber ich kenne ihn nun langsam schon so gut, daß ich aus seinen Andeutungen oder gar bloß einem unwilligen Grunzen zu irgendeiner Meldung erraten kann, was er — hätte er Zeit und Lust dazu gehabt — in ausführlichen Darlegungen hierzu gesagt haben würde. Jedenfalls ist es noch stets in seinem Sinne gewesen, was ich ihm bei solchen Gelegenheiten in den Mund gelegt habe.

Während also der Minister bereits sozusagen in höheren Sphären schwebt, und an Alltagserscheinungen, wie wir es sind, keinerlei Interesse mehr hat, lockt uns eine sehr materielle Wahrnehmung: besagter Duft von frisch gebrühtem Bohnenkaffee. Eckhold und ich gehen unseren Nasen nach und sitzen bald an weißgescheuerten Holztischen in dem Speisebunker zweiter Klasse, der bescheiden aber gemütlich im Bauernstil eingerichtet ist. Zu dem in dickbauchigen Kannen aufgetragenen Bohnenkaffee (mit Sahne und Zucker in beliebigen Mengen) wird ein Korb mit krachend frischen, knusprigen Brötchen, Butter und Marmelade auf den Tisch gestellt. Eckhold, der Führer unseres SS-Begleitkommandos, erweist sich als sehr nützlich. Er kennt hier all und jeden, ruft die Ordonnanzen mit Vornamen, duzt sich mit Kasinoverwalter und Küchenchef und sorgt dafür, daß wir in jeder Weise bestens bedient werden.

So bringen die Ordonnanzen in den Uniformen der SS-Leibstandarte immer neue Kannen, neue Körbchen und Teller, auch guten Aufschnitt, verständnisvoll schmunzelnd auf unseren Tisch. „Das kennen wir schon bei den Berliner Herren", sagen sie. Tatsächlich muß ich, als wir nachher eine dicke Zigarre rauchen und ein, zwei Schnäpschen zur besseren Verdauung

hinterher spülen, lebhaft und nicht ohne Bedauern an das Frühstück denken, das uns normalerweise, vielleicht morgen früh schon wieder, in der Hermann-Göring-Straße erwartet.

Die umsitzenden „Einheimischen" beobachten unser ausgedehntes Frühstück wohlwollend und ohne Groll oder Mißgunst. Sie sind gut durchgefuttert und gönnen uns Hungerleidern den kurzen Aufenthalt im Paradies. Sie halten sich an den Sinnspruch, den ich in einem der hiesigen Bunker gerahmt an der Wand hängen sah, und der mir in seiner schlichten Natürlichkeit, die den Nagel haargenau auf den Kopf zu treffen scheint, einen so tiefen Eindruck machte, daß ich ihn im Zusammenhang mit dem Führerhauptquartier wohl nie vergessen werde. Er lautet: „Wer nicht arbeitet, soll wenigstens gut essen!"

Für heute jedenfalls wird er auch unser Leitspruch. Außer der Durchsicht der Telegramme und einigen Telefongesprächen mit Berlin habe ich nichts weiter zu tun. Ich kann ausgiebig ruhen, viel essen, ein wenig für mich arbeiten, mein Tagebuch vervollständigen und mir im Uebrigen das Leben und Treiben im Führerhauptquartier betrachten. Auf meinem Weg vom Teehaus zum Pressebunker begegnen mir zahlreiche Generale und andere Größen, die sich hier ganz schlicht und ohne Gefolge wie gewöhnliche Sterbliche bewegen.

Das allgemeine Bild auf den Straßen und Wegen zwischen den einzelnen Bunkern wird von vielen schmucken Soldaten beherrscht, die, stramm, braungebrannt und wohlgenährt, in gut sitzenden Uniformen und blitzendem Lederzeug, ihrer Hauptbeschäftigung nachgehen: für das leibliche Wohlergehen ihrer jeweiligen Vorgesetzten zu sorgen. So flitzen sie in flinken Volkswagen, auf Fahrrädern oder auch zu Fuß von Bunker zu Bunker. Einen von ihnen beobachte ich mit besonderer Bewunderung, der es, offenbar durch lange Übung, so weit gebracht hat, sein vollbeladenes Tablett mit einer Hand auf der Schulter balancierend, mit der anderen das Fahrrad lenkend, eine zackige Ehrenbezeigung zu erweisen, ohne auch nur einen einzigen Tropfen des dampfenden Mokkas zu vergießen.

Nach dem reichlichen Mittagessen, das durch eine Tasse Kaffee und ein StückchenKuchen höchst angenehm abgeschlossen wird, und einem Nickerchen im Pressebunker überredet mich Schwägermann, der inzwischen mit den anderen Nachzüglern aus Berlin eingetroffen ist, ein Bad in der Sauna zu nehmen. Etwas abseits der Bunkerstadt, im Wald versteckt, hat man eine originalgetreue finnische Sauna errichtet. Sie ist

mit allem Komfort ausgestattet. Die Bedienung erfolgt durch SS-Soldaten.

Wir kleiden uns aus und treten in den eigentlichen Schwitzraum. Erst glaubt man, diese Hitze nicht aushalten zu können. Mein erster Impuls ist, kehrt zu machen und den Raum so schnell wie möglich wieder zu verlassen. Doch Schwägermann hält mich am Arm zurück. Und tatsächlich, man gewöhnt sich. Während mir die Schweißtropfen auf die Stirn treten, sehe ich mich im Raum um. Auf den bis dicht unter die Decke ansteigenden Lattenrosten hocken schon eine ganze Reihe unbekleideter Gestalten, denen man in diesem Zustand nicht ansieht, welchen Posten sie wohl bekleiden mögen. Man schwitzt hier nach Leibeskräften, läßt sich die Fettpolster von den SS-Männern mit Ruten schlagen, sich anschließend kräftig massieren und verläßt dann, um mehrere Pfunde erleichtert, die Sauna, zu neuem Tun gestärkt.

Ich fühle mich wie neugeboren. Wir haben das Bad mit einer Höhensonnenbestrahlung abgeschlossen und schreiten nun, bereits wieder kräftigen Appetit verspürend, dem Teehaus zu. Unterwegs treffe ich einen alten Kameraden, Hauptmann F., der hier in der Wehrmacht-Propaganda-Organisation ein beschauliches und anonymes Dasein führt. Er ist mit seinem Dasein nicht zufrieden. „Gewiß, sagt er, wir leiden hier keine Not und vom Krieg merken wir nicht viel. Aber dies Leben hinter Stacheldraht fällt mir fürchterlich auf die Nerven". Ich kann ihn gut verstehen. Es muß ein eigenartiger Menschenschlag sein, der sich hier auf die Dauer wohl fühlt.

Vor dem Abendessen dann werde ich dem Führer vorgestellt. Wir stehen vor dem Teehaus und warten auf den Minister, der drüben beim Führer ist. Der Führerbunker liegt dem Teehaus gegenüber, durch eine sanft gewellte Waldwiese von diesem getrennt. Dort also haust er. Ich habe seinen Bunker von innen selbst nicht gesehen, mir aber berichten lassen, daß sein Raum keine andere Möblierung als ein Feldbett, einen einfachen Tisch und ein paar Stühle aufweist. Seine Mahlzeiten sind spartanisch. Er ißt kein Fleisch, er trinkt und raucht nicht. Welch unbegreiflicher Gegensatz zu seiner in Luxus und Wohlleben prassenden Umgebung!

Jetzt tritt er drüben aus der Tür des Bunkers, in lebhaftem Gespräch mit dem Doktor. Blondel, ein wunderschöner deutscher Schäferhund, springt an ihm hoch und freut sich, daß sein Herr mal mit ihm an die frische Luft geht. Die beiden Männer gehen, von Blondel umsprungen, auf der Waldlichtung zwi-

schen den Bunkern auf und ab. Sie sind im Gespräch vertieft. Von Zeit zu Zeit nimmt der Führer einen Stock und schleudert ihn über die Wiese, daß Blondel ihm in langen Sätzen nachspringt, um ihn im Maul mit stolz gespitzten Ohren seinem Herrn zurückzubringen. Dessen Hand krault ihm liebkosend den Kopf und wirft den Stock in einer Gesprächspause erneut fort.

Das Spiel mag sich wohl eine halbe Stunde lang wiederholt haben. Dann kommen die beiden, noch immer von dem tänzelnden, schweifwedelnden Blondel gefolgt, auf unsere Gruppe zu. Ich halte die Mappe mit den Telegrammen für den Minister bereit. Ihr leuchtendes Rot hat meinem Chef vielleicht in die Augen gestochen. Denn er steuert geradenwegs auf mich zu. Ich hebe die Hand zum Gruß. Der Führer ist einen Schritt vor dem Minister stehen geblieben. Und während dieser kurz bei mir stehen bleibend fragt, ob es etwas Besonderes gäbe, wendet der Führer sich um und sieht mich für einen kurzen Augenblick an. Der Minister hält es jetzt wohl für angebracht mich vorzustellen. Er nennt meinen Namen und meine Funktion bei ihm. Ich drücke nur einen Moment lang eine — wie mir scheint — weiche aber feste Hand, sage „Heil mein Führer!" Da gehen die beiden auch schon weiter, verschwinden im Innern des Teehauses.

Wir bleiben auch den nächsten Tag noch hier. Der Führer will morgen eine Rede halten, die er mit dem Doktor besprochen hat. Sie wird sich natürlich auch mit den italienischen Dingen befassen. Wir wohnen in der sogenannten Speer-Baracke, einer der vielen Unterkunftmöglichkeiten für Gäste. Ich mache das hier übliche Spätaufbleiben nicht mit, sondern gehe früh ins Bett, um so auch in puncto Schlaf viel in Berlin Versäumtes nachzuholen.

Der ganze nächste Tag vergeht mit Vorbereitungen für die Führerrede. Als sie am Abend endlich gehalten ist, fahren wir nach Berlin zurück. Mir haben diese zwei Tage auf der Wolfsschanze gereicht. Ich bin vollgegessen und ausgeschlafen. Wie anders sieht sich doch das Leben in diesem Zustand an. Es ist eine völlig andere Welt, aus der wir jetzt zurückkehren. Das ist nicht Front und nicht Heimat. Da pfeifen keine Kugeln und heulen keine Luftschutzsirenen. Auf der Wolfsschanze singen die Vöglein und surren die Käfer. Da gibt es keine Rationierungsbestimmungen und keine Sorgen des Kriegsalltages. Alles, was den Krieg so unangenehm macht, wird schon am äußeren Sperrkreis aufgehalten. Die Hiobsbotschaften von den Fronten oder aus den Luftkriegsgebieten gelangen ins Führerhauptquar-

tier gewissermaßen nur wie durch einen Filter, der den bitteren Bodensatz zurückhält. Bei einer Tasse Mokka und einer guten Zigarre nach reichlichem Essen, zwischen lieblichen Wiesen und duftenden Tannenwäldern, hört sich die Nachricht von einem 1000-Tonnen-Luftangriff oder der Einkesselung einer Armee an der Ostfront längst nicht so tragisch an wie wir sie aufnehmen und wie sie vielleicht auch tatsächlich ist. Hier schwebt man über dem Ganzen. Hier entstehen die Formulierungen „Die Führung beurteilt die Lage mit ruhiger Zuversicht", die wir in Berlin mit immer erstaunterem Kopfschütteln zur Kenntnis nehmen.

UNSERE POLITIK IM OSTEN UND IN ITALIEN

Attentat auf Kube — Rosenberg — Kritik an Ribbentrop und Ley — Terror und Gegenterror — Die Redaktion des VB — Der Duce wird befreit — Goebbels bereitet eine Rede vor — Regierungsrat Otte — Erntedanktag — Göring erregt Anstoß

27. September 1943.

Eines unserer langen Nachtischgespräche. Anlaß ist das Staatsbegräbnis für Gauleiter Kube, das am Vormittag im Hof der Reichskanzlei stattgefunden hat. Kube, der zuletzt Gebietskommissar von Weißruthenien war, hatte eine Partisanenhelferin in seiner Residenz eine Tellermine unters Bett gelegt.

1936 gab es einen Skandal um Kube, der trotz sorgfältiger Geheimhaltung auch an die Öffentlichkeit gelangte. Die üblichen Sauf- und Weibergeschichten. Kube wurde gemaßregelt, seines Gauleiterpostens enthoben, war dann aber doch noch gut genug, als Gebietskommissar die Verwaltung Weißrutheniens zu übernehmen, ein Vorgang, der blitzlichtartig die ganze Bedenkenlosigkeit und Leichtfertigkeit unserer sogenannten Ostpolitik illustriert. Die peinliche Aufgabe, einen Nekrolog auf ihn zu halten, war Rosenberg vom Führer übertragen worden. Er hatte sich ihrer mit dem ihm eigenen Mangel an Taktgefühl entledigt, indem er keinen der in Kubes Leben recht zahlreichen dunklen Punkte unerwähnt ließ und von seiner Tätigkeit als Gebietskommissar nicht mehr zu rühmen wußte, als daß er sich ihm (Rosenberg) als Ostminister gegenüber „loyal" verhalten habe.

„Nun", sagt der Minister, „unter uns gesprochen, es war wirklich nicht viel Rühmliches aus Kubes Leben zu berichten. Aber so lange es gesittete Menschen gibt, gilt unter ihnen das Wort, „de mortuis nil nisi bene", und auch unser „Weltanschau-

ungsexpert" hätte dieses Wort getrost beherzigen können. Glauben Sie mir, es überlief mich bei dieser Trauerrede heiß und kalt.

Jeder Mensch hat ja gute und schlechte Seiten. Bei dem einen überwiegen diese, bei dem andern jene. Ist er aber tot, dann spricht man nur noch von den guten und verschweigt die schlechten. Das ist ganz einfach menschlicher Takt. Auch in Kubes Leben hätte sich bei einiger Mühe schon dieser oder jener positive Punkt finden lassen."

Nun wendet sich das Gespräch wieder Rosenberg zu, dessen Taktlosigkeit und Unfähigkeit in den Dingen praktischer Politik er mit den schärfsten Worten geißelt. Es erstaunt mich dabei, daß er trotzdem Rosenberg als Schriftsteller durchaus Gerechtigkeit widerfahren läßt. „Schreiben kann er", setzt der Minister seine Charakteristik fort, „das muß man ihm lassen. Er ist unter uns Nationalsozialisten, die wir unsere Idee mit der Feder verbreiten, zweifellos der Fähigste. Mit welchem Fleiß und mit welcher Kunst hat er in seinem „Mythus" die Quellen unserer Weltanschauung zu einem mächtigen Strom zusammengeführt. Hätte man ihn nur nicht zum Ostminister gemacht, sondern ihn irgendwo auf einem Landsitz in seiner baltischen Heimat gelassen, wo er in Ruhe seiner schriftstellerischen Arbeit nachgehen könnte, wir hätten durch ihn nicht so furchtbare Nackenschläge in unserer Ostpolitik erlitten, sondern er hätte unserer Sache manchen guten Dienst erweisen können.

Jeder führende Nationalsozialist hat der Partei und dem Staat Nutzen und Schaden gebracht. Wägt man die Vor- und Nachteile gerecht gegen einander ab, so lautet bei Rosenberg das Urteil: er hat uns mehr geschadet als genützt, unendlich viel mehr. Wobei freilich die Frage offen bleibt, ob er selbst oder seine falsche Verwendung die größere Schuld daran trägt. Wenn ich den „Mythus" und die heute schon verlorenen Ostgebiete in ihrer Bedeutung für den Ausgang des Krieges gegen einander abschätze, so fällt dieser Vergleich entschieden zu ungunsten des „Mythus" aus."

Der Minister kommt damit auf ein Thema zu sprechen, das ihn in letzter Zeit mehr und mehr erregt: die Fehlbesetzungen in unseren obersten Führungsstellen und die unbegreifliche Nachsicht des Führers in der Beurteilung von Mitarbeitern, sofern sie nur alte Parteigenossen oder Mitkämpfer aus den Anfängen der Bewegung sind. „Wir Nationalsozialisten", fährt er fort, „haben in unseren Reihen eine ganze Anzahl Verrückter, die wir wohl oder übel mitschleppen müssen. Es sind unsere kleinen Schönheitsfehler sozusagen, wobei es allerdings fraglich ist, ob wir sie uns heute noch leisten können.

Wenn Ribbentrop beispielsweise den englischen König mit dem Deutschen Gruß begrüßt, wenn Ley seine besoffenen Reden hält und Rosenberg seine ministeriellen Erlasse über die Behandlung der „ostischen Untermenschen" herausgibt, dann muß man ja die Nazionalsozialisten, in deren Namen sie doch offensichtlich sprechen und handeln, für eine Bande von Tollhäuslern halten, mit denen man sich ohne Lebensgefahr einfach nicht an einen Tisch setzen kann. Es ist mir schon so und so oft passiert, daß ich mit Ausländern oder auch Deutschen aus dem anderen Lager sprach, die mir zunächst mit außerordentlicher Scheu, ja Zurückhaltung und Mißtrauen begegneten. Nach einer Weile tauten sie dann auf, wurden zutraulich, ein fruchtbares Gespräch kam in Gang, und schließlich sagten sie einem, natürlich mit anderen Worten: Sie sind ja eigentlich ein ganz vernünftiger Mensch, mit dem sich reden und verhandeln läßt, das hätte ich ganz und gar nicht erwartet. Man beurteilt uns eben nach den lautesten Schreiern und den närrischsten Äußerungen des Nationalsozialismus und wundert sich, daß wir, die man für Verrückte hält, so Erstaunliches zuwege bringen.

Ich habe mir immer wieder, gerade jetzt in der Zeit schwerer Belastungen, die Frage vorgelegt, ob unsere Weltanschauung richtig ist. Und ich bin nach sehr sorgfältiger und gewissenhafter Prüfung zu dem Ergebnis gekommen: Ja, das ist sie! Und zwar in allen Punkten. Ich kann vor meinem Gewissen alles, wofür wir in der Kampfzeit und auch nach der Machtübernahme gekämpft haben, heute noch ehrlich gutheißen. An den Verzerrungen aber, die der Nationalsozialismus heute zugestandenermaßen aufweist, an dem schiefen Licht, in dem er vor aller Welt erscheint, ja erscheinen muß, sind eben jene Verrückten schuldig, die man nun endlich in die Zwangsjacke stekken sollte, in die sie schon längst gehören, will man nicht, daß sie noch mehr Porzellan zerschlagen.

In der Kampfzeit war das übrigens auch alles längst nicht so schlimm, ehe so Verschiedenen der Rausch der Macht in den Kopf stieg. Ich entsinne mich, daß der Führer die Fähigkeiten Rosenbergs ganz realistisch einschätzte und, wenn wir in engstem Kreise irgendeine Aktion ausgeheckt hatten und nun die Rollen verteilt wurden, zu Rosenberg zu sagen pflegte: Und Sie, mein lieber Parteigenosse Rosenberg, fahren nun wohl am besten für ein paar Tage in Urlaub. Sie haben Ihren Geist genügend angestrengt. Weil er nämlich wußte, daß Rosenberg uns in seiner Weltfremdheit bei der Durchführung von Aktionen nur hinderlich war. Da muß ich Ihnen doch die Geschichte des

Reichstagsbrandes erzählen und die Rolle, die Rosenberg dabei spielte. Sie ist so recht bezeichnend."

Der Doktor ist bei der Kampfzeit und Machtübernahme. An diesem Punkt der Unterhaltung öffnen sich stets die Schleusen seiner Beredsamkeit. Er holt weit aus: „Als Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler ernannt wurde, war damit tatsächlich noch garnichts erreicht. Es war ja durchaus nicht so, daß wir mit dem 30. Januar von einem Tag zum andern aus einer mit allen Machtmitteln des Staates bekämpften, von einer marxistischen Mehrheit blutig verfolgten Partei zu der den Staat tragenden Bewegung wurden. Das alles ging nur Schritt für Schritt und, jedenfalls meiner Meinung nach, viel zu langsam.

Wir sahen uns in Berlin 900.000 kommunistischen Wählern gegenüber. Die Kommune war auf dem Höhepunkt ihrer Macht, ihre Partei straff organisiert, ihre Kampfverbände schlagkräftig. Gewerkschaften, SPD, Reichsbanner und andere marxistische Organisationen kamen hinzu. Sie existierten am 31. Januar genauso wie am 30. Januar 1933. Wochen und Monate danach noch erschienen der „Vorwärts" und die „Rote Fahne" weiter und konnten im alten Stil das Volk verhetzen. Reichsbanner und Rotfrontkämpferbund waren auf der Straße.

In den ersten Februartagen wurden von ihnen im Berliner Norden zwei SA-Männer erschossen. Ich schickte daraufhin die SA in den Bezirk, in dem sich die Mordtat ereignet hatte. Jeder, der ein marxistisches Abzeichen am Rock, einen „Vorwärts" oder eine „Rote Fahne" in der Hand trug, oder sich sonst provozierend benahm, wurde vorgenommen. Dem Terror mußte mit Gegenterror begegnet werden. Am nächsten Tage wurde in dem gleichen Bezirk demonstrativ die Beerdigung der beiden ermordeten SA-Männer vorgenommen. Ich war fest entschlossen, bei irgendwelchen Provokationen oder Demonstrationen von Seiten der Marxisten ein Blutbad unter ihnen anzurichten. Aber alles blieb ruhig. Die RFB-Leute standen fromm und freundlich an den Straßen und nahmen, wie sich das gehört, die Mützen ab, als der mit einer Hakenkreuzfahne bedeckte Sarg auf dem Leichenwagen vorüberfuhr.

Der rote Pöbel kuschte auch ohne daß wir gegen ihn die Machtmittel des Staates, die uns ja zu dieser Zeit noch garnicht zur Verfügung standen, gebrauchten. Hätten sie es damals auf eine Machtprobe ankommen lassen, hätten die Gewerkschaften den Generalstreik ausgerufen, ich weiß nicht, ob Hindenburg und seine Umgebung gewagt hätte, die dann notwendigen Gewaltmaßnahmen zu sanktionieren. Sie sehen, daß die Arbeiterschaft gegen Sie ist, Herr Hitler, hätte es dann ge-

heißen, gehen Sie bitte, wir wollen es doch lieber mit jemand anderem versuchen.

Aber auch all jene, die heute gegen uns meckern und hetzen und im Geheimen wühlen und dem Feind in die Hand arbeiten, hätten unmittelbar nach dem 30. Januar 1933 durchaus noch die Möglichkeit gehabt, uns von der Kante des Regierungssessels, auf dem wir noch gar nicht richtig draufsaßen, wieder runterzuwerfen. Ja selbst die weisen Politiker im feindlichen Lager, die heute behaupten, sie hätten von vornherein gewußt, daß Hitler gleichbedeutend mit Krieg sei, sie hätten damals noch Gelegenheit gehabt, ihr Veto bei der Reichsregierung einzulegen, das gewiß nicht überhört worden wäre. Aber das wollten sie ja garnicht, die Reaktionäre diesseits und jenseits unserer Grenzen. Im Gegenteil, sie alle waren froh, endlich jemand gefunden zu haben, der dem von Moskau organisierten roten Mob in Deutschland die Faust zeigte und Deutschland im letzten Augenblick vor dem bolschewistischen Abgrund zurückriß, auf den es mit tödlicher Sicherheit zusteuerte, und in welchen es vermutlich halb oder ganz Europa mit hineingerissen hätte.

Die politische Lage zur Zeit unserer Machtübernahme war also höchst kompliziert. Wir hatten Feinde links und Feinde rechts. Nach dem 30. Januar 1933 begann ein Kampf, der heute nur so einfach aussieht, weil er günstig für uns verlief. Daß die marxistischen Parteien von uns mit Stumpf und Stil ausgerottet werden würden, darüber mußte sich jeder klar sein, der nur einen Blick in unser Parteiprogramm getan hatte. Ich weiß nicht, was sich jene Gewerkschaftsführer eigentlich dabei dachten, die in jenen Tagen zu mir kamen und glaubten, für ihre Beteiligung an der Maifeier 1933 Bedingungen stellen zu können. Ich empfing sie eiskalt.

„Ob Sie an unserer Maifeier teilnehmen oder nicht", sagte ich ihnen „ist mir völlig wurscht. Ihre Arbeiter jedenfalls nehmen daran teil." Und so wurde es auch. Die Berliner Betriebe marschierten geschlossen, wenn auch nicht ganz freiwillig, aufs Tempelhofer Feld. Mehr als eine Million Berliner Arbeiter, deren meiste noch bei der letzten Wahl für eine der marxistischen Parteien gestimmt hatten, sahen mit sehr gemischten, ja feindlichen Gefühlen auf den Führer, der mitten zwischen ihnen stand und bei Schnee und Regen zu ihnen sprach. Aber als er geendet hatte, da dachte keiner in der Millionenmasse mehr an Radau oder Revolte, sondern sie hoben spontan die Hände zum bisher nie geübten deutschen Gruß, und aus ihren rauhen Kehlen klang statt der Internationale zum erstenmal das Deutschland- und Horst-Wessel-Lied.

Vorher freilich waren ihre Führer hinter Schloß und Riegel gesetzt worden. Denn inzwischen hatte der Reichstag gebrannt. Wir waren uns, wie gesagt, klar, daß ein entscheidender Schlag gegen den Marxismus geführt werden mußte. Bei jedem SA-Mann, der noch nach der Machtübernahme fiel, bestürmte ich den Führer, nun doch endlich zuzuschlagen. Aber er lehnte jedesmal ab mit der Begründung: Noch ist die Zeit nicht gekommen. Ich verstand dieses Zuwarten des Führers, das mir als Zaudern erschien, damals nicht. Heute weiß ich, daß er stets mit beinahe traumwandlerischer Sicherheit den Augenblick für eine Handlung abwartet, der für ihr Gelingen die günstigsten Aussichten bietet. Dieses Wartenkönnen, diese Sicherheit in der Wahl des richtigen Augenblickes ist zugleich mit der Schnelligkeit der von ihm geführten Aktionen das große Geheimnis seiner Erfolge.

Der Augenblick war gekommen, als der Reichstag brannte. Als ich die Nachricht davon bekam, war ich wie elektrisiert. Das war ja zu schön um wahr zu sein. Der brennende Reichstag mußte das auch dem letzten Volksgenossen begreifliche Fanal zur Auslöschung des Marxismus in Deutschland werden. Ich rief sofort das zuständige Polizeirevier an, ob die Nachricht stimme. Sie stimmte. Dann fuhr ich schnurstracks zum Kaiserhof, wo der Führer damals noch wohnte. Wenig später gingen wir die Stufen des brennenden Reichstags hinauf. Ein Polizei-Offizier meldete: Brandstifter ein holländischer Kommunist, bereits verhaftet. Da wandte sich der Führer zu mir und sagte: Jetzt ist es soweit. Das war tatsächlich ein Geschenk des Himmels. Wir waren ja legal zur Macht gekommen. Und der Führer wollte diese Legalität in den Augen des Volkes nicht durch ungerechtfertigte Gewaltmaßnahmen verlieren. Jetzt aber, das war gewiß, hatten wir das Volk auf unserer Seite. Jeder von uns war sich bewußt, welche ungeheure Chance sich bot.

Eine fieberhafte Arbeit begann. Es ging alles Schlag auf Schlag. Verbot der Roten Fahne und des Vorwärts. Auflösung der Sozialdemokratischen und Kommunistischen Partei Deutschlands. Verhaftung aller ihrer Führer und Funktionäre. Alles ging mit der Schnelligkeit, die uns das Gelingen unserer Schläge immer gesichert hat. Am nächsten Morgen gehörte der organisierte Marxismus in Deutschland der Vergangenheit an. Es war kaum zu irgendwelchen Zwischenfällen gekommen. Eine potentielle Gefahr, die nach dem russischen Vorbild Deutschland Ströme von Blut hätte kosten können, war buchstäblich über Nacht beseitigt.

Damals wurden die ersten Konzentrationslager eingerichtet, die nach englischem Vorbild die Aufgabe haben sollten, eine bestimmte Gruppe von Menschen an festen Plätzen zu konzentrieren und von ihrer Umwelt zu isolieren. Sie sollten keinesfalls Straf- ja nicht einmal Besserungsanstalten sein. Nachdem einige der Inhaftierten probeweise bereits wenige Wochen oder Monate später entlassen wurden, konnten wir dem Gros der Berliner Marxisten schon zum Heiligen Abend 1933 seine Freiheit wiedergeben.

Ich entsinne mich noch genau der wirklich ergreifenden Szenen, als sie, auf Lastwagen aus Oranienburg kommend, in Moabit eintrafen. Ich hatte hier den Kindern der Inhaftierten, die ja wirklich keine Schuld an der politischen Verhetzung und Verirrung ihrer Väter traf, eine schöne Weihnachtstafel mit Kerzen, Gebäck und allerlei Geschenken aufbauen lassen. Nun kamen die eben entlassenen Väter dazu. Ich sah alte Frontkämpfer mit Tränen in den Augen. Niemand verlangte, daß sie nun sofort 100%ige Nationalsozialisten wurden. Aber daß sie als deutsche Volksgenossen anständig ihre Pflicht taten, das verlangten wir. Und das taten sie auch. Ich habe es jedenfalls nur in ganz wenigen Fällen bereut, daß wir unsere Gegner von einst, soweit es sich nur um von der marxistischen Irrlehre Verführte handelte, damals fair und anständig behandelten. Sie wurden und sind es zum Teil heute noch, unsere tüchtigsten und anständigsten Arbeiter und Soldaten.

Der große Schlag gegen den Marxismus war also erfolgreich geführt. Der Führer und ich hatten die Nacht über mit höchster Konzentration gewirkt. Morgens um 6 Uhr traten wir ziemlich erschöpft aus dem Portal des Kaiserhofes. Ein Zeitungsbote mit dem neuesten „Völkischen Beobachter" kam vorbei. Der Führer riß ihm ein noch druckfeuchtes Blatt aus der Hand. Auf der Straße stehend durchflogen wir die Zeitung. Wir standen noch völlig im Bann der für das junge Dritte Reich so entscheidenden Ereignisse und glaubten, im Blatt der Bewegung irgendeinen Niederschlag davon zu finden. Wir irrten. Die Balkenüberschrift auf der ersten Seite betraf irgendein uns völlig belanglos erscheinendes Ereignis der Außenpolitik, wenn ich mich recht erinnere. Auch im Innern des Blattes war nichts zu entdecken, was mit den geschichtlichen Vorgängen des Vortages in Verbindung stand. Schließlich tippte der Führer mit dem Finger auf eine Zehn-Zeilen-Notiz unter „Berlin in Kürze": Schadenfeuer im Reichstag.

Der Führer schäumte und verwünschte das Blatt der Bewegung samt seinem Hauptschriftleiter. Welche Instinktlosig-

keit, welche Unfähigkeit, welche politische Ahnungslosigkeit! Jedem von uns war bei der ersten vagen Nachricht vom Reichstagsbrand sofort die ganze Bedeutung dieses Ereignisses vor Augen getreten. Wir waren der Feuerwehr beinahe böse, daß sie den Brand so schnell entdeckte und löschte. Und Rosenberg machte daraus eine Zehn-Zeilen-Notiz!

Wir fuhren sofort zum VB. Dort war von der ganzen Redaktion niemand anwesend. Ein alter Setzer war der einzige, der uns Auskunft geben konnte. Er stellte gerade die Norddeutsche Ausgabe zusammen. Ja die Herren, sagte er seelenruhig, kommen erst viel später. Inzwischen spuckten die Rotationsmaschinen die politische Mißgeburt vom VB in hunderttausenden von Exemplaren aus. Ich ließ sofort die Maschinen anhalten. Der Führer und ich griffen uns jeder eine Stenotypistin, und nun diktierten wir die Meldungen, den Leitartikel, die Kommentare und Betrachtungen herunter.

Als die Langschläfer von VB-Redakteuren endlich erschienen — ihr Chef ließ sich übrigens an diesem Tag überhaupt nicht sehen — fanden sie zu ihrer grenzenlosen Überraschung ein vollständig umgemodeltes, komplett aufgemachtes Blatt vor. Der Führer hatte Rosenberg ein Privatissimum in Politik und Journalismus erteilt, das dieser sich freilich nicht zu Herzen genommen hat. Denn das Blatt der Bewegung ist heute noch genau so schlecht, lahm und langweilig wie damals."

3. Oktober 1943.

Der Duce ist befreit worden. Deutsche Fallschirmjäger unter Führung des SS-Sturmbannführers Skorzeny haben ihn in einem einzigartig kühnen Handstreich aus den Händen seiner Feinde entführt. Das Unternehmen ist so abenteuerlich, daß es wie eine Mär aus der Heldenzeit erscheint. Man hatte Mussolini nach seiner Verhaftung von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt. Keines war seinen Feinden sicher genug erschienen. Auch auf einem Kriegsschiff hielt man ihn eine Zeitlang gefangen. Schließlich brachte man ihn auf den Gran Sasso, einen unzugänglichen Berg mitten in den wild zerklüfteten Abruzzen.

Hier wurde er in einem alten Gemäuer eingesperrt. Drei Kriminalbeamte teilten Tag und Nacht den Raum mit ihm, um ihn ständig unter Kontrolle zu haben. Eine starke Wachmannschaft von Carabinieri und Militär sicherte den Berg und die weitere Umgebung. Ein Entkommen oder gar eine gewaltsame Befreiung war nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen. Aber man hatte nicht mit dem deutschen Freund gerechnet, der

Mussolini auch über seinen Sturz hinaus die Treue hielt und nicht eher ruhte, bis er einen in allen Einzelheiten durchdachten Plan zur Befreiung des Mannes aufgestellt hatte, mit dem ihn ein Schwur auf Leben und Tod verband.

Skorzeny, der für seine Tat das Ritterkreuz verliehen bekam, ist vom Minister empfangen worden und hat ihm genau berichtet, wie die Befreiung vor sich ging. Skorzeny ist eine Erscheinung, der man die Tat vom Gran Sasso ohne weiteres zutraut: fast zwei Meter groß, mäßig, mit scharf geschnittenem kühnem Gesicht, blitzende Augen, braungebrannt, dunkelhaarig. Er verkörpert den unter Wienern seltenen aber dann stark ausgeprägten Typ des Draufgängers und furchtlosen Kämpfers.

Skorzeny berichtet außerordentlich interessant und in allen Einzelheiten vom Hergang der Befreiung. Das Unternehmen war mit größter Sorgfalt vorbereitet worden. Der Führer hatte nicht nur alle erdenklichen Hilfsmittel zur Verfügung gestellt, er ließ sich auch über den Fortgang der Vorbereitungen und ihren schließlichen Abschluß genauestens berichten, um dann, nach Abschätzung aller äußeren Verhältnisse endlich selbst den Einsatzbefehl zu geben.

Skorzeny startete mit seiner aus Angehörigen der Fallschirmtruppe und Waffen-SS zusammengestellten Einsatzgruppe bei günstigen Wind- und Wetterbedingungen.

Das Unternehmen wurde ein absoluter Überraschungerfolg. Es fiel kein einziger Schuß, obwohl unsere Soldaten schwer bewaffnet und auf einen harten Kampf gefaßt und auch vorbereitet waren. Jeder von ihnen hatte besondere Ausbildung und auch Erfahrung im Nahkampf, so daß die Italiener bei etwaigem Widerstand nichts zu lachen gehabt hätten. Das Unternehmen vom Gran Sasso lehrt einmal mehr, daß sorgfältige Vorbereitung die wichtigste Vorbedingung für einen möglichst großen Erfolg unter geringsten Opfern, und daß Überraschung die stärkste Waffe ist.

Die Bewacher hatten nicht im Entferntesten mit der Möglichkeit einer deutschen Luftlandung gerechnet. Obwohl die Lastensegler (unter Führung erfahrener und erstklassiger Piloten) geräuschlos und in geringer Höhe anflogen, waren sie vor ihrer Landung natürlich bemerkt worden. Trotzdem dachte niemand an Abwehr oder auch nur telefonische Benachrichtung der nächst höheren Kommandostelle. Man gaffte die lautlos heransegelnden Flugzeuge einfach in fassungslosem Staunen an und hielt die Gestalten, die dann in ihren komischen Stahlhelmen und den gescheckten Tarnanzügen herausprangen, selbst-

verständlich für Engländer oder Amerikaner, die dem Gran Sasso auf diese ungewöhnliche Weise einen plötzlichen Besuch abstatteten. Erst als die vermeintlichen Freunde ihnen die Maschinenpistolen vorhielten und sie in unmißverständlichem Deutsch aufforderten, die Hände hochzuheben und die Waffen wegzuwerfen, merkten die Italiener, mit wem sie es zu tun hatten. Aber da war es zur Gegenwehr auch schon zu spät. Im Handumdrehen waren die Italiener entwaffnet, die Nachrichtengeräte und Waffen in deutscher Hand und damit das Gelingen des Unternehmens bereits gesichert.

Auch der Duce selbst erkannte bis zum letzten Augenblick nicht, daß es Deutsche, seine vom Führer geschickten Befreier, waren, die geradenwegs vom Himmel in seine Abruzzen-Einsamkeit kamen. Er hatte von seinem Gefängnis aus bemerkt, daß sich draußen irgendetwas tat, und war, wie seine drei Leibwächter auch, ans Fenster getreten. Skorzeny sah ihn dort von unten aus stehen und rief ihm auf Deutsch zu, er möge vom Fenster zurücktreten, damit ihm nicht bei dem zu erwartenden Kampf etwas zustieße. Der Duce verstand ihn nicht und hielt die ganze ablaufende Aktion für eine neue Teufelei seiner Feinde.

Wenig später betrat Skorzeny, von wenigen Soldaten gefolgt, den Raum, in dem der Duce gefangen gehalten wurde. Die Kriminalbeamten, die die vermeintlichen Engländer ehrerbietig mit tiefer Verbeugung begrüßten, wurden schnell und unsanft an die frische Luft befördert. Dann erst meldete Skorzeny dem Duce, daß er vom Führer geschickt sei, ihn zu befreien. Auch jetzt noch verstand Mussolini nicht, was freilich bei dem ausgesprochenen Wiener Dialekt Skorzenys nicht verwundert. Vielleicht hat ihn dann aber doch der deutsche Gruß des vermeintlichen Engländers stutzig gemacht Nun erst wurde ihm das kaum Faßliche klar. Wer will es ihm verdenken, daß ihm nach allem, was er seit dem 25. Juli erlebt hatte, die Tränen der Rührung kamen?

Die jetzt geglückte Befreiung des Duce ist eine jener Maßnahmen, die gleich nach dem italienischen Staatsstreich vom Führer geplant wurden. Sie fügt sich in den vorgesehenen Ablauf der Ereignisse ein. Mussolini übernimmt im Rest-Italien wieder die Regierungsgewalt. Die faschistische Partei wird neu gegründet. Das Königtum wird abgeschafft, Italien zur Republik erklärt. Ob sich allerdings der wiederbelebte faschistische Staat als lebensfähig erweisen wird, muß abgewartet werden. Es wird weitgehend davon abhängig sein, ob der vom Gran Sasso befreite Mussolini noch der Alte ist.

Mussolinis Persönlichkeit und Schicksal beschäftigen den Minister in letzter Zeit sehr stark. Er bezeichnete ja einmal vor der versammelten Führerschaft den Sturz des faschistischen Systems als ein Menetekel. Als man am 25. Juli in Italien die Führungsclique, die seit 20 Jahren die Macht im Lande diktatorisch ausgeübt hatte, von einem Tag zum anderen zum Teufel jagte, als man den Duce verhaftete, die Partei auflöste, die Liktorenbündel verbrannte und alles, was an den Faschismus erinnerte, zerstörte, da mußte jeder, der in Deutschland an einer gleichen und geistesverwandten diktatorischen Machtausübung teilhatte, mit sich zu Rate gehen, was er tun wollte, um diesen Fall zu verhindern, und wie er sich verhalten würde, wenn er eines Tages doch einträte.

Ich bin überzeugt, daß von diesem Tage an eine ganze Reihe unserer Führenden, denen ihr Leben lieber war als die Idee, für die sie angeblich gekämpft hatten, darauf sannen, eine Rückversicherung irgendwelcher Art abzuschließen, indem sie entweder mit irgendwelchen Widerstandsgruppen oder gar mit dem Feind Verbindung aufnahmen oder sich sonst ein Alibi zu schaffen versuchten, indem sie irgendwelche „gute Taten" im Sinne ihrer mutmaßlichen Machtnachfolger vollbrachten, also etwa einem Juden zur Flucht aus Deutschland verhalfen oder einen Staatsfeind vor dem Volksgerichtshof schützten. Wie weiland die Suche nach der arischen Großmutter begann jetzt bei bestimmten Opportunisten die Suche nach dem nichtarischen Freund und Schützling.

Bei Goebbels hatten die italienischen Ereignisse einen gegenteiligen Effekt. Sie festigten in ihm die Überzeugung, alles zu tun, um die Macht, die er einmal in der Hand hatte, nicht wieder zu verlieren. Wir werden also, soweit Goebbels' Einfluß reicht, in Zukunft eine Verschärfung und keine Milderung des autoritären Kurses erleben, wofür Anzeichen heute schon vorhanden sind. Auf der anderen Seite ist er fest entschlossen, einen Sturz des Regimes nicht zu überleben, d. h. wenn dieser Fall eintritt, seinem Leben ein Ende zu bereiten. Er macht sich daher, fern von aller Weltuntergangsstimmung, in den letzten Tagen und Wochen ganz nüchtern und realistisch mit dem Gedanken des Sterbens vertraut.

Im Anschluß an den Besuch Skorzenys haben wir eine längere Unterhaltung über den Tod. „Ich begreife nicht", sagt er, „warum der Duce nicht mit seinem Leben Schluß gemacht hat, nachdem er verhaftet worden war. Die Möglichkeit dazu fehlte ihm nicht, denn er trug, wie wir wissen, während der ganzen Zeit seiner Haft Gift bei sich. Er muß mit diesem Gedanken auch

gespielt haben, sonst hätte er ja kein Gift bei sich geführt und es überdies so geschickt versteckt, daß es bei keiner der äußerst peinlichen Untersuchungen entdeckt wurde. Grundsätzliche Bedenken gegen den Selbstmord, etwa christlicher Art, hat er also nicht gehabt. Warum hat er dann in dem Augenblick, als sein Lebenswerk vor seinen Augen in Trümmer ging, und er selbst seiner persönlichen Freiheit beraubt wurde, nicht die Konsequenzen gezogen und die Giftampulle zerbissen?

Er hätte dann freilich jetzt nicht befreit werden und seine Herrschaft wieder aufrichten können. Glaubte er so stark an ein übermächtiges Geschick, das ihn befreien und seine Rolle in der Geschichte seines Landes fortsetzen lassen würde? Hielt er den Zeitpunkt für die Beendigung seines Lebens noch nicht für gekommen, selbst als er in völlig aussichtsloser Lage auf dem Gran Sasso gefangen gehalten wurde? Er hatte ja selbst so wenig mehr mit seiner Befreiung gerechnet, daß er die Befreier, als sie dann tatsächlich kamen, nicht erkannte. Also fehlte ihm vielleicht einfach die Entschlußkraft, um nicht zu sagen der Mut, den letzten Schritt zu tun? Das alles sind Fragen, deren Beantwortung sehr schwierig ist.

Ich jedenfalls fürchte den Tod nicht. Wenn wir diesen Krieg und damit unsere Freiheit verlieren sollten, und an diesem Schicksal nichts, aber auch garnichts mehr zu ändern ist, dann gälte mir auch mein eigenes Leben nichts mehr und ich würde es mit Freuden wegwerfen. Freilich wird es sehr schwer sein, den richtigen Augenblick zu wählen, in dem wirklich nichts mehr zu retten, und die eigene Persönlichkeit für die Sache wertlos geworden ist. Wir machen dem General Paulus den Vorwurf, daß er sich in Stalingrad hat gefangen nehmen lassen. Es muß ja heute füglich bezweifelt werden, daß er überhaupt den Willen hatte, den Fall Stalingrads nicht zu überleben. Aber nehmen wir einmal an, er hätte den Willen gehabt, lieber zu sterben als dem Feind in die Hand zu fallen. Hatte er dann die Möglichkeit, diesen Willen in die Tat umzusetzen? Ist man in einem Nahkampf überhaupt noch Herr über sein eigenes Leben, um es zu beendigen, wenn es einem richtig erscheint? Und trifft einen eine Kugel, gibt sie die Gewähr, daß man sofort tot ist und nicht etwa verwundet in die Hand des Feindes fällt? Was haben Sie an der Front für Erfahrungen darüber gemacht?"

Ich antworte ihm ganz offen, daß es nach meinen Erfahrungen nur ganz selten vorkommt, daß ein Soldat getroffen werde und im gleichen Augenblick auch tot sei. Das müsse schon ein besonders unglücklicher oder auch glücklicher Treffer sein. In den meisten Fällen lebe der Getroffene noch Minuten, oft Stun-

den oder gar Tage und Wochen danach. Ja, diese Zeit zwischen dem Treffer und dem Tode sei eigentlich das Unerfreuliche am Heldentode. Wenn es so schnell ginge, wäre das Sterben im Feld eine leichte und gute Sache. Das Herumliegen aber mit zerschmetterten Gliedern oder herausquellenden Eingeweiden, bis der Kampf erlaubt, sich um den Verwundeten zu kümmern, der langwierige, meist mit furchtbaren Schmerzen verbundene Transport zum Hauptverbandplatz, die unglaublich primitiven Verhältnisse, unter denen behandelt oder ein schwieriger chirurgischer Eingriff vorgenommen werden muß, die stinkenden, dreckigen Lazarette, die Schmerzensschreie und das Stöhnen der Schwerverletzten, die Ärzte in ihren blutbefleckten Kitteln, die schmierigen Krankenträger, der Gestank, der Jammer, das Elend, das alles habe nichts mehr mit Heroismus zu tun, sondern sei einfach ekelhaft.

Der Doktor sieht mich während meiner Schilderung vom Heldentod aufmerksam an. Nach einer Weile sagt er: „Nein, Schmerzen kann ich nicht ertragen. Bereits der lächerlichste Zahnschmerz lähmt mich geradezu. Meine Denktätigkeit setzt aus. Ich fühle mich nicht mehr Herr über mich selbst und meine Entschlüsse. Ich werde ein völlig hilfloser, jammervoller Mensch. Und dieses Bewußtsein der Jämmerlichkeit ist schlimmer noch als der eigentliche Schmerz. Ich wage mir nicht auszudenken, wenn mich der Feind in diesem Zustand in die Hand bekommen sollte. Ein furchtbarer Gedanke! Der Tod selbst hat für mich nichts Erschreckendes. Ich würde ihn gern dem Schicksal vorziehen, etwa von der Schweiz oder Schweden aus zusehen zu müssen, wie Deutschland von seinen Feinden unterjocht, zerstückelt und langsam zu Tode gemartert wird."

10. Oktober 1943.

An diesem Erntedanktag also spricht Goebbels. Die volksfestartigen Feiern aus diesem Anlaß, wie sie früher auf dem Bückeberg stattfanden, sind während des Krieges eingestellt. Eine schlichte Kundgebung im Sportpalast ist der Ersatz. Der Minister hat seine Rede wie stets sehr sorgfältig vorbereitet. Man kann in Bezug auf die Ausarbeitung seiner Reden drei Gattungen unterscheiden: 1. Die freie Rede, bei welcher er ohne Text, ja ohne Konzept aus dem Stegreif spricht. Sie ist ihm die liebste, aber selten. Man erlebt sie nur noch im kleinsten Kreis, etwa auf einem Empfang von Frontkämpfern oder am Vorabend seines Geburtstages, wenn er die Alte Garde Berlins bei sich zu Gast hat. Aber auch bei solchen Anlässen spricht

er nach einer in seinem Kopf zurechtgelegten klaren Disposition. 2. Die Rede nach Konzept. Sie ist der häufigste Typ. Der Minister hält sich nie sklavisch an das während der Rede vor ihm liegende Konzept, spinnt hier einen Gedanken weiter aus, läßt da einen Abschnitt fort, hat aber stets den roten Faden vor sich, der ihn sicher die beabsichtigte Linie einhalten läßt. Seine neben dem Konzept liegende Armbanduhr sorgt im Übrigen dafür, daß auch die vorgesehene Redezeit genau eingehalten wird. Auch in dieser Beziehung ist er diszipliniert. 3. Die Rede nach Text, die aus besonderen Anlässen wie dem heutigen gehalten wird und nicht nur für einen beschränkten Kreis, sondern für das ganze Volk und auch das Ausland bestimmt ist.

Die Disposition ist das A und O der Goebbelschen Reden. Er läßt sie mit der peinlichen Sorgfalt ausarbeiten, die für seine gesamte Arbeit kennzeichnend ist. Diese Aufgabe fällt dem Pressereferenten zu. Er hat für den jeweiligen Anlaß zu einem genau festgelegten Termin, meist eine Woche vor dem Datum der Rede, einen sogenannten Redevorschlag einzureichen. Er ist dazu der geeignete Mann, weil er sowohl in die politischen und militärischen Ereignisse und ihre Beurteilung durch den Minister eingeweiht ist, als auch durch den engen dienstlichen und persönlichen Kontakt mit dem Minister seine Art zu denken und zu reden, seine bevorzugten Beispiele und Argumente sehr genau kennt.

Lediglich zu besonders wichtigen Anlässen, wie etwa dem heutigen Erntedanktag, gibt der Minister ihm einige Anhaltspunkte über den Aufbau der Rede. Sonst überläßt er ihm die Ausarbeitung der Diposition ganz und gar. Es kommt nur selten vor, daß an dem Redevorschlag von ihm Änderungen vorgenommen werden.

Die Diposition wird nach dem Muster des klassischen deutschen Schulaufsatzes ausgearbeitet: a) Einleitung, b) Ausführung, c) Schluß. Sie war, wie mir der Minister einmal erzählte, schon in der Schule seine Stärke. „Ich hasse nichts mehr", sagte er, „als Disziplinlosigkeit, auch im Reden und Schreiben. Redner, die vor der Öffentlichkeit daherquatschen, was ihnen gerade in den krausen Sinn kommt, die vom hundertsten ins tausendste kommen, keine Beweisführung und keinen Gedanken zu Ende bringen, sondern sich im Gestrüpp ihrer Einfälle verheddern, bis sie, da sie keinen anderen Schluß finden, plötzlich in ein donnerndes Sieg-Heil ausbrechen, sind mir ein Greuel. Reden ist eine Kunst wie jede andere, und deren unerläßliche Voraussetzung ist nicht nur das Können, sondern Fleiß und Sorgfalt. Die Disposition zwingt zu Klarheit und

Logik im Aufbau der Rede. Sie ist das Spalier, an dem sich die Gedanken emporranken".

Die drei Hauptabschnitte der Disposition werden nach römisch I, II und III gegliedert, diese wieder in arabisch 1, 2 und 3 unterteilt, deren Unterabschnitte schließlich, falls erforderlich, mit klein a, b und c bezeichnet. Die Klarheit der Disposition wird noch optisch dadurch hervorgehoben, daß die verschiedenen Unterteilungen verschiedenfarbig unterstrichen werden und zwar ihrer Wichtigkeit entsprechend (analog der Zeichnungsberechtigung im Ministerium) mit Grün-, Rot- und Blaustift. Die Redevorschläge bieten so ein farbenfrohes Bild. Sie werden auf starkem, schneeweißem Papier geschrieben mit einer Maschine, deren Typen etwa nochmal so groß als die normalen und daher sehr gut zu lesen sind. Der Doktor hat übrigens im Gegensatz zu den meisten Männern des Geistes und trotz der vielen, meist bei künstlichem Licht geleisteten Schreibtischarbeit noch immer gute Augen. In der Öffentlichkeit hat ihn wohl noch niemand mit Brille gesehen. Er trägt sie ausschließlich bei Filmvorführungen.

Für jede Rede nun sind eine Menge sachlicher Angaben zu beschaffen. Für die heutige Rede zum Beispiel Zahlen über die vor- und diesjährige Ernte, Angaben über die Verpflegung und Rationierung in anderen Ländern und ähnliches. Zitate und historische Beispiele müssen überprüft werden. Die einzelnen Abteilungen des Hauses oder fremde Ministerien werden bemüht und um Auskünfte gebeten. Die auch für die Reich-Artikel notwendige Nachschlagearbeit muß geleistet werden. Pünktlich am verlangten Termin liegt der Redevorschlag dann auf dem Schreibtisch des Ministers. Er fügt hier und da vielleicht noch etwas zu oder hat geringfügige Änderungswünsche. Bereits bei der Durchsicht beginnt sich das nun vorhandene Gerüst der Rede mit dem Mauerwerk seiner Gedanken zu füllen, so daß die Rede, schon Tage ehe sie gehalten wird, als geistiges Embryo gewissermaßen in seinem Kopf vorhanden ist.

Wichtige Reden wie die heutige werden nun vom Minister an Hand der Disposition ausgearbeitet, d. h. handschriftlich in eine Kladde geschrieben, eine langwierige, viele Stunden, oft Tage beanspruchende Arbeit. Nach diesem Entwurf diktiert er sie seinem Geheimsekretär, dem bewußten Regierungsrat Otte. Er braucht auf dessen Aufnahmefähigkeit keine Rücksicht zu nehmen, denn Otte gehört zu den Spitzenkönnern seines Faches. Er hat es im Wettbewerb schon auf nahezu 500 Silben in der Minute gebracht (das ist — für den Laien — das Doppelte der Leistung einer durchschnittlich tüchtigen Steno-

typistin). Als ehemaliger Pressestenograph des DNB hat Otte im Aufnehmen von Reden und Debatten im Reichstag (der hohen Schule der Stenographen) eine beachtliche Praxis.

Aus dieser Alltagsarbeit wurde er eines Tages aufgrund seiner Fähigkeiten und seiner schon erwähnten absoluten Verschwiegenheit als Geheimsekretär zum Minister geholt und nach einiger Zeit wegen seiner wirklich ungewöhnlichen Leistungen und Eigenschaften in den für einen Pressestenographen gleichfalls ungewöhnlichen Rang eines Regierungsrates erhoben. Wer will es ihm, der aus kleinen Verhältnissen stammt, übelnehmen, daß dieser Titel sein ein und alles, die schönste Belohnung für meisterhaftes Können und einen enormen Fleiß ist, und er ihn auch mit der silberstrotzenden Beamtenuniform nicht auszieht, sondern sich noch im Nachthemd gewissermaßen seiner regierungsrätlichen Würde voll bewußt ist.

Außer seiner Verschwiegenheit hat Otte noch die Gabe eines ganz ungewöhnlichen Gedächtnisses. Das hilft ihm beim Entziffern seiner Stenogramme natürlich sehr, ist aber auch sonst, z. B. für mich, sehr nützlich, da er fast jede Rede, fast jeden Artikel des Ministers mit allen Einzelheiten im Gedächtnis behält. Sucht man aus irgendeinem Anlaß eine schon länger zurückliegende Äußerung des Ministers, dann genügt ein Anruf bei Otte, und er sagt nach kurzem Überlegen etwa: „Das war auf der Nürnberger Rede im Herbst vor zwei Jahren, ich glaube, ziemlich gegen Schluß. Sehen Sie doch bitte noch einmal nach". Ich habe noch keinen Fall erlebt, in dem ihn sein wundervolles Gedächtnis getrogen hätte. So gehört er auch zu jenen beneidenswerten Menschen, bei denen einmal Gelesenes fest in ihrem Bewußtsein haften bleibt und nicht, wie bei mir beispielsweise, wie durch ein Sieb rinnt, das nur solches zurückbehält, wofür spezielles Interesse besteht, oder was besonders starken Eindruck hinterläßt. Ich weiß nicht, ob Otte mehr gelesen oder gelernt hat als ich, aber seine Belesenheit und Bildung ist ungleich viel größer als die meine.

Wie das bei Menschen mit so ungewöhnlichen Begabungen oft der Fall ist, hat er einige Sonderlichkeiten an sich. Er scheint immer irgendwie geistesabwesend zu sein. Sein Haar ist meist ungekämmt, sein Schlips windschief, der Rockkragen umgeschlagen. Der Minister, sonst so peinlich in der Beurteilung gerade solcher äußerlichen Kleinigkeiten, sieht Otte seine Sonderlichkeiten nach. Er weiß, was er an ihm hat, daß er für ihn einfach unbezahlbar ist. Die beiden kommen gut miteinander aus. Ich habe mich oft gewundert, daß Otte, der bei jeder Gelegenheit errötet, der einen schweren Koffer lieber kilometer-

weit selber schleppt, als das einem Gepäckträger zu überlassen, weil er einfach zu schüchtern ist, diesen darum zu bitten, den wir auf Reisen mit Gewalt zum Essen in die Hotelhalle schleppen müssen, weil er lieber garnicht ißt als sich den Blicken von hundert Hotelgästen ausgesetzt zu wissen, von denen er annimmt, daß sie alle gerade ihn anstarren, so daß er vor lauter Verlegenheit nicht weiß, wie er sich drehen und wenden soll und dabei dann tatsächlich meist einen Stuhl umwirft oder ein Tischtuch herunterreißt, daß dieser weltfremde Professor im Umgang mit dem Minister eine ganz erstaunliche Sicherheit besitzt, sich durch nichts in seinem Stenogramm beirren läßt, stets die Ruhe selbst ist, ja den Minister sogar ohne Scheu auf Wiederholungen oder andere Inkorrektheiten des Diktates aufmerksam macht.

Otte nimmt also das Diktat der Rede entgegen. Während der Minister ihm sonst viel telefonisch diktiert, muß Otte zur Aufnahme der Rede persönlich anwesend sein. Er stellt gewissermaßen das Publikum dar, vor dem diese Rede nun zum ersten Mal gehalten wird. Und bei dieser ersten Übertragung des in die Kladde geschriebenen Wortes in das gesprochene des Diktates ergeben sich natürlich schon sehr viele Abänderungen und Korrekturen. Das maschinengeschriebene Exemplar der Rede wird dann vom Minister Satz für Satz durchgearbeitet. Mit minutiöser Genauigkeit feilt er an dem Manuskript herum, wägt die Wirkung jedes Satzes ab, überlegt, ob ein Ausdruck nicht durch einen noch prägnanteren ersetzt werden kann. Dann bekommen Dr. Naumann und der Pressereferent je ein Exemplar zur Durchsicht. Jedes Zitat, jedes Bild, jeder Vergleich wird sorgfältig überprüft. Eine zweite und dritte Korrektur finden statt. Jetzt wird die Rede in Bezug auf ihren sachlichen Inhalt mit den zuständigen Ministerien abgestimmt und schließlich, in besonderen Fällen wie dem heutigen Erntedanktag, erhält sie der Führer als letzte Instanz zur Begutachtung.

Wir haben mit dieser Rede besonders viel Ärger. Bis zum letzten Augenblick verbessert der Minister an ihr herum. Fünfmal ist sie bereits durch seine Korrektur gegangen. Seit einigen Tagen nun liegt sie beim Führer. Auf meine telefonische Anfrage im Führerhauptquartier erhielt ich gestern die Auskunft, der Führer habe noch kleine Änderungswünsche, man werde sie mir im Laufe der Nacht durchgeben. Ich wartete die Nacht zum Sonntag vergeblich, nicht berücksichtigend, daß die Nacht im Führerhauptquartier ja um 5 Uhr morgens etwa beginnt. Um 11.00 Uhr vormittags soll die Kundgebung im Sportpalast beginnen. Um 10.00 Uhr läßt sich der Minister das

Redemanuskript nochmals geben und macht, zum sechsten Male Verbesserungen. Ich finde diese Korregierwut nun doch etwas übertrieben. Wenn man so viel korrigiert, dann verbessert man schließlich nicht mehr, sondern verschlechtert nur noch.

Ich habe mir vorsorglich eine meiner Sekretärinnen sowie Otte in die Hermann-Göring-Straße bestellt. Um 10.30 Uhr endlich kommen die Änderungswünsche aus dem Führerhauptquartier. Die siebente Korrektur und Umschrift des Manuskriptes ist fällig. Außer dem Minister und mir stehen noch Dr. Naumann und einige andere Herren, die bereits gekommen sind, um den Minister zur Kundgebung abzuholen, um die bedauernswerte Sekretärin an der Maschine herum, die in fliegender Hast die korrigierten Seiten des Manuskriptes abzuschreiben hat. Vor Aufregung hat sie rote Flecke auf den Backen, die Hände zittern ihr, und plötzlich verliert sie die Nerven, bekommt einen Weinkrampf. Auch das noch!

Zum Glück ist Otte da. Er springt ein. Mit ebenso großer Ruhe wie Schnelligkeit hämmern seine Finger in rasender Blindschrift das Manuskript herunter. Der Minister selbst reißt die fertigen Blätter aus der Maschine. Punkt 11.00 Uhr ist die letzte Zeile geschrieben. Der Minister nimmt das Manuskript unter den Arm und braust mit Gefolge davon.

Ich rufe den Sportpalast an. Der Beginn der Kundgebung hat sich bereits um einige Minuten verzögert. Ich gebe Bescheid, daß der Minister soeben abgefahren sei, man solle inzwischen anfangen. Zunächst spricht Staatssekretär Backe. Seine Redezeit ist auf 15 Minuten festgesetzt. Der Minister hat ihn ausdrücklich gebeten, sich an die festgesetzte Frist zu halten. Um 11.15 Uhr muß also auch ich spätestens im Sportpalast sein. Inzwischen muß ich die letzten Änderungen noch an Rundfunk und Presse durchgeben, die den fertigen Redetext schon erhalten haben. Die ersten Montag-Blätter, die am Nachmittag auf der Straße verkauft werden, haben bereits kurz nach Ende der Kundgebung Redaktionsschluß und benutzen die Goebbels-Rede natürlich als große Aufmachung.

Während ich noch telefoniere, es ist 11.10 Uhr, surrt der Führerhauptquartier-Apparat. Der Führer hat noch einen Änderungswunsch, der unbedingt berücksichtigt werden soll. Ich erwidere, die Kundgebung sei bereits im Gange, ich würde aber mein Möglichstes tun. Auch diese Änderung, die achte, gebe ich noch an die Presse durch und sause dann zum Sportpalast. Er ist rammelvoll. Gleich bei meinem Eintritt stelle ich erleichtert fest, daß Backe noch spricht. Dabei ist es schon 11.25

Uhr. Ein Stoßgebet zum Himmel, daß ihm noch recht viel einfallen möge.

Am liebsten wäre ich im Laufschritt durch den breiten Mittelgang zu der Empore gerannt, auf der rechts und links vom Rednerpult die Würdenträger von Partei, Staat und Wehrmacht, unter ihnen mein Minister, sitzen. Aber das geht leider nicht, weil die Augen der 20.000 Versammlungsteilnehmer ohnehin schon neugierig den Leutnant verfolgen, der während der Ansprache eines Staatssekretärs ganz ungeniert schnurstracks der Rednertribüne zusteuert, die Stufen hinaufsteigt, von Goebbels erwartungsvoll angesehen wird, ihm etwas ins Ohr flüstert und sich dann auf einem Stuhl hinter ihm niedersetzt. Er hat mir das Manuskript gegeben, und ich trage mit dem Füller den letzten Änderungswunsch des Führers ein. Es hat also doch noch alles geklappt. Backe spricht immer noch. Auch dem Minister scheint das nicht unangenehm zu sein. Denn er blättert noch immer in der Rede herum. Zwei oder drei Mal noch, ehe Backe endet, winkt er mich zu sich und bittet mich, dies und das abzuändern, was ich auch geduldig tue, obwohl es mir allmählich wirklich langt.

Die Rede selbst wird ein starker Erfolg. Der Doktor hat sie, unserer militärisch-politischen Lage entsprechend, und in bewußtem Gegensatz zu Görings vorjähriger Rede zum gleichen Anlaß, sehr ernst gehalten. Er spricht als erster Mann unserer Führung vom Rückzug im Osten, leugnet nicht, daß wir das Donez-Becken und einen Teil der Ukraine verloren haben, und daß mit weiteren Gebietsverlusten gerechnet werden muß. Er versucht auch garnicht, den Verlust dieser Gebiete zu bagatellisieren, von deren Gewinn im vergangenen Jahr wir uns so viel versprachen. Er streut dem Volk keinen Sand in die Augen. Er stellt nüchtern und sachlich fest. Aber er malt nun auch nicht etwa nur schwarz in schwarz, sondern schildert die uns verbliebenen Möglichkeiten, die noch vorhandenen Reserven und appelliert an die Einsicht und den guten Willen des Volkes. Der Schluß der Rede ist ohne patriotische Phrasen, sehr ernst, männlich und fest. Es gibt keinen rauschenden Beifall wie vor einem Jahr, als Göring vom gleichen Rednerpult aus Wurst, Speck und Sonnenblumenöl versprach. Aber ich bin überzeugt, daß die Rede in ihrer Realistik und Eindringlichkeit wirken wird.

23. Oktober 1943.

Wir sind nicht mit ins Führerhauptquartier gleich zurück nach Berlin gefahren. Der Minister ist schlechter Laune. Wir stehen im Gang des Salonwagens. Er hat die Hände in den Hosentaschen, lehnt sich gegen die Mahagoniwand oder humpelt, wenn er erregt wird, im Gang auf und ab. Er macht seinem Ärger über die Gauleiter Luft.

„Ist es nicht trostlos", sagt er, „diese vollgefressenen Lüstlinge alle auf einem Haufen zu sehen. Glauben Sie mir, wenn sich jeder unserer führenden Parteigenossen in seinem Leben und Handeln nach dem Führer richten würde, dann wäre es heute um das Ansehen der Partei beim Volke anders bestellt. Gewiß, es gibt auch heute noch anständige Kerle unter ihnen, und keiner ist, zumindest aus der Kampfzeit, ohne Verdienst, sonst säße er nicht auf dem Posten, den er heute innehat. Das waren alles zwar keine Geistesgrößen, vielleicht nicht einmal Führerpersönlichkeiten, aber doch ganze Kerle, furchtlose Kämpfer, die der Partei unschätzbare Dienste leisteten, bis wir an die Macht kamen.

Es war menschlich verständlich, daß der Führer sie in seinem ausgeprägten, ja übertriebenen Empfinden für Dankbarkeit und Treue auf hohe Posten stellte und unter ihnen vertraulich die Parole des „enrichissez-vous" verbreiten ließ. Sie hatten zehn und fünfzehn Jahre lang gekämpft, geopfert und gelitten. Keiner von uns, der nicht wenigstens einmal seiner Überzeugung wegen im Gefängnis gesessen hat, der von politischen Gegnern oder Polizei geschlagen und körperlich mißhandelt wurde. Wir hatten unsere Zeit und unser Geld, wenn wir welches besaßen, und sogar unser privates Familienleben für die Partei geopfert. Und nun sollten die alten, getreuen Kämpen, mit denen der Führer die Macht errungen hatte, belohnt werden. Keinen vergaß er. Sie alle kamen zu Geld und Macht. Aber jetzt zeigte es sich, daß nur den wenigsten der Frack paßte, den man ihnen angezogen hatte. Die Kämpfer von einst waren noch lange keine Staatsmänner, ja nicht eimal durchschnittliche Politiker. Dem Führer war ihre Treue und unbedingte Ergebenheit wichtiger. Er beließ sie auf ihren verantwortungsvollen Posten.

Aber er vergaß, mit ihrer menschlichen Unzulänglichkeit zu rechnen. Denn es gab nur wenige, denen der Machtrausch nicht zu Kopfe stieg. Und statt sich in ihrer Lebensweise nach dem Führer zu richten, der heute noch genau so schlicht und einfach lebt wie während seiner Kampf- oder Soldatenzeit, sahen

sie auf den ersten Mann neben Hitler, auf seinen „treuesten Paladin", der ein so ausschweifendes Wohlleben führt, wie es sich die Phantasie des einfachen Volksgenossen überhaupt nicht ausmalen kann. Und das nicht nur im Kriege, sondern sogar nachdem dieser eine für uns so bedrohliche Wendung genommen hat.

Spätestens nach Stalingrad hätte Göring in sich gehen müssen. Ich proklamierte damals den Totalen Krieg. Eine der ersten „optischen" Maßnahmen, die dem Volk zeigen sollten, daß es uns mit unseren Anstrengungen ernst ist, war nach meinem Plan die Schließung des Berliner Schlemmer-Lokals „Horcher" und des Luxus-Blumengeschäftes „Rother". Göring erhob Einspruch. Ich telefonierte fast eine Stunde lang mit ihm. Er führte tausend Gründe gegen die Schließung der beiden Unternehmen an, nur nicht den wahren, daß nämlich von ihnen seine luxuriöse Hofhaltung beliefert wird, und daß er persönlich nicht gewillt war, seine Lebenshaltung irgendwie einzuschränken. Horcher wurde also nicht geschlossen und beliefert Göring und den ganzen an ihm hängenden Klüngel von Adjutanten und Freunden weiterhin mit ungeheuren Mengen bewirtschafteter Mangelwaren.

Nicht daß ich ihm seine Leckereien nicht gönnte. Aber mich packt eine Granatenwut, wenn ich daran denke, daß ich seit Jahren mit dem im Volk umgehenden Geschwätz von sogenannten Diplomatenkarten aufräumen möchte, die es angeblich für bevorzugte Parteigenossen geben soll, damit diese sich nicht an die sonst gültigen Rationierungsbestimmungen zu halten brauchen, sondern die Butter weiterhin fingerdick fressen können. Seit Jahren bekomme ich zum Thema „Diplomatenkarten" besorgte, wohlgemeinte, unverschämte oder gehässige Briefe, die mich bitten, beschwören oder höhnisch auffordern, doch einmal öffentlich zu erklären, ob es nun Diplomatenkarten gäbe oder nicht.

Natürlich gibt es keine, aber ich kann keinen Artikel schreiben, in dem ich das Volk auffordere, mal an meinem Mittagstisch zuzusehen, um sich davon zu überzeugen, daß ich wie jeder von ihnen von meinen Lebensmittelkarten und gelegentlichen Beigaben, die jeder andere auch haben kann, lebe; ich muß es mir gefallen lassen, in einen ganz gemeinen, persönlichen Verdacht zu geraten, ich muß mir von jedem dieser Briefe die Schamröte ins Gesicht treiben lassen, solange die Völlerei auf Karinhall weitergeht, so lange man dort in einem Überfluß von Mangelwaren lebt und so tut, als gäbe es keinen Krieg. Wenn ich erzähle, daß Sie zum Frühstück trocken Brot

essen, und daß wir in dem schlechten Kartoffelwinter nicht wußten, wie wir unsere sechs Kinder satt kriegen sollten, dann müssen mich ja die Leute für einen Verrückten oder einen unverschämten Lügner halten. Was nützt es, daß der Führer wie ein Einsiedler lebt, daß ich und andere anständige Parteigenossen in der Führung sich an die kriegsbedingten Vorschriften halten, solange diese Schweinerei im Gange ist

Führen heißt Vorleben. Ich kann dem kleinen Kreisleiter, der schließlich wegen Kriegswirtschaftsvergehens aus der Partei schimpflich ausgestoßen und gerichtlich belangt wird, garkeinen so schweren Vorwurf machen. Er hatte ja das schlechte Beispiel bis in die höchste Spitze vor Augen. In meinem Gau jedenfalls ist so etwas noch nicht vorgekommen. Und käme es vor, ich hätte die moralische Berechtigung, mit drakonischer Strenge einzugreifen, was ich auch tun würde, darauf können Sie sich verlassen. Diese prassenden Gauleiter, sie leben auf unsere Kosten, sie mißbrauchen den Kredit, den wir uns im Volke mühsam geschaffen haben, und sie legen, was das Schlimmste ist, die Axt an die Wurzel der Bewegung und damit des Dritten Reiches. Ach, ich könnte bersten vor Wut!"

DER DOKTOR HAT GEBURTSTAG

Die Feier mit der alten Garde — Intelligenzlertum oder Charakterfestigkeit? — Hans Fritzsche und Gauamtsleiter Schach — Wochenende in Lanke — Oberstleutnant v. Bibra — Kritik an der Generalität

31. Oktober 1943.

Es gehört zu den Traditionen des Gaues Berlin, daß die Berliner „Alte Garde" am Vorabend des Geburtstages ihres Gauleiters bei diesem zu Gast ist, so daß er die erste Stunde des 29. Oktober, seines Geburtstages, den Beginn also jeden neuen Lebensjahres in symbolhafter Weise im Kreise seiner alten Kampfgefährten verbringt. Der in der Partei mit den „alten Kämpfern" getriebene Kultus, dessen verhängnisvolle Auswirkungen in unserer Staatsführung der Minister Tag für Tag vor Augen sieht, hat also trotzdem auch in seinem eigenen Bereich Gültigkeit. Das wird verständlich, wenn man weiß, welche überragende Bedeutung die Kampfzeit im Leben. Denken und Empfinden des Ministers einnimmt. Die Kampfzeit ist seine politische Heimat, in der er seine Wurzeln hat, und zu der er sich immer wieder hingezogen fühlt, wie der Auswanderer, der, in der Fremde groß und reich geworden, stets voller Sehnsucht und Wehmut an die ärmliche Hütte in der Heimat denkt.

Die „alte Garde", das sind nicht die alten Kämpfer schlechthin, also die schon vor 1933 dabei waren, sondern sozusagen die uralten aus der Zeit der Neugründung des Gaues Berlin im Jahr 1927 oder von noch früher. Es sind die Überbleibsel der 250 Mann, mit denen Goebbels damals in Berlin anfing. Ihre Zahl ist auf eine Handvoll zusammengeschmolzen. Jeder Putsch, jede Revolte in der Partei verringerte ihre Zahl. Mit Stennes (1931) gingen viele, mit Strasser (1932) weitere, mit

Röhm (1934) andere, im Krieg schließlich fielen noch einige. Heute kann man sie fast an den Fingern abzählen.

Der Kreis der Teilnehmer an dieser traditionellen Geburtstagsvorfeier ist, seit der Gauleiter gleichzeitig Minister ist, erheblich erweitert worden. Es nehmen heute außer der eigentlichen „Alten Garde" auch seine engsten Mitarbeiter aus dem Ministerium, der Reichspropagandaleitung sowie der Stadtverwaltung teil. So komme auch ich, der ich weder uralter, noch alter noch überhaupt Parteigenosse bin, unter diese Gästeschar.

Etwa 100 Personen sind im Festsaal des Hauses Hermann-Göring-Str. Nr. 20 versammelt. Die braunen, mit Partei-, Kampf- und Ehrenzeichen geschmückten Uniformen der „Alten Garde" wirken zwischen den seriösen dunklen Anzügen der wenigen alten Parteigenossen wie Rosinen in einem Kuchen. Eine lange weiß gedeckte Hufeisentafel ist im Saal aufgebaut. Vierzehn livrierte Diener in schwarzen Hosen, kurzen weißen Jacken mit roten Aufschlägen laufen geschäftig hin und her und tragen das traditionelle Geburtstagessen auf: Erbsensuppe mit Eisbein (sehr wenig Eisbein übrigens, wofür der Hausintendant mit peinlicher Strenge jedem Gast 100 gr Fleischmarken entwindet). Selten wohl ist so gewöhnliche Speise in so erlesenem Geschirr serviert und mit so wertvollem Besteck verzehrt worden. Zum Essen gibt es Bier und klaren Schnaps in reichlichen Mengen (eine beachtliche Konzession des enthaltsamen Doktors an die sturmerprobten Kehlen seiner alten Mitkämpfer).

Lautes Stimmengewirr füllt den Saal. Dönekens aus den Saal- und Straßenschlachten werden erzählt. Weißt du noch, wie wir im Friedrichshain die Kommune auf den Leisten schlugen? Wie wir in den Pharussälen dem dicken Schalmaibläser vom RFB seine Trompete auf dem Deetz zerkloppten? Wie wir die Bockbrauerei in der Fidicisstraße ausgemistet haben? Im Geiste fliegen wieder die Bierseidel und Stuhlbeine durch den Saal. Hier und da haut einer kräftig auf den Tisch oder seinem Nachbarn klatschend auf die Schenkel.

Das ist die richtige Stimmung für die traditionelle Geburtstagsansprache des Gauleiters, die sich stets, der Umgebung entsprechend, in der sie gehalten wird, durch ihren revolutionären Ton auszeichnet. Die Tische und Stühle sind von den Dienern schnell zur Seite geschafft. Und nun umstehen seine Gäste den Doktor in dichtem Kreise. Er selbst steht im einfachen dunklen Anzug, den nicht einmal ein Abzeichen schmückt, inmitten der uniform- und ordenstrotzenden alten Kämpferschar.

„Meine Parteigenossen, Männer der Alten Garde ..."

Er kann natürlich auch ihnen weder Geheimnisse der Staatsführung anvertrauen noch erfreuliche Dinge aus Politik und Kriegführung mitteilen, die heute Mangelware sind. So kommt er vom Allgemeinen schnell auf ein spezielles Thema, dessen Behandlung in diesem Kreise besonders angebracht erscheint: die Staatsfeinde und ihre Bekämpfung.

Seit den Vorgängen in Italien und seit die Verhältnisse auch in Deutschland irgendwie ins Gleiten zu kommen scheinen, ist er fest entschlossen, die Macht nicht aus den Händen zu lassen, ja, den Griff, mit dem er sie gepackt hat, nicht zu lockern, sondern nur noch fester werden zu lassen. Auch in diesem Entschluß wurde er durch seine Kenntnis der Geschichte bestärkt. Männer wie die römischen Konsuln, Friedrich der Große, Clemenceau und selbst Stalin, die im Augenblick der Gefahr ihr Volk vor dem Verderben bewahrten und dabei selbst oft vor Grausamkeiten nicht zurückschreckten, sind seine Vorbilder. Bei seiner Rede zum Erntedanktag tauchte zum erstenmal das blutrünstige Zitat auf, als er von den Staatsfeinden sprach: ... dann schlagen wir ihnen den Kopf ab ..., das seitdem in kaum einer Rede mehr fehlt.

„Natürlich gibt es bei uns keine ernstzunehmende Opposition wie etwa im gleichen Stadium des vorigen Krieges. Es gibt keine Streiks, keine Demonstrationen, keine Revolten. Trotzdem müssen wir uns darüber klar sein, daß das Regime genügend Feinde hat. Ihr Vorhandensein würde viel deutlicher erkennbar sein, gäben wir ihnen nicht unsere Macht so deutlich zu spüren. Ich weiß, wie Revolutionen gemacht werden. Hier steht das Regime, offen und allen sichtbar. Die Opposition aber hockt irgendwo versteckt in einem Winkel. Jetzt wagt sie sich einen Schritt vor, abwartend, was die Autorität unternimmt, jederzeit bereit, in ihrem Schlupfwinkel wieder zu verschwinden. Es folgt nichts; man geht noch einen Schritt weiter. Wenn das Regime jetzt nicht zum Schlage ausholt, sei es aus Feigheit, Unfähigkeit oder Entschlußlosigkeit, dann ist man mit dem nächsten Schritt bereits soweit, nun selbst zuschlagen zu können. So jedenfalls haben wir es im Kampf um die Macht getan. Jetzt aber verkörpern wir das Regime, und ehe jemand bis auf Reichweite an uns herankommt, bin ich dafür, von uns aus zuzuschlagen.

Die Russen sind ja auch in dieser Beziehung besser dran als wir. Bei ihnen gibt es keine nennenswerte Opposition. Denn sie haben nicht nur diese selbst, sondern den gesamten Volksboden, aus dem sie vielleicht eines Tages wieder hervorkeimen

könnte, vernichtet. Über Jahrzehnte ging die Säuberung weiter, ja Stalin scheute sich nicht, Menschen aus seiner engsten Umgebung, Politiker, Generäle und hohe Parteifunktionäre, mitleidslos zu liquidieren, nicht weil sie effektiv revoltiert hätten, sondern nur weil sie aufgrund ihres Charakters oder ihrer Herkunft anfällig für die Bazillen der Auflehnung erschienen und daher eine potentielle Gefahr für das Regime darstellten.

Stalin hat einige Millionen seiner Landsleute, einschließlich persönlicher Verwandter, Freunde und Parteigenossen, kaltblütig umbringen lassen. Aber dafür hat er heute Ruhe, dafür steht das bolschewistische Regime unerschütterlich und marschiert dem Siege entgegen. Wir hatten dagegen den Ehrgeiz, eine legale, unblutige Revolution zu machen. Dafür haben wir nun mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen, die Stalin nicht kennt. Und es muß sich erst noch erweisen, welche Methode dem Volke schließlich mehr Blut kostet: eine harte, aber sicher zum Erfolg führende, oder eine nachsichtige, in Chaos und Untergang endende.

Mir hat an Clemenceau nichts so sehr imponiert, als daß er in Frankreichs schwerster Stunde die Kaltblütigkeit und den verwegenen Mut besaß, die meuternden Divisionen aus der Front herauszuziehen und jeden zehnten Mann erschießen zu lassen. Das war die größte Tat seines Lebens, und Frankreich wurde dadurch im letzten Augenblick von der Niederlage zurückgerissen. Glauben Sie, daß ihm die Tränen und Anklagen der Mütter und Frauen gleichgültig waren, deren Söhne und Männer er erschießen ließ, nicht, weil sie als Individuen schuldig waren, sondern weil die Staatsraison ihren Tod erheischte? Gewiß mußte er sich zu dieser unmenschlichen Grausamkeit zwingen, und gerade das machte die Größe seiner Tat aus, wie es die Größe seiner Schuld ausgemacht hätte, wäre durch einen unglücklichen Zufall der Krieg für Frankreich doch verloren gegangen und er vom eigenen Volk als Kriegsverbrecher zur Rechenschaft gezogen worden.

Aber gerade die in ihrer Unmenschlichkeit einmalige Größe seines Entschlusses verbürgte den Erfolg und machte Clemenceau zu einer geschichtlichen Figur Frankreichs. Und da sollte ich mich scheuen, einem Staatsfeind, der unserem Sieg entgegen- und damit auf die Verelendung und Versklavung unseres ganzen Volkes hinarbeitet, die Rübe abhacken zu lassen? Der Kohlkopf muß runter! Ich werde unter kein Gnadengesuch für einen Defaitisten meine Unterschrift setzen, das verspreche ich Ihnen. Da heißt es in so einem Gesuch, das mir zur befürwortenden Weiterreichung an den Führer vorgelegt wird, der Mann

stamme aus so anständiger Familie, der Vater sei Weltkriegsoffizier gewesen, und er selbst mache so schöne Musik. Das interessiert mich nicht. Und wenn er ein zweiter Beethoven wäre, ihm wird der Kopf abgeschlagen!"

Die Gäste umstehen den Doktor in eigenartiger Schichtung: ganz innen die eigentliche „Alte Garde", dann weniger alte Kämpfer und schließlich am äußeren Kreis ganz gewöhnliche Parteigenossen. Ganz hinten in einer Ecke stehe ich zusammen mit Oberst Wodarg, einem jungen Luftwaffenverbindungsoffizier, der sich gleich mir irgendwie fehl am Platze vorzukommen scheint.

Erst gestern abend hatte ich ein interessantes Gespräch mit dem Minister, in dem er die beiden Typen seiner Mitarbeiter charakterisierte. Er macht sich nichts vor und verfügt, im Gegensatz zu anderen Stellen unserer hohen Führung, über eine gute Portion Menschenkenntnis. Er ist sich klar darüber, daß er für bestimmte Aufgaben bei seinen Mitarbeitern auf ein gewisses Maß an Intelligenz nicht verzichten kann. Wo Intelligenz jedoch nicht unbedingt vonnöten ist, wendet er andere Maßstäbe für die Auswahl seiner Mitarbeiter an. Denn einmal ist er davon überzeugt, daß er selbst über so viel Intelligenz verfügt, daß sich ihr Vorhandensein bei den meisten anderen erübrigt und dann hat er die Erfahrung gemacht, daß das Maß von Intelligenz meist in umgekehrtem Verhältnis zu der Charakterfestigkeit und moralischen Härte ihrer Träger steht.

„Sehen Sie", sagt der Minister, „der gute Schach (sein dicker Gaustabsamtsleiter) kann ganz gewiß nicht, wie etwa Fritzsche, in der Woche drei fein geschliffene Rundfunkpolemiken halten, ja, ich bin froh, wenn er seinen täglichen Vortrag bei mir einigermaßen ohne Stottern zurechtbringt. Und doch ist er mir unschätzbar durch seine felsenfeste Unerschütterlichkeit, eine Gradheit, ja Sturheit, die auf dem Posten, auf den ich ihn gestellt habe, wertvoller als jeder Grad von Intelligenz sind.

Dagegen Hans Fritzsche. Auch er ist mir unschätzbar. Wir können uns keinen besseren Rundfunkkommentator wünschen, der mich sogar schon manchmal durch seine brillanten politischen Einfälle und ihre meisterhafte Darstellung überrascht hat. Aber in einer einzigen Bombennacht würde er mir die kleinste Ortsgruppe zur Sau machen. Mit seiner Intelligenz sieht er die vielleicht vorhandenen Gefahren klarer und deutlicher als andere, aber diesem Maß von Einsicht entspricht nicht der Mut und die Entschlußkraft, den Gefahren entgegenzutreten. So gut er daher in normalen Zeiten zu gebrauchen ist,

in Krisen wird er klein- und wankelmütig und bedarf dann der straffen Führung. Man muß eben die Menschen erkennen und sie so auf den richtigen Platz stellen. Dann kann man keine Enttäuschungen erleben."

Nach diesen Gesichtspunkten lassen sich tatsächlich die Mitarbeiter des Ministers, wie sie heute abend um ihn versammelt sind, in zwei klar von einander geschiedene Kategorien teilen. Die beiden Gruppen, während der Ansprache so scharf von einander getrennt, mischen sich jetzt wieder, als über eine Lautsprecheranlage im Saal Glockengeläut ertönt. Es ist Mitternacht, der 29. Oktober angebrochen, der Gauleiter hat Geburtstag. Die Gäste formieren sich zur Gratulationscour. Engel spricht als erster und drückt dem Doktor in kurzen, herzlichen Worten die Glückwünsche der Alten Garde aus, dann spricht Hadamowski für die Reichspropagandaleitung, Gutterer fürs Ministerium, Schach für den Gau und Steeg für die Stadt Berlin. Die übrigen Gäste schließen sich an. Jeder drückt dem Doktor die Hand und murmelt seinen Glückwunsch her.

3. November 1943.

Das Wochenende im Anschluß an den Geburtstag des Ministers verbringen wir draußen in Lanke. Vom Wilhelmplatz haben wir eine knappe Stunde Fahrt bis zu unserem Wochenendhäuschen, wie wir das Anwesen nennen, das dem deutschen Film 3 Millionen Mark gekostet hat. Wir durchfahren die nördlichen Berliner Vororte. Niemand nimmt von unserem unauffälligen Panzerwagen Notiz. Nur wenn wir mal an einer Straßenbahnhaltestelle oder einer Straßenkreuzung stoppen müssen, glotzen die Vorbeigehenden in das Innere. Aber selten erkennt jemand unter dem breitrandigen Hut den Doktor.

Ihm sind diese unfreiwilligen Aufenthalte höchst unangenehm. Es ist schon vorgekommen, daß bei solcher Gelegenheit die ihn Erkennenden, ob aus Pflichtgefühl oder echter Begeisterung, in spontane Heilrufe ausbrachen, was beim Minister weder Freude noch Befriedigung hervorruft, sondern ihm nichts als peinlich ist. Auch diese fast mimosenhafte Scheu vor dem Angegafftwerden rührt natürlich von seinem Körperfehler her. Bei seinem Beruf als Volksredner und Politiker mußte er sie, und muß sie auch heute noch, bei jedem öffentlichen Auftreten von neuem mit seiner eisernen Energie überwinden.

„Die schlimmste Strafe", sagte er mir einmal, „die sich jemand für mich ausdenken kann, ist das Abschreiten einer Ehrenkompanie. Und doch läßt sich das natürlich nicht immer ver-

meiden. Aber wenn das Frontabschreiten auf dem Programm irgendeiner Veranstaltung steht, dann habe ich schon nächtelang vorher Albträume davon."

Während der Fahrt beschäftigt sich der Minister mit Akten oder unterhält sich mit uns. Kurz hinter Wandlitzsee biegen wir von der Hauptverkehrsstraße ab. Die hohe Geschwindigkeit wird gedrosselt. Wir fahren durch märkischen Wald. Vor einem Gatter halten wir. Die SS-Männer des hinter uns fahrenden Begleitkommandos spritzen herbei und öffnen es. Wir sind jetzt auf dem Goebbels'schen Grundstück, einem viele Hektar großen Ausschnitt aus der märkischen Wald- und Heidelandschaft, die in ihren herbstlich bunten Farben zu dieser Jahreszeit besonders reizvoll ist.

In vielen Windungen führt uns ein schmaler, aber gut gehaltener Jagdweg durch die leicht gewellte, außerordentlich abwechslungsreiche Landschaft. Jetzt taucht das Anwesen selbst auf: langgestreckte, einstöckige Gebäude mit hochgiebeligen, schiefergedeckten Dächern. Das Haupthaus umschließt hufeisenförmig einen weiten, gepflasterten Hof, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätschert. Auf der Rückseite des langen Mittel-Traktes gehen sorgfältig gepflegte Rasenflächen allmählich in die Landschaft über; ein echtes Leistikow-Motiv: der kleine, schilfverwachsene See mit dem dahinter sanft ansteigenden Kiefernwald.

Etwa hundert Meter vom Haupthaus entfernt liegt das Referentenhaus, noch weiter das Wirtschaftsgebäude, Stallungen und Garagen. Jenseits des Sees, mitten im Walde, hat sich der Minister ein kleines, hübsch eingerichtetes Blockhaus bauen lassen, in das er sich gelegentlich zurückzieht, wenn er des Kinder- und Dienstbotenbetriebes im Haupthaus überdrüssig wird.

Wir sind natürlich von Berlin aus telefonisch angemeldet worden. So stehen, als unser Wagen jetzt auf den Hof einbiegt und genau vor dem Portal hält, sämtliche sechs Kinder wie die Orgelpfeifen aufgebaut zwischen den Säulen des Vorbaues. Ein wirklich reizendes Bild: die durchweg hübschen, gesunden Kinder, zum Empfang des Vaters mit ihren besten Kleidern angetan und dem seltenen Gast glücklich und erwartungsvoll entgegensehend, dahinter die gleichfalls strahlende, besonders nett zurecht gemachte Mutter. Der Diener Emil steht etwas abseits in seiner schmucken, schwarz-weiß-roten Livrée, die Hände auf dem Rücken, Gesicht und Haltung unbewegt, wie sich das gehört.

Die Begrüßung ist außerordentlich herzlich. Die letzte in der Reihe, die süße, kleine Heide, deren goldene Ringellocken

ihr bis über die Schultern fallen, behält er meist auf dem Arm, wenn wir uns nach beendigter Begrüßungszeremonie ins Haus begeben.

Das „Haus am Bogensee", wie sich das Anwesen laut Inschrift am Giebel des Haupthauses nennt, ist mit allem nur erdenklichen Komfort ausgestattet. Es stellt eine ideale Synthese zwischen den Wundern der Natur und den Vorzügen der Großstadt-Zivilisation dar. Elektrisches Licht, Zentralheizung und fließendes Wasser sind selbstverständlich, Filmsaal, Rundfunk-, Telefon- und Fernschreibanlagen sind hier genauso technisch vollkommen wie in den Stadtwohnungen. Aber auch auf viele kleine, technische Raffinements, die der Minister so liebt, ist selbst hier draußen nicht verzichtet worden. Die Hausbar in der Halle ist in der Wand versenkt und elektrisch ein- und ausfahrbar. Die großen, von der Decke bis auf den Boden reichenden Fenster versinken nach einem Druck auf einen Knopf lautlos und langsam im Fußboden, so daß, bei gutem Wetter, die Halle dann unmittelbar in die Terrasse und die dahinter liegenden Rasenflächen übergeht.

Im Mitteltrakt liegt neben der großen Halle ein intimer Salon, das Arbeitszimmer (durch schalldichte Doppeltüren abgeschlossen) und das langgestreckte Eßzimmer. Im rechten Seitenflügel befinden sich Küche, Kinderzimmer und Filmsaal, der linke ist mit Schlaf-, Bade- und Ankleideräumen ausschließlich dem Ehepaar Goebbels vorbehalten.

Die Einrichtung ist außerordentlich kostbar. Ueberall dicke Teppiche, an den Wänden wertvolle Gemälde. Die Möbel sind modern. Nur in der Halle hat man der ländlichen Umgebung Konzessionen gemacht. Um den riesigen Kamin, in dem zu dieser Jahreszeit schon die dicken Buchenscheite prasseln, stehen alte, hochlehnige Sessel, die der Halle den Stil eines alten Landsitzes verleihen. Wenn dann abends die schweren Vorhänge zugezogen sind, die Glut des Kaminfeuers den Raum mit seinen holzgetäfelten Wänden und der eichenen Decke in ihr behagliches Licht hüllt, und der Sturm heulend ums Haus braust, dann kann man sich hier wirklich wohl fühlen wie auf einem alten Herrensitz in Ostpreußen oder Schlesien.

So ist es auch an diesem Abend, als wir nach dem Essen rauchend und ein Schnäpschen vor uns (das die Hausfrau geschickt und liebenswürdig, jeden speziellen Wunsch berücksichtigend, aus der Hausbar serviert) um den brennenden Kamin sitzen: der Minister und seine Frau, der Adjudant und ich und ein paar Gäste, unter ihnen ein Oberstleutnant v. Bibra, den ich bereits aus dem FHQ kenne. Er wieder kennt einen ganzen

Haufen meiner militärischen Verwandtschaft aus dem vorigen und diesem Kriege, so daß wir bald in ein lebhaftes Gespräch kommen.

Bibra ist ein richtiger alter Haudegen mit dem Hohenzollern aus dem vorigen und dem deutschen Kreuz in Gold aus diesem Kriege. Seine immer wieder zerschossenen Knochen haben ihm das goldene Verwundetenabzeichen eingetragen. Er ist, wie so viele hervorragende Truppenoffiziere, aus dem berühmten Potsdamer Infanterie-Regiment Nr. 9 hervorgegangen, das im Heer kurz und bezeichnend Regiment „Graf Neun" genannt wird. Mit ein paar klaren Augen im scharf geschnittenen Gesicht, ehrlich, gradaus, mit Liebe und Begeisterung dem Offiziersberuf hingegeben, in Wesen und Anschauung fest dem Geist der Tradition von Potsdam verwurzelt, verkörpert er den Typ der älteren deutschen Offiziersgeneration, die heute noch in der Wehrmacht fast sämtliche Posten vom Regimentskommandeur aufwärts besetzt hält.

Unser militärisches Gespräch, in dem es von Regiments- und Divisionsnummern, von den Namen dieser und jener Kommandeure und Befehlshaber, von Schlachten und Gefechtsbezeichnungen aus diesem und dem vorigen Weltkrieg wimmelt, erfährt durch den Minister eine scharfe Wendung.

„Jedenfalls", so fällt er ein, „blieb es unserer Generation vorbehalten, zu erleben, wie sich der Träger eines ruhmbedeckten preußischen Familiennamens, ein General v. Seydlitz, auf die Seite unserer Feinde schlägt. Und zwar ausgerechnet der bolschewistischen. Wir müssen dem jammervollen Schauspiel zusehen, wie er sich, dessen Vorfahren die Ehre stets mehr wert war als das Leben, mit einem davongelaufenen deutschsprechenden Kommunisten namens Piek gemeinsam an einen Tisch setzt, um Flugblätter abzufassen, in denen der deutsche Soldat zum Schimpflichsten aufgefordert wird, das es nach preußisch-deutschen Begriffen für ihn nur geben kann: zum Überlaufen.

Wir haben leider eindeutige Beweise dafür, daß der General v. Seydlitz zu dieser Handlung eines Hundsfotts nicht mit der vorgehaltenen Pistole gezwungen wurde, wie wir alle anfänglich zu seiner Ehre annahmen, sondern daß die Verräterorganisation in Moskau, das sogenannte „Nationalkomité Freies Deutschland", sein eigenes geistiges Kind ist, daß er sich zu der schändlichen Verräterrolle förmlich gedrängt und nicht eher geruht hat, bis die anfänglich mißtrauischen Bolschewisten, die ein solches Maß an Felonie bei einem General v. Seydlitz nicht für möglich hielten, ihn gewähren ließen.

Und was sagen unsere Herren Generäle hier in Deutschland dazu? Anfänglich hieß es: bolschewistische Lügen, Feindpropaganda. Aber als dann die Wahrheit des Unglaublichen immer unzweifelhafter wurde, da redeten sie um die Dinge herum, ja es wurde sogar, versucht, ihn in Schutz zu nehmen. Auch York habe die Fahne gewechselt, sei in die Dienste des Russen getreten, um seinem Vaterland zu dienen. Nun, ich habe den Herren geantwortet, York ging zum Zaren, weil er ein mutiges Herz und einen feigen, entschlußlosen König hatte, aber bei diesen neuen Seydlitzen ist es umgekehrt. So lange unsere Sache gut ging, waren sie dabei. Da konnte ihnen kein Unternehmen des Führers kühn und gewagt genug sein, weil es ihnen neue Orden und neue Beförderungen eintrug. Aber bei dem ersten Rückschlag verläßt sie der Mut, da laufen sie zum Feind über oder treiben, wo ihnen das nicht möglich ist, versteckte Obstruktion.

Ich kenne sie doch, diese Herren, die auf uns als die plebejischen Emporkömmlinge herabsehen. Ich kann in ihren hochmütigen Gesichtern lesen, daß sie trotz ihrer Loyalitätsbeteuerungen nur auf den Augenblick warten, uns das Messer in den Rücken zu stoßen. Sie wissen, daß ich ein sehr feines Ohr dafür habe, wenn irgendwo ein Messer gewetzt wird. Und in dieser Richtung höre ich das verdächtige Geräusch schon seit geraumer Zeit.

Sehen Sie, unsere Generalität ist wie ein zäher Brei, in dem all unsere revolutionären Maßnahmen stecken bleiben. Wie lange hat es gedauert, bis in unserer nationalsozialistischen Wehrmacht dem einfachen Soldaten die Möglichkeit geöffnet wurde, Offizier zu werden. Und wie schwierig ist es noch immer in jedem einzelnen Fall, die Durchführung dieses nun wenigstens auf dem Papier stehenden Befehls zu erzwingen. Wieviel Kämpfe kostete es, bis dem ersten einfachen Soldaten das Ritterkreuz verliehen wurde.

Die Generals- und Offizierskaste wehrt sich mit Händen und Füßen gegen das Eindringen neuen, frischen Blutes. Sie ist der einzige Stand, der seine Existenz aus der wilhelminischen Zeit unangetastet in die unsere hinübergerettet hat. Die Revolution von 1918 tat ihr ebenso wenig an wie die Weimarer Republik. Ja, im Hunderttausend-Mann-Heer konnte sie sich gar wie im Treibhaus prachtvoll entwickeln. 1933 übernahmen wir diese Kaste wiederum unangetastet, weil wir legal zur Macht gekommen waren. Es blieb uns keine Zeit, eine revolutionäre Umformung unseres Offizierskorps durchzuführen. Zwar versuchten wir, einige junge, revolutionäre Kräfte einsickern zu lassen. Aber das war wie mit einem Faß Essig, das man

durch einige Tropfen Weins genießbar zu machen versucht. Sie wurden von der andersartigen Masse absorbiert.

So ist die Wehrmacht, wenn ich von ihr einmal in Bausch und Bogen sprechen darf, der einzige Teil unseres Staats- und Volkskörpers geblieben, der nicht von unserer Idee durchdrungen und erfaßt wurde. Das machte sich nicht weiter bemerkbar, so lange unser Staat nur Erfolge aufzuweisen hatte. Doch nun, da wir gegen Ende des Krieges eine Krise nach der anderen zu bestehen haben, zeigen sich die ungeheueren Nachteile dieser Unterlassung. Hier ist ein Teil des Ganzen, das nicht mehr so spurt, wie die Führung es wünscht, und das den Wagen eines Tages leicht zum Entgleisen bringen kann, wird nicht rechtzeitig etwas dagegen unternommen."

Der Minister ist aus seinem Sessel aufgestanden und geht in der Halle auf und ab. Nach der anfänglichen Erregung über den Fall Seydlitz ist er ruhiger geworden. Jetzt bleibt er vor dem Kamin stehen, wirft ein paar Scheite ins prasselnde Feuer und schaut sinnend in das zuckende Spiel der Flammen. Bibra benutzt die Pause zu dem Einwand, daß der Fall Seydlitz, so beschämend er sei, doch eine Ausnahme darstelle, und daß tausende adliger Offiziere in diesem Kriege bereits gefallen seien oder an vorderster Front treu und anständig ihre Pflicht täten.

„Gewiß", sagt der Minister, „ich verkenne das durchaus nicht. Ich möchte auch, was ich sage, nicht persönlich oder als gegen die Gesamtheit des Adels oder des Offiziersstandes gerichtet aufgefaßt wissen. Aber es gibt in der Wehrmacht einen Klan uns widerstrebender Elemente, den ich kurz als „die Generalität" bezeichne. Und dieser Klan ist in der Wehrmacht absolut beherrschend, nicht so sehr bei der Truppe selbst, aber in den Stäben. Ob es eine Verschwörung mit festem Ziel und klarer Organisation ist, kann ich nicht sagen. Das wissen wir nicht, sonst hätten wir schon längst gehandelt. Aber daß dieser oppositionelle Klan vorhanden ist, das zeigt sich an tausend Äußerungen. Daran kann kein Zweifel bestehen.

Seit Wochen und Wochen kommt von Manstein aus dem Süden der Ostfront ein Fernschreiben nach dem anderen: Ich muß zurück ... Ich kann nicht halten ... ich muß räumen ... Und zwischen den Zeilen jedes dieser Fernschreiben steht zu lesen: Ich will nicht halten, ich will zurück, ich will räumen. Denn das ist nicht mein Krieg, sondern dein Krieg. Da siehst du mal, wie weit du mit deinem viel gerühmten Feldherrngenie kommst. Und statt wie wir alle jeden Meter verlorenen Bodens zu beklagen, lachen sie sich ins Fäustchen:

Da siehst du mal, was an deiner Feldherrnkunst dran ist, du lächerlicher Gefreiter.

Sie haben es ihm nie verziehen, daß er, der Gefreite, sie, die Generale, in den Schatten stellte, als er fast ganz Europa in einer Kette unvergleichlich kühner und erfolgreicher Operationen eroberte. Denn die revolutionären Ideen, die eben diese einmaligen Erfolge unserer Wehrmacht ermöglichten, die Motorisierung, die taktische Zusammenarbeit zwischen Heer und Luftwaffe, die Taktik des blitzschnellen Panzervorstoßes, die eine nach dem vorigen Weltkrieg nicht mehr für möglich gehaltene Umwälzung der Kriegführung bewirkten, sie sind das unbestrittene geistige Eigentum des Führers.

Gewiß, die Katastrophe von Stalingrad war ein furchtbarer Rückschlag, an dem die heldenhaft kämpfende Truppe keine Schuld trifft. Wo der oder die Fehler liegen, kann heute noch nicht mit Gewißheit gesagt werden, wenn auch sicher ist, daß die Unmöglichkeit, das Göring'sche Versprechen einer Versorgung Stalingrads aus der Luft einzulösen, der Anfang der Tragödie war. Aber Irrtümer und Fehler werden in jeder Kriegführung gemacht. Wichtig ist allein, wie man mit ihren Folgen fertig wird. Und hier scheint mir das Mansteinsche Beispiel von trauriger Bedeutung zu sein. Unsere Generalität w i l l Niederlagen. Ich sage nicht d i e Niederlage, denn für so verblendet halte ich sie nun doch nicht. Sie müßten wissen, daß mit uns auch sie an die Galgen kommen, die die Sieger nach einer Niederlage in Deutschland aufrichten werden. Aber sie wollen das Feldherrntalent des Führers widerlegen und hoffen, sich durch seine Mißerfolge selbst wieder zu Bedeutung und Macht zu bringen.

Sehen Sie, Stalin ist auch in dieser Beziehung wieder besser dran als wir. Die alte Offizierskaste war, bis auf ganz vereinzelte Reste, ausgerottet. Beim Aufbau der Roten Armee mußte man also aus der Not eine Tugend machen. Ihre Offiziere wurden aus den Reihen der revolutionären Arbeiter und Bauern genommen, die noch die Gewehre in der Hand hielten, mit denen sie die Bourgeoisie umgelegt hatten. Das breite Volk erwies sich auch in militärischer Beziehung als reicher Quell von Talenten und Begabungen.

Diese neuen Offiziere hatten zunächst von Strategie und Taktik eben so wenig Ahnung wie von den äußerlichen Formen, wie sie von den Offizierskorps in aller Welt beachtet werden. Aber in ihnen glühte das Feuer einer revolutionären Idee. Und mit heiligem Eifer machten sie sich an ihre neue Aufgabe. Heute ist der russische Offizier nicht nur so weit, daß er mit

Messer und Gabel essen und sich in seiner neuen goldstrotzenden Uniform in jeder internationalen Offiziersgesellschaft sehen lassen kann, sondern er beherrscht auch das Kriegshandwerk in Vollendung.

Das alles ist, wie sich gezeigt hat, erlernbar. Aber der russische Offizier hat etwas vor jedem anderen Offizierskorps, und vor allem leider dem deutschen, voraus: seinen fanatischen, durch nichts ins Wanken zu bringenden Glauben an seine revolutionäre Idee und ihren Führer Stalin. Mit einem solchen Offizierskorps konnte er getrost eine Kette so katastrophaler Niederlagen einstecken. Er wußte, daß er nicht im Stich gelassen würde, daß seine Offiziere nicht kleinmütig würden oder gar zum Feinde überliefen, sondern daß sie wirklich bis zum letzten Blutstropfen kämpften.

Sehen Sie sich doch einmal so einen gefangenen Bolschewistengeneral an: 32 Jahre alt, Divisionskommandeur, Sohn eines Metallarbeiters aus Kiew. Seine Division war acht Mal eingeschlossen. Jedesmal hat er sich wieder durchgeschlagen. Beim neunten Mal wird er gefangen genommen. Was sagt er bei der Vernehmung aus? Kein Wort! Nur auf eine Frage antwortet er, auf die nach dem Ausgang des Krieges. Sein Glaube an den Sieg der Sowjet-Union ist unerschütterlich. Und das ist keine Ausnahme, sondern ein ganz einheitlicher Typ, wie ihn der Bolschewismus auf allen Gebieten hervorbringt. Wir haben nur einen solchen General: Sepp Dietrich, den Kommandeur der SS-Leibstandarte, ehemaliger Packer aus dem Eher-Verlag, der kein richtiges Deutsch spricht, aber in jeder Krise seinen Mann steht. Nichts kann ihn erschüttern. Wenn es irgendwo brenzlig ist, er schmeißt den Laden. Im deutschen Heer wäre er bestenfalls Feldwebel geworden."

Es wird ein sehr ausgedehnter Abend. Noch oft muß Diener Emil den vorm Kamin stehenden Korb mit Buchenscheiten nachfüllen. Nur selten läßt sich der Minister in seinem Monolog unterbrechen. Das Thema beschäftigt ihn offensichtlich ungewöhnlich stark. Er deutet Schritte an, die er zur Revolutionierung der Wehrmacht unternehmen will. Ob sich aber das Kernproblem in diesem Stadium des Krieges noch bereinigen läßt?

BOMBEN AUF HANNOVER UND KASSEL

Gauleiter Weinrich — 5000 Tote in Kassel — Lauterbacher rettet 4000 Menschen

6. November 1943.

Folgendes hat sich ereignet: Nachdem die Engländer offensichtlich glauben, daß es im Ruhrgebiet nichts von Bedeutung mehr zu zerstören gäbe, haben sie ihre Bombenangriffe in letzter Zeit auf die Städte Hannover und Kassel konzentriert. Beide Städte hat es furchtbar getroffen. Während in Hannover durch das mutige und tatkräftige Eingreifen eines anständigen Gauleiters das Eintreten einer Katastrophe von Hamburger Format verhindert werden konnte, wurden die Angriffe auf Kassel durch das Verschulden eines unanständigen Gauleiters zu einer Katastrophe, die die Hamburger noch übertrifft.

Während des Angriffes nämlich saß der Gauleiter Weinrich mit den Spitzen der Partei an einem luftsicheren Ort außerhalb der Stadt, um einen Kameradschaftsabend mit viel Alkohol und anderen guten Sachen zu feiern. Kein Verantwortlicher war zur Stelle, als der furchtbare Angriff über der Stadt niederging. Nach Abflug der Bomber fuhr Weinrich dann in die brennende Stadt; doch nicht, um sich an die Spitze der Schadensbekämpfung zu setzen, sondern um sein eigenes von den Flammen bedrohtes Hab und Gut in Sicherheit zu bringen. Inzwischen waren nahezu 5000 Menschen verbrannt, erschlagen, erstickt, die größte Zahl an Toten, die wir im Luftkrieg bisher zu beklagen haben, größer noch als die von Hamburg. Gauleiter Weinrichs Möbel aber befinden sich in Sicherheit.

Wir fahren nach Kassel, um die Vorgänge an Ort und Stelle zu untersuchen. Nach nächtlicher Fahrt treffen wir am frühen Morgen auf dem Kasseler Güterbahnhof etwas außerhalb der Stadt ein. Der Hauptbahnhof ist mit dem eigentlichen Stadtinneren dem Erdboden gleichgemacht. Auf einer Güterrampe steigen wir aus. In der Begleitung des Ministers befinden

sich außer Schwägermann, Otte und mir der Geschäftsführer des interministeriellen Luftkriegsschädenausschusses, Ministerialrat Alfred Ingemar Berndt, ein ebenso rücksichtsloser wie ehrgeiziger aber nicht unfähiger junger Mann.

Es hat während der Nacht gefroren. Fröstelnd stehen wir auf der zugigen Güterrampe. Der Minister bekommt den ersten ungünstigen Eindruck von Kassels Gauleiter, der anscheinend verschlafen und den Empfang nicht richtig vorbereitet hat, auf dessen pünktliches Ablaufen der Minister stets so großen Wert legt. Endlich kommen die bestellten Wagen. Der Minister hat wie immer zu solchen Anlässen um einen offenen Volkswagen gebeten. Er handelt damit zwar entgegen einem ausdrücklichen Führerbefehl, der ihm, Himmler und Göring etwa seit Kriegsanfang zur Pflicht macht, stets den bekannten Mercedes-Panzer zu benutzen, aber er ist der Ansicht, daß dieser Befehl durch die gefährlich gewordene Zeit überholt und im Luftkriegsgebiet ein offener Volkswagen zweckmäßiger und auch psychologisch wirksamer als eine riesige Panzer-Limousine ist.

Der Minister steigt also in den kleinen Volkswagen ein, aber Weinrich, den er bittet, zur Rundfahrt durch die verwüstete Stadt an seiner Seite Platz zu nehmen, erklärt, nein, das wäre ihm zu kalt, er führe lieber in seiner Limousine hinterher.

So setzt sich der höhere SS- und Polizeiführer von Kassel, Erbprinz zu Waldeck neben den Minister. Ihm kommt die Gelegenheit sehr erwünscht, Goebbels über seinen sauberen Gauleiter unter vier Augen ein Licht aufstecken zu können. Er gehört zu den erbittertsten Gegnern des in frevelhaftem Genuß und Wohlleben seinen Gau vernachlässigenden Gauleiters.

Welche Gegensätze, diese beiden Vertreter unserer Führerschaft: der Prinz und der Gauleiter! Waldeck, die Verkörperung des Aristokraten und Soldaten, hart, drahtig, schmaler Kopf, klare, blitzende Augen, scharfe Falten im hageren Gesicht, ein Haudegen von echtem Schrot und Korn, schnoddrig, koddrig, herzensgut, zuweilen unglaublich unverschämt, dann wieder bezaubernd liebenswürdig, immer geradeaus und ohne Arg. Wieviele hervorragende Truppenoffiziere vom gleichen Schlage habe ich kennengelernt. Sie sind nicht ausgestorben. Der Stand, den sie vertreten, ist nicht hohl und degeneriert, wie der Minister es immer wieder behauptet. Sein Kern ist gut. Wie Edelstahl, der wohl mal Rost ansetzen kann, in seiner Substanz aber hart und unzerbrechlich bleibt.

Und da der Gauleiter, ein arrivierter Plebejer, den Leib vom Wohlleben aufgeschwemmt, ohne Haltung und ohne

Disziplin. Zwei Welten, zwischen denen mir die Wahl nicht schwer fällt.

Waldeck gilt als überzeugter Nazionalsozialist, eines der besten Pferde, das die SS in ihrem Stall hat. Wie ein nicht unerheblicher Teil des deutschen Adels glaubt er, in der SS am richtigen Platze zu stehen. Die übrigen Angehörigen deutscher Fürstenhäuser, die sich der Partei verschrieben hatten, sind in letzter Zeit mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Nach dem unwürdigen Verhalten des Lippe-Biesterfelders, der nach seinem Sprung vom NSKK-Sturmführer zum holländischen Prinzgemahl weder mit den Nazionalsozialisten noch mit Deutschland überhaupt mehr etwas zu tun haben wollte, ist es um die deutschen Fürsten in Partei-Uniform still geworden. Prinz Schaumburg, ein früherer Adjudant Goebbels' lebt still als Privatier wie auch Prinz August Wilhelm von Hohenzollern, mit dem die Partei während der Kampfzeit einige Reklame machte. Der Prinz von Hessen schließlich, hoher NSKK-Führer und Oberpräsident im Lande seiner Väter, Schwiegersohn des italienischen Königs, dessen Tochter Mafalda er zur Frau hat, wurde kürzlich verhaftet, ob im Zusammenhang mit den italienischen Ereignissen oder wegen angeblicher homosexueller Verfehlungen, kann ich nicht sagen. Man hatte lange gehofft, daß sich sein Einfluß auf das italienische Königshaus günstig bemerkbar machen würde, was jedoch nicht der Fall gewesen zu sein scheint.

Von Waldeck muß ich noch ein bischen erzählen. Seinen Fahrer duzt er. Während der Fahrt bläst ein frischer Wind. Wir haben die Mantelkragen hochgeschlagen und frieren im offenen Wagen Stein und Bein. „Max, gib mal die Buddel her", sagt Waldeck, und der Fahrer langt aus seiner tiefen Manteltasche eine handliche Cognac-Flasche. „Führen wir stets bei uns, Herr Reichsminister", sagt er und öffnet den Korken, „unentbehrlich bei dieser Witterung. Darf ich bitten?" Damit reicht er dem Minister, als wäre das das Selbstverständlichste von der Welt, die Cognacflasche zum Trunk. Als dieser dankend ablehnt, sagt er: „Na, denn Prost", nimmt einen kräftigen Schluck und reicht sie seinem Fahrer.

Die gleiche Cognac-Flasche spielt noch eine Rolle, als nachher die Spitzen der Behörden, der Wehrmacht und Partei dem Minister Bericht über die Katastrophe erstatten. Ich stehe mit Waldeck zusammen im Vorraum des Sitzungssaales. Wir rauchen eine Zigarette und bekämpfen die Grippebazillen mit einem gelegentlichen Schluck aus der Pulle.

„Da drinnen gibt's jetzt Zunder", sagt Waldeck. „Hoffentlich gibt er es ihm. Wenn es nach mir ginge, wäre er schon längst an die Wand gestellt."

Da kommt ein nervöser Herr auf uns zu. Es ist der Präsident der Postdirektion. Etwas unbeholfen erkundigt er sich, wie er in die Sitzung mit Reichsminister Dr. Goebbels käme. Die sei schon im Gange, da könne er jetzt nicht mehr rein, sagt Waldeck. „Früher aufstehen, Herr Präsident!" Er habe sich leider verspätet, meint dieser und will die Tür des Sitzungssaales öffnen. Da ist Waldeck mit einem blitzschnellen Satz bei ihm, packt ihn von hinten am Kragen. „Hier geblieben, Sie Nachttopp!" ruft er und schleppt ihn zurück. Dem Präsidenten ist nicht ganz wohl zumute. Er weiß nicht, soll er protestieren oder lieber still sein. Immerhin ist es ja die höchste lokale Polizeigewalt die ihn da persönlich am Wickel hat. Trotzdem ist „Nachttopp" doch ein starkes Stück und mit der Würde eines Reichspostdirektionspräsidenten eigentlich nicht gut zu vereinbaren. „Das mag ich nicht leiden, wenn man nicht hört, Herr Präsident", sagt Waldeck in versöhnlichem Ton und mit einem Zwinkern in den Augen, „aber darum nichts für ungut." Damit holt er seine Buddel hervor und die beiden trinken einen Versöhnungsschluck.

Auf der Sitzung, die inzwischen drinnen in Gang ist, stellt sich heraus, daß der Gauleiter in seinem eigenen Gau nur höchst oberflächlich Bescheid weiß. Der Minister stellt ihm immer wieder allerlei verfängliche und peinliche Fragen. Weinrich kennt nicht einmal seine Referenten für die einzelnen Fachgebiete, geschweige denn die von ihnen bearbeiteten Vorgänge.

Die vorsorgliche Evakuierung der Stadt war außerordentlich nachlässig durchgeführt, der Bunkerbau hintangestellt, Löschwasserteiche nur in geringem Ausmaß angelegt worden. Der Minister weist ihm unwiderleglich nach, daß nur so die unverhältnismäßig hohe Zahl der Todesopfer, vor allem an Kindern, möglich war. Fast ein Viertel der Toten waren Kinder, während wir bei einem der letzten Angriffe auf Berlin unter 700 Toten nur zwei Kinder zählten. In Berlin sind aber auch sämtliche Schulen evakuiert, was man in Kassel versäumt hat.

„Sie sind sich doch hoffentlich klar darüber, Herr Weinrich", schließt Goebbels sein Resumé ab, „daß nur der kleinste Teil der 5000 Toten hier in Kassel, und unter ihnen der mehr als 1000 Kinder, auf das Konto der Engländer geht." Bereits die Titulierung mit „Herr Weinrich" sowie seine Bloßstellung vor den versammelten Stadtvätern und der ungewöhnlich

scharfe Ton der Anschuldigung wird als Anzeichen dafür aufgefaßt, daß er die längste Zeit Gauleiter gewesen ist.

Das schlechte Beispiel wirkt sich bis in die untersten Instanzen aus. Überall Mutlosigkeit, Durcheinander, Schlamperei. Die Stimmung unter der gepeinigten Bevölkerung denkbar schlecht. Wer will es diesen Menschen auch verdenken. Was haben sie durchgemacht!

Welcher Gegensatz dazu Hannover, das wir anschließend besuchen. Auch Hannover hat es schwer getroffen. Von dem Kern dieser einst so schönen Stadt steht kaum etwas mehr. Die unmittelbaren Bombenschäden sind noch weit größer als die in Kassel. Trotzdem haben die Angriffe keine Katastrophe hervorgerufen und vor allem längst nicht so unermeßliche Verluste an Menschenleben gefordert. Weil in Hannover ein pflichtbewußter, unerschrockener Mann die Verantwortung trägt, der rechtzeitig alle nur mögliche Vorsorge getroffen hat und dem Unglück mannhaft zu Leibe gegangen ist. Gauleiter Lauterbacher stammt aus der Hitler-Jugend. Zuletzt war er Stabsleiter des Reichsjugendführers. Er ist der Typ des jungen, politischen Soldaten mit energischem Gesicht, straffer Haltung klarer, knapper Sprache. Gewiß kein Aristokrat, aber auch kein Bonze. Er holt uns in Kassel ab. Über die Autobahn fahren wir durch das wunderschöne, herbstliche Weserbergland.

Auf einer Staatsdomäne in der Nähe Hannovers machen wir Halt. Die Familie Lauterbacher, die in Hannover selbst ausgebombt wurde, ist hier untergekrochen. Das alte Gutshaus ist sehr gemütlich und geschmackvoll eingerichtet. Drei schwarz gekleidete Dienstmädchen mit weißen Schürzen und Häubchen nehmen uns mit viel Aufmerksamkeit die Mäntel ab. Frau Lauterbacher ist eben aus der Stadt gekommen, wo sie in einem der Krankenhäuser assistiert und natürlich zur Zeit alle Hände voll zu tun hat. Sie hat drei Kinder von 4 bis 7 Jahren, hübsche, blonde, rundköpfige, stramme Dinger. Sie selbst ist auch groß, blond und stramm, Typ der BdM-Führerin.

Das Ehepaar Lauterbacher stammt aus der guten deutschen Bürgerschicht. Die soziale Stellung, die sie heute einnehmen, ist also auch für sie ungewohnt. Aber man merkt ihnen die Arrivierung nicht an. Frau Lauterbacher läßt sich mit völliger Selbstverständlichkeit vom Minister die Hand küssen und macht in der natürlichsten und reizendsten Art die Honneurs.

Die Gespräche bei Tisch drehen sich natürlich um das Bombenproblem. Lauterbacher erzählt, ohne sich irgendwie in den Vordergrund zu schieben, von den furchtbaren Nächten, die

seine Stadt hinter sich hat. Er hat die Angriffe in allen Phasen miterlebt.

Eine Episode ist besonders eindrucksvoll. In einem Bunker der Stadt sind mehr als 4000 Menschen rings von einer Feuerwand eingeschlossen. Der Sauerstoff wird bereits knapp. Als Folge davon legt sich eine tödliche Apathie über die 4000 Menschen. Lauterbacher dringt mit einem Polizeioffizier durch die Feuerwand in den Bunker vor. Er bittet die Menschen, fleht sie an, befiehlt ihnen, ihm ins Freie zu folgen. Nur ein kurzer Sprung durch die Flammen sei nötig. Er gibt ihnen Anweisungen, wie sie sich nasse Tücher vor Nase und Mund halten sollen. Vergeblich. Keiner folgt seiner Aufforderung. Sie hocken auf ihren Bänken, stumpf und lebensmüde und haben sich mit dem Gedanken abgefunden, sterben zu müssen.

Hier muß gehandelt werden, sollen die 4000 gerettet werden, die nicht mehr den Willen zum Leben und vielleicht auch nicht mehr die Kraft haben, sich selbst zu retten. Lauterbacher springt wieder zurück durch die Feuerwand. Höchste Eile ist geboten. Vielleicht ist Minuten später auch dieser einzige jetzt noch benutzbare Zugang versperrt.

Blitzschnell rafft er an die hundert Polizisten, Selbstschutzkräfte und Soldaten zusammen. Und nun schleppen, tragen, zerren sie die Todgeweihten ins Freie. Es gibt ein paar ohnmächtige Frauen, ein paar Brandwunden und Verletzungen durch herabfallende Ziegel oder Balken, aber keinen Toten.

Dies ist nur ein Fall von vielen, in dem mutiges und zielbewußtes Handeln katastrophale Wirkungen verhinderte. Der prächtige Geist des Gauleiters ist bis in die untersten Dienststellen zu püren. Alles klappt wie am Schnürchen. Wir besichtigen nachher bei der Rundfahrt durch die Stadt zahlreiche vorbildliche Einrichtungen, riesige Betonbunker, in denen tausende von Menschen Zuflucht finden, unterirdische Befehlsstellen, mit den modernsten Nachrichtenmitteln ausgerüstet, von denen aus die Schadenbekämpfung zentral geleitet wird, Löschwasserteiche, Ambulanzen, Notunterkünfte, Großküchen usw. Hier ist gearbeitet worden. Und der Einsatz hat sich gelohnt. Gewiß, Hannover ist schwer getroffen. Aber es lebt und rappelt sich wieder hoch.

ZWISCHEN WEST UND OST

Kann sich Deutschland wieder einschalten? — Außenministertagung in Moskau — Stalins Salutschüsse — Die Gefahr des dritten Weltkrieges — Hitler und Stalin

25. November 1943.

Der Minister hat Agentenberichte aus Moskau bekommen, die auf ihn von elektrisierender Wirkung gewesen sind. Denn sie bestätigen eine Entwicklung, die er schon seit langem vorausgesagt, oder richtiger herbeigesehnt hat, seitdem er nämlich zu der Überzeugung gelangte, daß dieser Krieg von uns militärisch allein kaum mehr gewonnen werden kann. Es ist der Gedanke von Deutschland als dem „Zünglein an der Waage" im Spiel der um die Weltherrschaft ringenden Kräfte, der sich in den letzten Wochen und Monaten in seinem Kopf immer klarer geformt hat, und der ihm nach einer Periode der Niedergeschlagenheit nun wieder Mut und die Hoffnung, ja die Überzeugung gegeben hat, daß dieser Krieg doch noch zu einem guten Ende geführt werden kann, wenn auch nicht in dem Sinne, daß wir als triumphierende Sieger all unsere Gegner zu Boden schmettern, so doch in dem, mit einem oder auch zwei blauen Augen, mit zerschundenen Gliedern, vielleicht blutüberströmt und lahm, aber doch eben lebend davonzukommen.

In Moskau also tagen seit etwa vier Wochen die drei alliierten Außenminister Molotow, Hull und Eden. Der Tagungsort scheint von den westlichen Herren nicht sehr glücklich gewählt zu sein, denn die Straßen Moskaus hallen zur Zeit fast täglich von den Salutschüssen wieder, mit denen Stalin in der Heimat das siegreiche Vordringen der Roten Armee gegen die deutschen Okkupanten begleiten läßt. Diese militante Begleitung zur Außenministerkonferenz kann ihm garnicht laut genug sein. Denn während seine Truppen der deutschen Militärmaschine zur Zeit heftige Schläge versetzen, Provinz um Provinz zurückerobern, und sich der mächtige Dnjepr-Strom selbst nicht als

ernstliches Hindernis für die Rote Armee erwiesen hat, können die westlichen Alliierten mit keinen militärischen Erfolgen gleicher oder auch nur ähnlicher Art aufwarten.

Im Gegenteil. Das durch den Königs-Verrat so geschickt eingeleitete italienische Unternehmen, der geplante Blitzmarsch zum Brenner, hat sich bereits am Fuß der Abruzzen in eine tödliche Schneckenoffensive verwandelt, deren meterweise, unter hohen Blutopfern erkauften Fortschritte nun wirklich keinen einzigen Salutschuß wert sind.

Ort und Zeitpunkt waren also von den Westmächten denkbar ungünstig gewählt, um mit dem roten Zaren über „Nachkriegsprobleme" — wie es in den amtlichen Verlautbarungen hieß — d. h. seinen Anteil an der Beute, zu verhandeln. Man weiß nicht, was man an den westlichen Staatsmännern mehr bewundern soll, den Mut oder die Naivität, mit der sie glaubten, Stalin dazu bewegen zu können, in diesem Augenblick, nach der Überwindung einer tödlichen Krise, und in einer Serie unerhörter militärischer Erfolge begriffen, auf das Ziel seiner Wünsche zu verzichten. Wer kann denn ernstlich annehmen, die Rote Armee, die seit 20 Jahren zur Eroberung der Welt durch das bolschewistische Proletariat erzogen, ausgebildet und ausgerüstet wird, würde sich just in dem Augenblick in einen friedlichen Verein christlicher junger Männer verwandeln, da sie im Begriffe steht, das Tor nach dem verhaßten kapitalistischen Westen aufzustoßen?

Die Agentenberichte nun aus Moskau geben folgende Darstellung vom Verlauf der Konferenz: Zu den Vorteilen für die Russen in Bezug auf Zeit und Ort der Tagung kam noch der, daß sie sich unmittelbar unter den Augen Stalins vollzog, der wiederholt persönlich und sehr energisch in den Gang der Verhandlungen eingriff. Die westlichen Staatsmänner waren also erheblich gehandicapt und brachten ihr Ansinnen, Stalin möge die Sicherheit Finnlands, der baltischen Staaten und Polen garantieren, sehr bescheiden und zögernd vor.

Man begegnete ihnen ganz von oben herab und ließ sich auf eine Diskussion dieses Themas überhaupt nicht ein. Sie wurden darauf hingewiesen, daß die Rote Armee seit zwei Jahren die ganze Last des Kampfes gegen Deutschland allein trage. Die Lieferungen von Waffen und Lebensmitteln seien zur Unterstützung dieses Kampfes zwar ebenso erwünscht wie die Bombardierungen deutschen Heimatgebietes. Offenbar hielten doch aber die Westmächte selbst Blut für kostbarer, da sie sich so hartnäckig sträubten, das blutige Geschäft einer Invasion im Westen zu beginnen.

Hull und Eden bestanden trotzdem auf ihrem Verlangen, die Souveränität der osteuropäischen Staaten müsse nach ihrer voraussichtlichen Befreiung durch die Rote Armee in irgendeiner Form garantiert werden. Nun wurde Stalin deutlich. Er diskutiere nicht, ließ er erklären, über Fragen, die allein durch das Blut seiner Soldaten entschieden würden. Die Sowjet-Union habe bisher im Kampf gegen den faschistischen Feind 16 Millionen Menschen verloren. Wenn seine „Verbündeten" sich diesem Argument verschlössen, würde er sich genötigt sehen, mit Deutschland Verhandlungen über einen Separatfrieden einzuleiten.

Damit war das Stichwort gefallen, das die ganze Problematik dieser unheiligen Allianz kennzeichnet. Es brauchte von russischer Seite nur ausgesprochen zu werden, um die westlichen Staatsmänner zum Schweigen zu bringen und ihr stillschweigendes Einverständnis zu erpressen, von nun an die Frage der sowjetischen Westgrenzen überhaupt nicht mehr zu erörtern.

Der Minister liest mir die wichtigsten Stellen des ausführlichen Geheimberichtes laut vor. Sein Gesicht glüht. Jeder Satz ist Balsam für sein Ohr. Seine Theorie vom Zünglein an der Waage kann keine überzeugendere Bekräftigung finden als diesen Bericht.

„Daß wir dieses Zünglein an der Waage heute bereits sind", sagt er, „ist hiermit klar erwiesen. Denn wenn Stalin die Möglichkeit, sich mit uns zu einigen, seinen Bundesgenossen gegenüber ganz unverhohlen ausspricht, dann ist ebenso klar, daß auch die Westmächte eine ähnliche Möglichkeit für sich in Erwägung ziehen. Die Ost-West-Koalition besteht zwar de facto noch, ja wir sind das Ziel ihrer vereinten furchtbaren Kampfkraft. Unter dieser Oberfläche aber sind bereits ganz andere Kräfte am Wirken, die umso stärker in Erscheinung treten müssen, je mehr sich der Krieg seiner Entscheidung nähert.

Der einzige Kitt, der die Feindkoalition zur Zeit noch zusammenhält, ist der gemeinsame Wunsch, Deutschland niederzuringen. Je näher dieser Wunsch seiner Erfüllung kommt, umso brüchiger wird das Bündnis. Und würde Deutschland tatsächlich eines Tages ausgeschaltet, dann könnte nichts mehr das Aufeinanderprallen der grundsätzlichen Gegensätze zwischen Ost und West in einem furchtbaren dritten Weltkrieg verhindern.

Vorläufig aber ist es noch lange nicht so weit. Wir haben noch immer ein gewaltiges Potential hinter uns. Wir stellen

noch immer einen Machtfaktor von erheblicher Bedeutung dar, mit dem die Alliierten zur Zeit sich gegenseitig bedrohen. Wir sind das Zünglein an der Waage, dessen Rolle freilich im Augenblick noch passiv ist. Unsere Aufgabe, der wir all unsere Anstrengungen widmen müssen, ist es, diese Rolle von einer passiven in eine aktive zu verwandeln. Das heißt, wir müssen auf der einen Seite alles daran setzen, um unseren Wert im Auge der anderen zu erhalten, uns also mit Zähnen und Klauen nach beiden Seiten verteidigen, und alle Kräfte zu diesem Zweck mobilisieren, und auf der anderen Seite müssen wir nun listig wie die Schlangen die politischen Möglichkeiten ausnutzen, die uns die Gegensätze der Alliierten und unsere Rolle als zwischen ihnen ausschlaggebender Faktor in so überreichem Maße bieten.

Ich sehe ganz klar, daß diese Aufgabe unerhört schwer ist, besonders mit dem unzulänglichen Apparat unserer Diplomatie und all den Schwierigkeiten und Widerständen innerhalb unserer Staatsführung. Aber ich sehe ebenso klar, daß dies der einzige Weg ist, Deutschland vor dem Untergang zu retten. Und was in meinen Möglichkeiten liegt, darauf können Sie sich verlassen, das werde ich tun. Ich werde mich mit verbissener Wut auf dieses Ziel stürzen und es entweder schaffen oder untergehen. Wir stehen vielleicht an der Perepetie dieses Krieges. Wenn uns das Schicksal bestimmt hat, aus dieser weltgeschichtlichen Auseinandersetzung heil hervorzugehen, dann ist jetzt der Augenblick gekommen, das Glück beim Schopfe zu packen."

Tatsächlich scheint die Entwicklung der Ereignisse dem Minister recht zu geben. Nach dem Abschluß der Moskauer Konferenz und der Veröffentlichung eines ebenso hochtönenden wie nichtssagenden Kommuniqués werden die Kommentare der englischen Presse bald sehr kleinlaut, ja enttäuscht. Man verheimlicht sich selbst in der westlichen Oeffentlichkeit nicht, daß diese Konferenz allein auf sowjetischer Seite als Aktivum verbucht werden kann, und daß man mit ihr den ersten Schritt auf einem Weg getan hat, der schnurstracks zu einer bolschewistischen Vorherrschaft in Europa führt.

Umso klarer müssen sich jetzt verantwortungsbewußte Politiker im westlichen Lager (und es gibt solche, nur daß sie zur Zeit leider ohne Einfluß sind) darüber werden, welche Folgen eine Zerschmetterung Deutschlands und damit die Ausdehnung des Bolschewismus möglicherweise bis an den Atlantik für die Zukunft des gesamten Abendlandes haben könnte.

Da dem Minister eine direkte Einwirkung auf unsere Außenpolitik unmöglich ist, und er sich um die Durchsetzung seiner Ideen auf einen harten, langwierigen und vielleicht doch vergeb-

lichen Kampf mit dem Führer gefaßt macht, versucht er zunächst, die im feindlichen Lager stattfindende Entwicklung mit seinen ureigensten Mitteln zu beeinflussen. Seine „Reich"-Artikel werden deutlich an England gerichtet und hauen geschickt und anhaltend in die Kerbe des gegen Rußland gehegten Mißtrauens. Er muß dabei Meisterleistungen journalistischen und diplomatischen Geschickes vollbringen. Denn die „Reich"-Artikel werden ja nicht nur in England, sondern vor allem in Deutschland gelesen. Und für die deutsche Öffentlichkeit ist der gesamte Komplex west-östlicher Gegensätze tabu. In der deutschen Presse wird im Gegenteil nur von der völligen Einigkeit unserer Feinde gesprochen. Denn Goebbels ist der Ansicht, daß man dem Volk einerseits keine Hoffnungen machen darf, deren Erfüllung noch sehr ungewiß ist, und zum anderen gehört es zu seinen Grundsätzen, während des Krieges öffentlich nie vom Frieden oder auch nur einer Friedensmöglichkeit zu sprechen, weil dadurch die Kriegsanstrengungen des Einzelnen wie der Gesamtheit erlahmen. So bewegt er sich zwischen dem, was er unbedingt sagen möchte, und dem, was er leider nur sagen darf, in seiner Propaganda zur Zeit mit der gleichen Geschicklichkeit wie weiland Odysseus zwischen Skylla und Charybdis.

Bei jeder Gelegenheit kommt der Minister auf diese ihn zur Zeit so stark bewegenden Probleme zu sprechen. Exz. v. Dircksen, die das Spiel mit der Politik nicht sein lassen kann, hat sich beim Minister für den Botschafter des republikanisch-faschistischen Italiens verwendet. Er sei nicht nur persönlich sehr nett und umgänglich, sondern auch aufrichtig deutschfreundlich und verdiene es wirklich nicht, daß er von niemand empfangen und überall über die Schulter angesehen werde.

Die „Italiener" sagt der Minister dazu, „haben es so weit gebracht, daß es heute niemand mehr interessiert, ob sie deutschfreundlich sind oder nicht. Sie sind für Freund und Feind eine quantité négligeable geworden. Solange sie noch mit im Spiel waren, stellten sie einen Faktor da, um dessen Gunst geworben wurde. Heute sind sie für beide Seiten uninteressant. Darin liegt ja die Schwierigkeit einer Entscheidung wie der, die wir nun bald treffen müssen. Ist die Entscheidung erst einmal gefallen, dann hat man damit seinen wertvollsten Trumpf ausgespielt, den man nie wieder in die Hand zurück bekommt. Er muß also stechen, will man das Spiel nicht verlieren.

Wir befinden uns da in einem furchtbaren Dilemma. Natürlich neigen sich unsere Sympathien allein vom Gesichtspunkt der gemeinsamen Kultur und Rasse mehr einer West-Lösung

zu, die auch den Vorteil haben würde, unserem historischen Expansionsdrang nach Osten freien Lauf zu lassen. Andererseits trennen uns von den demokratisch-kapitalistischen Westmächten nicht nur starke ideologische Gegensätze, sondern vor allem die persönlichen Haßgefühle zwischen den verantwortlichen Staatsmännern Roosevelt und Churchill auf der einen und dem Führer auf der anderen Seite. Haß ist in der Politik nie ein guter Ratgeber gewesen und so fürchte ich, daß zum Unheil beider Seiten eine Einigung zwischen uns und den Westmächten nicht zustande kommen wird.

Es kommt eine durch das parlamentarisch-demokratische System bedingte Schwerfälligkeit der westlichen Politik und Diplomatie hinzu. Welch Dschungel langwieriger und ermüdender diplomatischer Verhandlungen mußte mühevoll durchschritten werden, ehe wir seinerzeit den deutsch-englischen Flottenvertrag unter Dach und Fach hatten. Mit Stalin dagegen wurden wir uns im Handumdrehen einig. Der deutsch-sowjetische Beistandspakt von 1939 war eine Angelegenheit weniger Telefongespräche. Über das Schicksal Polens einigten wir uns mit ein paar Strichen auf der Landkarte. Dies für euch, das für uns. Wir fragen nicht viel, aber ihr bitte auch nicht. Alles weitere war Angelegenheit der Routine-Diplomatie.

Ich gelange daher immer mehr zu der Überzeugung daß die Russen in dem Wettlauf um unsere Gunst, wenn ich das einmal etwa übertrieben so ausdrücken darf, siegen werden, und daß eine Einigung mit ihnen die einzige Möglichkeit sein wird, dem Schicksal der totalen Vernichtung zu entgehen. Eine solche Lösung würde natürlich eine erhebliche Umstellung unserer politischen Ziele bedingen. Den Gedanken einer Ausdehnung nach Osten müßten wir dann grundsätzlich fallen lassen. Finnland, das Baltikum, ein großer Teil Polens, das Schwarzmeergebiet und die Dardanellen würden der russischen Herrschaft endgültig anheimfallen. Über die Grenze unserer gegenseitigen Interessengebiete auf dem Balkan müßten wir uns noch einigen.

Der vordere Orient, große Teile Afrikas, ferner Indien und der Ferne Osten würden der gewaltigen sowjetischen Expansionskraft ein hervorragendes Betätigungsfeld bieten, ein besseres jedenfalls als das alte, übervölkerte Europa, in dem der Kreml uns unbeschränkte Handlungsfreiheit zugestehen würde. Für den Ausfall der ukrainischen Kornkammer würden wir durch die fruchtbaren Teile Nordafrikas und anderen Kolonialbesitz entschädigt.

Diese Abgrenzung der gegenseitigen Interessen- und Einflußgebiete ist in großen Zügen schon seinerzeit zwischen Hitler

und Stalin vorgenommen worden. Dem Führer erschienen damals freilich die ihm durch Molotow schließlich übermittelten sowjetischen Forderungen zu weitgehend, um nicht zu sagen unverschämt. Er konnte sich nicht dazu entschließen, das Schicksal der baltischen Staaten, eines Teiles der Balkan- und Mittelmeerländer bedingungslos der bolschewistischen Herrschaft auszuliefern. Er glaubte damals zu einer Ablehnung der russischen Forderungen, die die Möglichkeit eines Krieges mit der Sowjet-Union in sich barg, stark genug zu sein. Heute liegen die Dinge anders. Wir müssen Stalin erhebliche Konzessionen machen, die umso größer werden, je mehr wir an Macht und Kampfkraft verlieren."

POLITISCHER HERBST

Erinnerungen — Das Fest auf der Pfaueninsel — Die Aufgaben des Luftschädenausschusses — Fliegeralarm — Dr. Goebbels im Befehlsbunker — Die Vergeltung soll kommen

7. Dezember 1943.

Es kommt in letzter Zeit immer seltener vor, daß sich der Minister in jener ausgelassen lustigen Stimmung befindet, in der er mit Frau und Kindern scherzt, allerlei Spässe und Neckereien mit ihnen treibt oder die amüsantesten und witzigsten Geschichten erzählt, bis ihm die Tränen über die Backen laufen. Ohne Zweifel ist daran das Übermaß an Arbeit und auch an Sorgen schuld, die ihn schwer belasten und buchstäblich bei Tag und Nacht nicht loslassen.

Überhaupt hat sich Goebbels unter der von Jahr zu Jahr wachsenden Last von Verantwortung als Mensch und Charakter recht erheblich verändert. Der Goebbels, wie ich ihn kennen lernte, ist ein ganz anderer als der von 1933, der, vom strahlenden Glanz des jungen Dritten Reichs umgeben, als damals jüngster Minister der Welt der Versuchung nicht widerstehen konnte, Macht, Einfluß und Reichtum, die ihm über Nacht zugeflogen waren, bei rauschenden Festen bis auf die Neige auszukosten.

Damals wurde das berüchtigte Fest auf der Pfaueninsel gefeiert, bei dem an nichts gespart wurde außer an der Bekleidung der Filmstatistinnen, die mehr oder weniger so, wie der liebe Gott sie geschaffen hatte, die lebendige, springlebendige Kulisse des Festes abgaben. In diese Zeit fallen auch verschiedene Abenteuer mit Filmschauspielerinnen, die, wenn die Fama auch vieles übertrieben hat, immerhin zu einem schweren Zerwürfnis mit seiner Frau führten.

Was sich in dieser oder anderer Form wohl in den meisten bürgerlichen Ehen ereignet, wurde dem Propagandaminister des

Dritten Reiches übelgenommen. Und zwar nicht nur von der Volksmeinung, sondern auch vom Führer, der für Frau Magda seit jeher eine Art schwärmerischer Zuneigung hegte. Umso nachhaltiger war sein Unwillen über die Seitensprünge des jungen Ehemannes. Ihm wurde der Kopf erheblich zurechtgesetzt, und er fiel fürderhin in Ungnade. Die Ehekrise im Hause Goebbels jedoch wurde überwunden, und die Liebe — denn es war von beiden Seiten eine echte Liebesheirat — blühte hinfort umso schöner und anhaltender.

Goebbels hat sich inzwischen, wie man so schön sagt, die Hörner abgestoßen. Aus dem übermütigen Dreißiger ist ein graumelierter Vierziger geworden. Die Aufgaben eines Propagandaministers im jungen, erfolgreichen Dritten Reich wiegen leicht im Vergleich zu den Lasten, die ihm in diesem Stadium des Krieges nicht nur in seinem eigentlichen Ressort, sondern auch in seinem Anteil am Luftkrieg und in immer größerem Maße auch an unserer gesamten Kriegführung aufgebürdet werden. So bekommt man nur ganz selten noch sein heiteres Temperament, die Mitgift seiner rheinischen Heimat, zu spüren.

Ein solcher Augenblick ist der heutige Abend. Wir sitzen im Filmsaal. Was auf der Leinwand abrollte, war mittelmäßig und belanglos. Jedoch gab es einige sehr komische Szenen. Sie erinnern das Ehepaar an ein Vorkommnis aus der sorglosen Vorkriegszeit, das sie mir, sich gegenseitig ins Wort fallend, wenn der eine vor Lachen nicht mehr weiter erzählen kann, schildern:

Segel-Regatta in Potsdam, eines der großen Ereignisse der Berliner Sommersaison. Alles, was Rang und Namen hat, ist dabei. Die Tribünen am Luftschiffhafen sind mit tausenden von Zuschauern besetzt. Die glücklichen Besitzer von Yachten und Motorbooten haben auf dem Wasser vor den Tribünen geankert, um von hier aus die Regatta zu verfolgen. Sehen und gesehen werden ist das Motto der Veranstaltung. Die Sonne scheint vom klarblauen Sommerhimmel. Die Damen tragen die modernsten Erzeugnisse der Ateliers und Modesalons zur Schau. Die Fernstecher und Operngläser der Tribünengäste sind in ständiger Bewegung.

Eines der Objekte, auf die sie am häufigsten gerichtet werden, ist eine bezaubernd elegante, schneeweiße Motor-Yacht namens „Baldur". Ihr Eigentümer ist Dr. Goebbels, der mit seiner Frau und einigen Gästen an Bord ist. Er selbst hat es sich auf einem Liegestuhl an der dem Publikum abgewendeten Seite des Bootes bequem gemacht. Ihm sind die vielen Operngläser unbehaglich. Nicht so Benno v. Arendt, der sich

unter den Gästen an Bord befindet. Er trägt eine eigens für dieses Ereignis angefertigte Sommer-Kombination, helle Flanellhosen und marineblaue Jacke, und findet sich durchaus beachtenswert.

Mit gespielter Gleichgültigkeit stolziert er in voller Schönheit an Deck auf und ab. Jetzt kommt auf einem flinken Motorboot auch noch die Wochenschau herbei. Mit der Kamera richten sich die tausend Fernstecher der Tribüne auf „Baldur". Es gilt, sich in Positur zu setzen. Mit hoch erhobener Nase läßt sich Benno gleichgültig auf einen der umherstehenden Korbsessel nieder. Aber er sitzt noch garnicht richtig, da fährt er schon, wie von der Tarantel gestochen, wieder in die Höhe. Faßt sich mit der Hand an die Sitzfläche und greift in — Kirschtorte, die der Diener kurz zuvor auf eben jenen Korbstuhl niedergestellt hatte, und die nun statt dem Goebbels'schen Gaumen zur Freude dem Arendt'schen Hosenboden zur Zierde wird.

Mit Bennos Würde war's vorbei. Nicht nur die nähere Umgebung lachte, von den Tribünen scholl ein wahrer Lachorkan herüber. Die Fernstecher hatten sich wirklich gelohnt. Aber sie sollten noch mehr zu sehen bekommen. Denn Benno hielt es nicht lange unter Deck, wo Frau Goebbels sich eilends daran machte, die kirschtortenbeschmierte Hose zu waschen. Er fand einen Marinemantel, der ihm fast bis auf die Füße ging, zog ihn an und ging wieder an Deck, stolz, daß er sich durch kein Unglück unterkriegen ließ.

Doch kaum hatte er sich ein paar Mal gedreht, wurde er durch eine neue Lachsalve erschreckt. Er hatte nicht bedacht, daß der Mantel hinten bis zur Taille geschlitzt war und, wenn der Wind ihn nur leicht bewegte, Bennos Stachelbeer-Beine mit Sockenhaltern und Unterhosen sehen ließ. Er hat dann den weiteren Verlauf der Regatta durch ein Bullauge der Kabine verfolgt.

Der Doktor kann sich nicht genug tun, jede Einzelheit solcher komischen Geschichten auszumalen und auszukosten. Er gibt eine andere Geschichte zum Besten. Sie trug sich auf Schwanwerder zu. Der Doktor hielt sich damals einen langhaarigen Dackel namens Rowdi, der seinem Namen alle Ehre machte. Rowdi war auch bei einer Teegesellschaft zugegen, die in dem schönen Garten des Goebbels'schen Grundstückes stattfand. Viele würdige Herren aus Politik, Diplomatie und Wirtschaft waren mit ihren Damen geladen. In zwanglosen Gruppen stand man umher und plauderte, eine Tasse Tee oder ein Tellerchen mit Gebäck oder Sandwiches in der Hand.

Rowdi strolchte zwischen den einzelnen Gruppen herum, schnüffelte hier, schnüffelte da, bekam ein Stückchen Kuchen oder wurde von einer der liebenswürdigen Damen gestreichelt. Der Doktor stand mit einem besonders würdigen Herrn in ein tiefgründiges, politisches Gespräch vertieft. Während nun sein Gesprächspartner gerade sehr ernste und wichtige Ausführungen machte, näherte sich Rowdi, schnüffelte zunächst an dem Hosenbein des Herrn, schien von dem Ergebnis befriedigt und hob, wie Dackel das zu tun pflegen, das Bein zu einer bei seinen Artgenossen üblichen und sehr häufigen Tätigkeit.

Der ernste und würdige Gesprächspartner konnte sich zunächst nicht den plötzlichen Heiterkeitsausbruch des Doktors erklären, der ihm in keinem Zusammenhang mit dem ernsten Thema ihrer Unterhaltung zu stehen schien, bis er durch ein warmes und feuchtes Gefühl an der Wade auf das inzwischen Vorgefallene aufmerksam wurde.

„Oh, was war das peinlich", ruft Magda aus, „und ich bin überzeugt, daß mein Mann Rowdi und sein Vorhaben längst bemerkt hatte, ihn aber voller Bosheit gewähren ließ. So ist er." Natürlich streitet der Doktor lachend ab. Aber sein Spaß ist heute noch zu groß, als daß er ihn sich damals nur der entstehenden Peinlichkeit wegen hätte entgehen lassen.

20. Dezember 1943.

Eine Frist von sieben Wochen hatte sich Goebbels nach der Hamburger Katastrophe gestellt, um die Reichshauptstadt in den Zustand der Luftverteidigungsbereitschaft zu versetzen. Sie wurde ungefähr eingehalten. Als in einer dunklen Novembernacht der erste größere Bomberverband Berlin anfliegt, ist man auf dieses Ereignis nicht nur gefaßt, sondern auch dafür gerüstet. In jedem Haus stehen die Eimer und Feuerpatschen, auf allen freien Plätzen sind Feuerlöschteiche angelegt, der Selbstschutz ist geschult, und Goebbels, der wie jeder Gauleiter in seinem Gau Reichsverteidigungskommissar von Berlin ist, wartet beinahe darauf, seine Erfahrungen und seine Organisation als Vorsitzender des interministeriellen Luftkriegsschädenausschusses in seinem eigenen Gau praktisch anwenden zu können.

Er weiß genau, daß die Augen aller anderen Gauleiter, deren Vorgesetzter in Luftkriegsangelegenheiten er ist, ebenso auf ihn gerichtet sind wie die des Führers. Das kleinste Versagen wird man ihm schwerer anrechnen als jedem anderen. An Berlin wird Goebbels beweisen müssen, ob er die Luftkriegs-

schädenbekämpfung nur theoretisch, d. h. mit dem Mund, oder auch praktisch, d. h. in der Tat beherrscht.

Die ersten Angriffe verlaufen „ohne besondere Ereignisse", wenn man diesen Ausdruck bei der Zerstörung einiger hundert Häuser, einem Dutzend Toten und ein paar tausend Obdachlosen noch gebrauchen darf. Die Schäden werden ohne Schwierigkeiten gemeistert. Die wenigen hundert Tonnen Spreng- und Brandbomben verlieren sich im Häusermeer der 4½-Millionen-Stadt. Es ist nicht der furchtbare, alles zerschmetternde Schlag geworden, den wir für Berlin eigentlich befürchtet hatten. Die „Schlacht um Berlin" läuft langsam an. Von den ersten Angriffen merken die Berliner, die außerhalb der betroffenen Viertel wohnen, wenig mehr, als daß sie ein paar Stunden im Luftschutzkeller zubringen müssen.

Mit zunehmendem Mond hören die Angriffe wieder auf. Die „hellen" Berliner haben sofort herausgefunden, daß die Engländer bei vollem Mondschein nicht angreifen. Man richtet seine Verabredungen darauf ein. Werden die Nächte wieder dunkel, muß man von neuem auf der Hut sein. Und ist der Himmel dazu noch bedeckt, so kann man für die Nacht ziemlich gewiß mit einem Angriff rechnen. Die englischen Angriffe bestimmen mehr und mehr den Tages- und vor allem Nachtablauf der Berliner. Mit Beginn der ungünstigen Mondperiode vor etwa einer Woche setzen die Angriffe wieder ein. Sie sind heftiger geworden. Kein Zweifel: Wir müssen uns nun unserer Haut wehren.

Unsere Abende und Nächte werden jetzt immer häufiger durch unfreiwillige Bunkeraufenthalte unterbrochen. Die Luftlage wird zu einer wichtigen Information, deren Einholung mir obliegt. Abends, ehe wir zu Tisch gehen, kommt der Minister in mein Arbeitszimmer und fragt: „Wie ist die Luftlage?" Je nach der Auskunft richtet er sich den Abend ein. Ist ein Verband im Anflug gemeldet, so will er laufend über den neuesten Standort und eingehaltenen Kurs unterrichtet werden.

Auch vor dem Zubettgehen ist seine letzte Frage die nach der Luftlage. Schwierig wird es erst, wenn der Minister bereits schläft. Fliegt ein Verband an, so entsteht die Frage: wann soll ich den Minister wecken? Zu frühes Wecken kann eine vielleicht unnötige Unterbrechung seiner Nachtruhe für Stunden bedeuten. Bei zu spätem Wecken riskiere ich den allerhöchsten Unwillen. Denn der Minister liebt es nicht, etwa im Pyjama mit übergeworfenem Morgenrock im Bunker zu erscheinen.

Im Gegenteil, niemand von uns hat ihn noch in einem solchen Aufzug gesehen. Stets ist er auch bei Alarmen außer-

ordentlich sorgfältig angezogen und gekämmt. Er hat sich schon, wenn die Zeit mal ganz knapp war, den Schlips gebunden, während draußen die ersten Bomben niederrauschten. Wahre Todesqualen steht dabei der Diener Emil aus, der so lange warten muß, bis der Minister seine Toilette beendigt hat, um ihm die Aktentasche in den Bunker hinunter zu tragen. Selbst bei dieser Gelegenheit hat der Minister seinen Schritt noch nie auch nur um eine Idee beschleunigt, während ich den immer ruhigen Emil dabei zum erstenmal seine Gelassenheit verlieren sah.

Hat der Verband die deutsche Bucht überflogen und befindet er sich etwa über Mecklenburg mit Kurs auf Berlin, sodaß kaum mehr ein Zweifel über das vermutliche Angriffsziel erlaubt ist, nehme ich den Telefonhörer vom Apparat neben meinem Bett und drehe auf der Wählerscheibe Nummer 24. Das ist die Nummer des Minister-Schlafzimmers. An der Zeitdauer, die ich auf Antwort warten muß, erkenne ich, wie fest der Minister geschlafen hat. Wenn sein kurzes, unfreundliches „Halloh" am anderen Ende der Leitung erklingt, mit dem er sich stets, außer dem Führer gegenüber, meldet, sehe ich ihn im Geist vor mir: im Bett aufgerichtet, das sonst so gepflegte Haar unordentlich über ein zerknittertes, schlaftrunkenes Gesicht hängend.

Ich unterrichte ihn über Stärke, Anflugrichtung und Standpunkt des Verbandes.

„Wie lange haben wir noch Zeit?"

„Etwa zwanzig Minuten, Herr Minister".

Er sagt mir, ob wir im Hause bleiben oder zum Befehlsstand fahren und hängt ein.

Zunächst sind wir natürlich bei jedem Angriff in den Befehlsstand gefahren, der sich, ein Musterexemplar seiner Gattung, in einem riesigen Bunker unter dem Wilhelmsplatz befindet. Doch wie bei einem Spielzeug, das nur so lange seinen Reiz behält, als es neu ist, hat sich das Interesse allmählich verloren. Jetzt fahren wir nur noch aus besonderen Anlässen herüber. Und selbst bei schweren Angriffen ist die Anwesenheit des Ministers frühestens nach dem Abwurf der Bomben notwendig.

So gehen wir also meist in den Bunker unter dem Haus Hermann Göring-Straße 20. In der Halle erwarten der Adjutant und ich den Minister. Er kommt erst in der allerletzten Minute, lange nachdem die Sirenen Alarm gegeben haben. Er ist absolut korrekt gekleidet, trägt schon das für den nächsten Morgen bestimmte frische Hemd, und der feste Knoten seines Schlipses ist mit der gleichen Sorgfalt wie stets gebunden. Wir

gehen die Hintertreppe des Hauses in den Keller hinunter. Die Hacken der herumstehenden SS-Wachmänner knallen zum Gruß zusammen. Eine weitere Treppe von vielen Stufen führt vom Keller hinab in den Bunker. Feucht-kühle Luft schlägt uns entgegen. Durch eine Stahltür gelangen wir in einen Vorraum, in dem weitere Wachmänner, die vor dem Hause Dienst tuenden Polizisten und die Dienstboten stehen, unter ihnen Frau Schmidt und Friedchen mit ungemachten Haaren, das Nachthemd unter dem Mantel vorschauend und das Luftschutzköfferchen in der Hand.

Durch eine weitere Panzertür betreten wir den eigentlichen Bunker. Er ist eng, aber behaglich eingerichtet. Die Betonwände sind mit hellen Paneelen verkleidet. Schöne Beleuchtungskörper füllen den niedrigen Raum mit warmem Licht. Ringsum hängen besonders wertvolle Gemälde, die hier in Sicherheit gebracht sind: einige Spitzwegs, ein Rembrandt, Giotto, Rubens. Links vom Eingang befindet sich die Telefonzentrale, in welcher während des Angriffes der Telefonist alle Hände voll zu tun hat. Im übrigen ist sie mit den Habseligkeiten der Dienerschaft, zahllosen Koffern, Körben und Pappschachteln ausgefüllt.

Der Bunker weitet sich zu einer Art kleinen Diele, in deren Mitte ein Tisch, rings von Holzbänken umgeben, steht. Hier sitzt die Familie Goebbels, soweit sie anwesend ist, und etwaige Gäste. Aus dem benachbarten Landwirtschaftsministerium kommt oft Staatssekretär Backe mit dem einen oder anderen seiner Beamten, wenn sie im Ministerium vom Alarm überrascht worden sind. Der Bunker weist ferner noch eine Schlafkabine für das Ehepaar auf, eine solche für die Kinder, mit drei zweistöckigen Betten, einen Abstellraum für Kleider, Koffer und sonstiges Luftschutzgepäck und ein Behelfs-WC, dessen Benutzung jedoch nur in äußerst dringenden Fällen gestattet ist.

Ich klemme mich sofort hinter das Telefon. In Abständen von wenigen Minuten lasse ich mir vom Befehlsstand Lagemeldungen geben, die ich dem Minister übermittele. Bei besonderen Schadenmeldungen läßt sich der Minister selbst mit seinem Gaustabsamtsleiter Schach verbinden.

Heute z. B. ist allerlei los. Mehrere Großbrände sind entstanden. Die örtlichen Kräfte reichen zur Bekämpfung nicht aus. Unter anderem brennt das deutsche Opernhaus in Charlottenburg und ein bedeutendes Werk der Panzerfertigung im Norden Berlins namens „Alkett". Die Lage erfordert das Eingreifen des Ministers. Wir fahren zum Befehlsstand.

Es ist noch nicht entwarnt, obwohl das Gros der Bomber bereits abgeflogen ist. Einzelne Nachzügler brummen immer noch über dem Stadtgebiet, die Flak schießt, die Scheinwerfer spielen am Himmel. Als wir auf die Straße treten, sehen wir ringsum den Feuerschein der eben entfachten Brände.

Mit feinem Sirren schlägt ein Flak-Splitter wenige Meter vor uns aufs Pflaster. Ich hebe ihn auf. Er ist noch ganz warm. Der Minister läßt ihn sich geben, wiegt ihn in der Hand, besieht sich aufmerksam seine scharfen Zacken und Kanten. Seine Frage, ob so ein Ding einem etwas anhaben könne, wenn es einem auf den Kopf falle, bejahe ich entschieden. Er steckt ihn in die Tasche, vielleicht als Talisman oder Andenken an die Stunde, als er zum erstenmal mit Feuer und Stahl dieses Krieges persönliche Bekanntschaft machte.

Dann fahren wir die paar Schritte zum Wilhelmsplatz herüber. Hier ist in monatelanger, emsiger Arbeit ein gewaltiger, unterirdischer Bunker entstanden. Die eine Hälfte des Platzes zwischen Kaiserhof und Verkehrsministerium wurde in ihrer ganzen Breite zehn Meter tief ausgehoben und in diesen Schacht viele hundert Tonnen Zement gefüllt. Fast auf den Tag zum Beginn der englischen Luftangriffe auf Berlin war der Befehlsbunker fertig. Hier laufen die Nachrichtenverbindungen aus allen Kreisen des Gaues Berlin zusammen. Hier ist die Zentrale der zivilen Luftverteidigung Berlins.

Wir steigen die Treppen zum Bunker hinunter. Die SA-Männer der Gaustabswache mit ihren roten Uniform- und Mützenaufschlägen grüßen zackig. Gaustabsamtsleiter Schach empfängt uns. Er ist zwar äußerlich die Ruhe selbst, aber die roten Ohren zu beiden Seiten des ungesundweißlichen aufgeschwemmten Gesichtes verraten seine Aufregung. Es ist sein erster großer Angriff, den er zu meistern hat. Der Bunker enthält außer der verhältnismäßig großen Zentrale von etwa 3 x 5 Meter und einem anschließenden, allein dem Minister vorbehaltenen kleinen Arbeitsraum etwa ein halbes Dutzend Einzelkabinen, in denen Sekretärinnen, Telefonistinnen, Fernschreiberinnen arbeiten.

An der einen Längswand der Zentrale sitzen acht Mitarbeiter des Gaues mit umgeschnallten Kopfhörern, die laufend die Meldungen aus den Kreisen entgegennehmen. Die andere Längswand wird von einer großen transparenten Scheibe mit der Karte Berlins eingenommen, auf welcher die eingetretenen Schäden mit abwischbarer Oelkreide eingetragen werden. Sie bietet, als wir eintreten, schon ein recht buntes Bild. Auf den ersten Blick sind die Zentren des Angriffs auf der elektrisch-

erleuchteten Platte zu erkennen. In dem Raum herrscht furchtbares Gedränge. Bei dem Durcheinander der Stimmen, dem Schrillen der zahllosen Apparate, dem Rattern der Fernschreiber, dem Klappern der Schreibmaschinen und dem Knallen der Nagelstiefel auf dem Betonfußboden kann man sein eigenes Wort kaum verstehen.

Berlin brennt diesmal an allen Ecken und Enden. Zahlreiche Großbrände sind gemeldet. An mehreren Stellen Verschüttete. Es wird viele Tote geben. Das Deutsche Opernhaus steht in Flammen. Schach hat alle verfügbaren Kräfte hierher befohlen. Ihm schien dieses nach der Staatsoper wichtigste Berliner Theater zu retten am vordringlichsten. Der Minister ist anderer Ansicht, obwohl das Deutsche Opernhaus „sein" Theater ist und er auf die Pflege gerade dieser Kulturstätte ganz besonderen Wert legt.

Denn gleichzeitig brennt „Alkett", ein riesiger Rüstungsbetrieb, in dem ein bedeutender Teil unserer Panzerproduktion gefertigt wird. Die verfügbaren Löschkräfte reichen nur aus, um eines der beiden Objekte vor der Vernichtung zu bewahren. So ist sein Entschluß schnell gefaßt:

„Panzer sind im Augenblick wichtiger als Opern. Sagen Sie Graf Helldorf, daß alle verfügbaren Kräfte bei Alkett eingesetzt werden. Das Deutsche Opernhaus muß notfalls seinem Schicksal überlassen bleiben."

Gleichzeitig ruft er den Führer an und teilt ihm seinen Entschluß mit. Der Führer ist einverstanden und bittet, über den Fortgang der Rettungsarbeiten unterrichtet zu werden.

Noch vier Mal im Lauf dieser Nacht telefoniert Goebbels mit dem Führer. Man hat auch den letzten Schlauch vom Deutschen Opernhaus abgezogen. Es brennt vollkommen aus. Der Brand bei Alkett aber kann gelöscht werden. Zwar sind erhebliche Schäden entstanden. Aber die Produktion kann, wenn auch zunächst nur behelfsmäßig, wieder aufgenommen werden.

Bei unserer Rückfahrt in die Wohnung leuchtet der Himmel noch immer glutrot. Aber das Schlimmste ist verhütet, alle Maßnahmen sind eingeleitet, um einen ungestörten Fortgang des Lebens und der Arbeit der Reichshauptstadt zu gewährleisten. Der Minister kommt sich etwa vor wie ein Feldherr, der eine Schlacht gewonnen hat.

5. Januar 1944.

Das neue Jahr hat mit einem Besuch des Ministers im Führerhauptquartier begonnen. Er hat dem Führer persönlich seine Wünsche zum Jahreswechsel überbracht und mit ihm verschie-

dene Fragen der politischen und militärischen Kriegführung des kommenden Jahres besprochen. Vor jedem Besuch beim Führer pflegt sich der Minister einen sogenannten „Führerzettel" zurecht zu machen, auf dem stichwortartig die Themen verzeichnet sind, die er zur Sprache bringen will. Mit der Genauigkeit, die er bei der Führung all seiner Geschäfte walten läßt, werden nach der Rückkehr aus dem FHQ die besprochenen Themen mit Grünstift durchgestrichen. Die restlichen Stichworte werden, falls die durch sie bezeichneten Fragen sich inzwischen nicht von alleine erledigt haben, an die Spitze des neuen Führerzettels gesetzt.

Zu den Stichworten, die regelmäßig von dem alten auf den neuen Zettel übertragen werden, d. h. also stets unbehandelt bleiben, gehören „Göring" und „Auswärtiges Amt." Da ich nie bei den Besprechungen zwischen Hitler und Goebbels dabei gewesen bin, kann ich nicht sagen, ob sich der Minister einfach aus Furcht, den Unwillen des Führers zu erregen, nicht traut, die heiklen Themen anzuschneiden, was ich mir durchaus vorstellen könnte, oder ob der Führer eine Erörterung dieser Fragen stets mit einer ärgerlichen Gebärde abschneidet, was gleichfalls möglich wäre. Doch ein anderes Thema, das auch bereits seit Monaten vergeblich auf dem Führerzettel steht, ist nach diesem Besuch dick mit Grünstift ausgestrichen. Das Stichwort heißt „Vergeltung".

Als der Minister im Juni vorigen Jahres, also vor mehr als einem halben Jahr, zum erstenmal öffentlich von einer kommenden Vergeltung sprach, als er mit seinem Wort von der „Armada der Rache" bei der gepeinigten Dortmunder Bevölkerung brausenden Jubel auslöste, tat er das nicht allein, weil er den Menschen an Rhein und Ruhr in ihrem Jammer sonst nichts Tröstliches sagen konnte, sondern weil schon damals bei der obersten Führung ganz konkrete Pläne über die Durchführung einer Vergeltungsaktion bestanden.

Goebbels ließ seit damals in Presse und Rundfunk nie wieder von Vergeltung sprechen. Sie stand an der Spitze der verbotenen Themen. Es wurde ohnehin in der Bevölkerung genug davon gesprochen, umso mehr, je schwerer und häufiger die feindlichen Bombenangriffe wurden. Er wollte die hochgespannten Erwartungen nicht durch eine öffentliche Diskussion noch höher treiben lassen. Denn es zeigte sich in dem inzwischen verflossenen Jahr, daß die Vergeltung nicht so schnell durchführbar war, wie man anfänglich wohl angenommen hatte.

Seit der Dortmunder Rede nun lastet die Verantwortung für die Vergeltung oder vielmehr ihr Ausbleiben wie ein Alb-

druck auf dem Bewußtsein des Ministers. Er hat zwar keinerlei Einfluß auf die Beschleunigung oder Verzögerung der Aktion, denn er ist weder der Reichsmarschall noch Speer. Aber er steht dem Volk gewissermaßen für die Vergeltung gerade, weil er sie angekündigt hat, und weil er auch für den gesamten Luftkrieg, oder doch wenigstens seine zivile Bekämpfung vor der Öffentlichkeit die Verantwortung übernommen hat. So wird die Befriedigung verständlich, mit der er bei seinem letzten Besuch Erklärungen des Führers über den voraussichtlichen Beginn der Vergeltung entgegengenommen hat.

Als er von seinem Neujahrsbesuch beim Führer zurückkommt, ist er wie stets voller Hoffnung und Zuversicht. Er strahlt. Er ist ganz quecksilbrig vor Tatendrang und Mitteilungsbedürfnis. Noch auf dem Bahnhof sagt er:

„Der Führer und ich haben, über eine große Karte von London gebeugt, die Quadrate mit den lohnendsten Zielen abgesteckt. In London wohnen auf engem Raum fast doppelt so viel Menschen als in Berlin. Ich weiß, was das bedeutet. Und London hat seit 3½ Jahren keinen Alarm mehr gehabt. Was glauben Sie, was das für ein furchtbares Erwachen gibt. W i r sind ja jetzt sozusagen im Training. W i r kennen die Taktik und die Angriffsmittel des Gegners ganz genau und haben uns darauf eingestellt. Aber die englische Abwehr muß nun ganz von vorn wieder anfangen. Und in 3½ Jahren kommt die technische Entwicklung ein gutes Stück voran.

Die Angriffsmittel, die wir einsetzen, sind vollkommen neuartig. Da gibt es keine Abwehr und keinen Alarm. Da hilft keine Flak und keine Sirene. Rums haut es rein in die ahnungslose Großstadt. Ich kann mir die moralische Wirkung solcher Angriffe garnicht furchtbar genug vorstellen. Denn wir sind, wie gesagt, Kummer gewohnt. Der Mensch stumpft doch in einem erschreckenden Maße ab. Aber die Engländer glauben jetzt, sie hätten den Sieg schon in der Tasche. Umso schockartiger muß unsere Vergeltung wirken. Und — wer weiß? — vielleicht ergeben sich sogar schwerwiegende politische Folgen.

Alles kommt jetzt nur darauf an, daß wir eine möglichst große Zahl der neuen Waffen in möglichst kurzer Zeit herstellen können. Unsere deutschen Erfinder und Wissenschaftler sind ja einfach unbezahlbar. Sie haben ganze Arbeit geleistet. Wenn nur unsere Produktion jetzt mitkommt. Auf das Luftfahrtministerium ist dabei leider ebenso wenig Verlaß wie auf den Vierjahresplan. Zum Glück haben wir aber auch noch Speer. Der wird es schon schaffen.

Freilich hängen uns dabei wieder die Luftangriffe wie ein Klotz am Bein. Wir schuften und schuften wie die Ameisen, denen jemand voller Bosheit immer wieder mit dem Spazierstock in ihren kunstvoll errichteten Haufen pickt. Gewiß geht die Produktion weiter trotz der Luftangriffe, aber eben doch langsamer und jedenfalls nicht so schnell wie ich das gerne möchte. Vor einem halben Jahr lagen die Konstruktionszeichnungen der Vergeltungswaffen schon fix und fertig dem Führer vor. Und noch heute sind wir nicht so weit, daß wir den Zeitpunkt ihres Einsatzes auch nur mit einiger Genauigkeit bestimmen können."

Ich frage erstaunt, warum man dann schon jetzt die Planquadrate auf der Karte von London abstecke. Er lächelt:

„Die Vergeltung fängt langsam an. Wir werden zunächst, und zwar in wenigen Wochen, normale Bombenangriffe auf London fliegen. Auch das wird schon zunächst eine Sensation für die Engländer sein. Sie nehmen ja doch an, daß unsere Luftwaffe schon mit keinem Bein mehr auf die Erde kann. Passen Sie auf, der Luftkrieg wird bereits dann ein ganz anderes Aussehen bekommen. Ein Kampf, bei dem beide Gegner Senge kriegen, macht natürlich längst nicht so viel Spaß als einer, bei dem bloß immer der andere was auf den Kopf bekommt. Ich habe jedenfalls die feste Zusage vom Führer, daß es in wenigen Wochen losgeht. Der Luftkrieg ist zur Zeit das Problem der Probleme. Wenn wir hier erstmal wieder etwas Luft haben, dann werden wir auch die anderen Möglichkeiten, die sich uns bieten, ganz anders ausnutzen können".

Ich sehe zwar nicht recht, wie sich durch ein paar Vergeltungsflüge nach London — denn mehr als hundert Bomber können wir bestimmt nicht mehr auf die Beine stellen — die ganze Kriegslage schlagartig zu unseren Gunsten verschieben soll, aber der Minister ist so bis an den Rand mit der bekannten FHQ-Zuversicht gefüllt, daß sein Optimismus nicht zu erschüttern ist.

DEUTSCHLAND IST NOCH IM SPIEL

Ciano wird erschossen — Nochmals im Führerhauptquartier — Der Reichsmarschall baut einen neuen Bunker — Die Landung bei Nettuno — Eine Zeitungsente der Prawda — Wie denkt die englische Führung? — Lord Rothermere und Lord Vansittard — Lord Ridsdale und seine Töchter — Sir John Simon

13. Januar 1944.

Ciano und Konsorten sind nach kurzem Prozeß in Verona erschossen worden. Es hatte zwischen den fanatischen alten Faschisten, die den Tod des Verräters kategorisch forderten, und Mussolini, der sich nicht entschließen konnte, den Mann seiner Tochter der verdienten Strafe zuzuführen, einen harten Kampf gegeben, ehe das Todesurteil vom Duce unterschrieben wurde. So verständlich Mussolinis Empfindungen als Familienvater auch sein mögen, so deutlich zeigt doch sein wochenlanges Zaudern und unschlüssiges Überlegen, daß der Mann, den unsere Fallschirmjäger aus den Abruzzen holten, nicht der Duce von einst, sondern ein gebrochener, lebensmüder, alter Mann ist. Der Verrat, der aus seiner engsten Umgebung, ja der eigenen Familie kam, hat ihm moralisch wohl doch einen solchen Stoß versetzt, daß er sich davon kaum wieder erholen wird.

Dem Minister ist die Hinrichtung des ehemaligen faschistischen Außenministers Anlaß, ausführlich über diesen Hauptdrahtzieher des Verrates am Duce und an uns zu sprechen. Er kennt ihn von seinen verschiedenen Besuchen her gut und hält ihn für die Inkarnation des Bösen, das Sinnbild des italienischen Zerfalls, die leibhaftige Korruption und Gemeinheit.

„Man muß", sagt er, „mit dem Werden und Wirken seines Vaters beginnen, will man das Bild dieses abgefeimten Bösewichtes vollständig machen. Er baute Schiffe. Und zwar mit weniger Fachkenntnis als Geschäftstüchtigkeit. Seine große

Stunde schlug, als es ihm gelang, durch Bestechung einen Millionenauftrag vom italienischen Staat zum Bau einiger Kriegsschiffe zu erhalten.

Die staatlichen Millionen steckte er statt in die Panzerung der Schiffe — hinter die Panzerung seines Geldschrankes. Denn später stellte es sich heraus, daß die Panzerung seiner Schiffe zwei Zentimeter weniger betrug als bestellt und auch bezahlt worden war. Dieser Mangel konnte übrigens der italienischen Landesverteidigung wenig Schaden zufügen, da kaum eines der Ciano'schen Kriegsschiffe seine Jungfernfahrt überlebte. Ciano senior aber hatte sich nicht nur ein ansehnliches kleines Vermögen, sondern auch den — Grafen-Titel verdient. So also sah der Anfang der Ciano'schen Familiengeschichte aus.

Ciano seniors Sohn Galeazzo blieb der Familientradition treu. Er wurde Diplomat. Der Faschismus war ihm mit seinen sozialistischen Tendenzen im tiefsten Herzen verhaßt. Aber er war eine Realität, mit der man rechnen konnte. Und die Persönlichkeit Mussolinis war für italienische Verhältnisse so monumental und schien so unerschütterlich, daß er es für das Klügste hielt, sich ihr zu verbünden. Wie sein Vater besaß er die Gabe, eine Chance zu erkennen und sie ohne viel Skrupel auszunützen. Diese Chance bot sich ihm, als er Edda Mussolini kennen lernte, eine natürliche Tochter des Duce. Der Graf hatte keine Bedenken, sie zu heiraten, mit dem Erfolg, daß der kleine Gesandtschaftsattaché in kürzester Frist zum Außenminister des faschistischen Italiens avancierte.

Es ist nicht ganz klar, ob Edda Mussolini schon damals das verkommene Frauenzimmer war, als das sie später internationalen Ruf erlangte. Sicher ist, daß Donna Rachele, Mussolinis einfache aber gesunde, bäuerliche Frau, seit jeher gegen diese Frucht einer außerehelichen Liebe ihres Mannes eine tiefe Abneigung hegte. Auch ihrem gräflichen Schwiegersohn begegnete sie mit einem Mißtrauen, das sich später als nur zu gerechtfertigt erwies. Diese natürlich empfindende, derbe, ehrliche Bauerntochter war es, die ihrem Manne immer wieder Vorhaltungen machte, als das Ehepaar Ciano allmählich zu einem Schandfleck des Faschismus und des italienischen Staates wurde.

Nicht nur, daß sich die beiden allen Genüssen und Ausschweifungen hingaben, der Graf machte auch bald durch allerlei Schiebungen im Stile seines Vaters übel von sich reden. Von den zahlreichen Manövern dieser Art, die im Volk allgemein bekannt waren, und die den Kredit der faschistischen Partei naturgemäß erschütterten, sei nur eines erwähnt:

Als die Weltausstellung in Rom stattfinden sollte, und Ciano in seiner Eigenschaft als Kabinettsmitglied davon Kenntnis erhielt, sorgte er dafür, daß der entsprechende Beschluß der Regierung so lange geheim gehalten wurde, bis er das gesamte Gelände, das für die Ausstellung vorgesehen war, in seinen Besitz gebracht hatte. Mit der Verkündung des Regierungsbeschlusses schnellten die Preise der betreffenden Grundstücke natürlich in die Höhe. Ciano verkaufte, was er für einen Pappenstil an sich gebracht hatte, und war im Handumdrehen um einige Millionen reicher.

Doch Mussolini liebte seine Tochter Edda und sah ihr und ihrem Mann alle Verfehlungen, auch die skandalösesten nach: Er verlieh ihm sogar hohe Auszeichnungen für seine Heldentaten während des Krieges, obwohl diese ausschließlich der Phantasie bestochener Presseleute entsprungen waren, und Ciano als Kampfflieger höchstens mal mit Maschinengewehren und Bordkanonen Treibjagd auf speerbewaffnete abessinische Wilde gemacht hatte.

Als dann der Krieg für Italien schief zu gehen begann, war er der erste, der versuchte, auszusteigen und den bergab rollendem italienischen Staatswagen mit seinem Schwiegervater auf dem Kutschbock noch einen kräftigen Fußtritt zu geben. Schon lange vor dem 25. Juli hat er mit Mussolinis Feinden im In- und Ausland gemeinsame Sache gemacht und dem Mann nach dem Leben getrachtet, dem er nicht nur Stellung und Reichtum verdankte, sondern dem er auch durch verwandtschaftliche Beziehungen eng verbunden war. Als er nach der denkwürdigen Sitzung des faschistischen Großrates, auf der der Duce gestürzt wurde, den Saal verließ, legte ihm der Präsident des Großrates die Hand auf die Schulter und sagte: Sie sind sich doch wohl klar, daß diese Sache nur mit Blut abgewaschen werden kann.

Und so kam es auch. Der Verrat klappte dank unseren sofortigen Gegenmaßnahmen nicht wie vorgesehen. Rom blieb in deutscher Hand. Und mit ihm Graf Ciano. Der Rache seiner Landsleute entzog er sich durch Flucht nach Deutschland. Er wurde sehr vornehm und standesgemäß interniert. Nun setzte Edda alle Hebel in Bewegung, um mit ihrem Mann aus der deutschen Falle herauszukommen. Sie bestürmte den Führer, beschwor ihn unter Berufung auf die Freundschaft mit ihrem Vater, sie mit ihrem Mann über Spanien nach Südamerika ziehen zu lassen.

Der Führer kannte die beiden zu genau, um nicht zu wissen, daß sie trotz aller unter feierlichen Eiden abgegebenen Loyalitätserklärungen sofort der Feindagitation in die Hände

fallen und etwa erklären würden, Ciano sei mit vorgehaltener Pistole zur Unterzeichnung des Stahlpaktes gezwungen worden. Als Edda daher so nicht zum Ziel gelangte, spielte sie verrückt und begann, das Mobiliar in ihrem Palais in München zu zerschlagen. Darauf wurde ihr mitgeteilt, sie könne in ihrer Behausung tun und lassen, was sie wolle; sie bekäme jedoch nichts ersetzt und müsse eben auf dem Boden sitzen und aus dem Blechnapf essen, wenn der letzte Stuhl und der letzte Teller zerschlagen sei.

Noch eine letzte Audienz erwirkte Edda beim Führer. Sie erschien zu derselben mit einem großen Koffer voller Lira-Noten, die ihr der Führer in echte Devisen umtauschen lassen sollte. Er lehnte ab. Darauf bot sie ihm eine nicht unbeträchtliche Summe, die er für sich von dem Betrag als „Vermittlungsgebühr" einbehalten dürfe. Der Führer schlug sie nicht ins Gesicht, wie das gewiß jeder anderen außer der Tochter Mussolinis passiert wäre; aber er schmiß sie raus. Und als sie in München wieder zu rasen begann, wurde sie in eine Nervenheilanstalt verbracht. Ihren Mann verhaftete man wegen dringenden Fluchtverdachtes.

25. Januar 1944.

Schon wieder im FHQ. Bereits die zweite Ostpreußen-Reise in diesem Monat. Noch vor einem Jahr gehörte eine Fahrt ins FHQ zu den ungewöhnlichen Ereignissen im Leben des Ministers. Und nur zu ungewöhnlichen Anlässen wurde er gerufen. Meist mußte er sich wochenlang vorher und dann auch noch oft vergeblich bemühen, beim Führer vorgelassen zu werden Heute ist es selbstverständlich, daß der Führer nicht nur jedes besondere Ereignis mit ihm bespricht, sondern daß er auch das Bedürfnis hat, sich in regelmäßigen, immer kürzer werdenden Abständen mit ihm zu beraten.

Im FHQ wird gebaut. Es wimmelt wie in einem Ameisenhaufen. Überall sind die khakifarbenen OT-Arbeiter am Werk. Viele hundert von ihnen sind damit beschäftigt, neue Bunker zu bauen, alte zu verstärken. Die Betondecken der bereits stehenden Bunker werden auf eine Stärke von 5 Metern gebracht. So kann man einem Angriff selbst mit den schwersten zur Zeit beim Feind vorhandenen Bomben getrost entgegensehen. Auch die sonstigen Sicherheitsmaßnahmen wurden laufend verbessert und verstärkt. Nach unserem gelungenen Unternehmen vom Gran Sasso hält man sich die Möglichkeit eines ähnlichen Handstreiches von feindlicher Seite vor Augen.

So ist mehr Militär, ausgerüstet mit den modernsten Waffen, in die nahe Umgebung des FHQ gelegt worden. Das dreifache Sperrkreis-System wurde verbessert, neue Zäune und Barrikaden errichtet, die Minenfelder vervollkommnet. Man kann heute praktisch keinen Schritt von den erlaubten Wegen abweichen, ohne in die Luft zu gehen. Diese 100%ige Sicherung hat nur einen Nachteil: Es kracht jetzt rings ums Führerhauptquartier, wenn nämlich eine Wildsau, ein Reh oder auch bloß ein harmloses Karnickel auf eine der unzähligen Minen läuft. Zu dumm, daß sich die Tiere nicht um die Warnschilder und Verbotstafeln kümmern.

Die vielen Soldaten, die als Schreiber, Wachtposten und Ordonnanzen das FHQ bevölkern, sehen noch immer pausbäkkig und wohlgenährt aus. Es handelt sich bei ihnen keineswegs um Versehrte oder sonst beschränkt Einsatzfähige. Sie alle sind frontverwendungsfähig. Dienst im FHQ gilt als „Osteinsatz" und wird mit Ostzulage und anderen Vergünstigungen belohnt. „Ja, ja", sagt Schwägermann beim Essen, das von unveränderter Güte und Reichhaltigkeit ist, „das Leben hier ist gefährlich ... wie leicht kann man sich den Magen verderben."

Das gewohnte friedlich harmonische Bild wird zur Zeit nur durch die gesteigerte Bautätigkeit beeinträchtigt. Ihr Zentrum ist ein riesiger neuer Bunkerkomplex für den Reichsmarschall. Er kann sich nicht wie der Führer mit einem einzelnen Bunker begnügen, sondern braucht für sich und sein Gefolge gleich eine ganze Reihe von betongepanzerten Palästen.

Die Stimmung im FHQ ist nicht nur zuversichtlich wie immer, sondern ausgesprochen gehoben. In der Nacht zum 22. Januar hat der erste größere Angriff auf London seit dem Blitz von 1940 stattgefunden. Etwa hundert Bomber haben die Stadt in mehreren Wellen mit gutem Erfolg angegriffen. Die eigenen Verluste waren minimal. Die Angriffe sollen wiederholt werden. Man betrachtet sie hier als den Anfang der Vergeltung, ohne jedoch in der Öffentlichkeit davon zu sprechen. Lediglich der OKW-Bericht hat die Tatsache nüchtern und sachlich als solche verzeichnet. In der Presse wird kein Triumphgeschrei darüber erhoben, ja überhaupt auf jeden Kommentar verzichtet.

Wir sehen Luftaufnahmen von den erzielten Treffern und entstandenen Bränden. Der Doktor betrachtet diese Bilder immer wieder mit tiefer Befriedigung. Es ist ja wirklich nicht viel, was unsere Bomber da angerichtet haben. Aber wenn man in einem Boxkampf Runde auf Runde vom Gegner mit Gesichts- und Körperhaken eingedeckt wird, daß einem beinahe die Puste ausgeht, dann ist die Freude doppelt groß, wenn es schließlich

gelingt, auch selbst wieder einmal einen Treffer auf der Kinnspitze des Gegners zu erzielen.

So ist es auch verständlich, daß er begierig auf die Reaktion der britischen Öffentlichkeit wartet und zutiefst enttäuscht ist, daß außer einem ganz sachlichen amtlichen Kommuniqué des britischen Luftfahrtministeriums nichts, aber auch garnichts über die materielle und moralische Wirkung dieses unseres ersten Angriffes von jenseits des Kanals verlautet. Bei jeder Telegramm-Vorlage fragt er: „Ist etwas über London dabei?" Und jedesmal muß ich verneinen.

Ich kann ihm nicht einmal die Freude machen, ihm wenigstens die Schilderung eines neutralen Reisenden aus irgendeinem Schweizer oder schwedischen Blatt vorzulegen. Von jedem Angriff auf deutsches Gebiet ist gleich am nächsten Tag die neutrale Presse voll, und die englischen Zeitungen übernehmen natürlich mit Freuden jeden solcher Augenzeugenberichte. Die Nachrichten- und Presselenkung scheint eben doch drüben besser und straffer organisiert zu sein als bei uns.

„Ich werde", sagt der Minister, „in Zukunft noch rigoroser in der Sperrung aller Meldungen und Informationen über Luftkriegsschäden sein. Da haben wir an die hundert ausländische Pressevertreter in Berlin sitzen, die von vorn und hinten von uns poussiert werden. Und was ist der Erfolg? Was Günstiges über uns schreiben sie doch nicht. Aber wenn wieder eine unserer Städte von den Engländern zerstört wird, dann telefonieren sie die ganze Nacht mit ihren Redaktionen in Bern oder Stockholm, weil sie genau wissen, daß sich ihre englischen Freunde über jede Zeile, die von unserem Unglück berichtet, freuen. Das hört jetzt auf. Ich habe das Geschwätz unserer Herren satt, daß selbst solche Luftkriegsberichte für uns noch in gewissem Sinne günstig wirkten. Von jetzt an gelangt keine Zeile mehr darüber ins Ausland. Wir haben vor aller Welt das Odium auf uns genommen, die Pressefreiheit durch Pressegängelung ersetzt zu haben. Und jetzt sollen wir uns vom demokratischen England vormachen lassen, wie man Nachrichtensperren verhängt?"

Unsere wiedererwachte Aktivität in der Luft ist also d a s Gesprächsthema im FHQ. So sehr man diesen Lilliput-Angriff auf London überschätzt, so wenig Sorgen macht man sich über ein Ereignis auf dem italienischen Kriegsschauplatz. Nachdem sich die englische achte Armee am elastischen Widerstand der wenigen deutschen, von Kesselring wirklich meisterhaft geführten Divisionen festgerannt hat, haben die Amerikaner auf der rechten deutschen Flanke eine überholende Landung durch-

geführt. Bei Nettuno, südlich Rom, entwickeln sich die Landungskräfte unter außerordentlich starker Flieger- und Artillerieunterstützung von See her sehr langsam und vorsichtig, wie es ja stets die amerikanische Taktik ist. Die Herren im FHQ sehen der Entwicklung wie üblich „mit ruhiger Zuversicht" entgegen. Man hofft, die Amerikaner wieder ins Meer zurückwerfen zu können.

„Wenn uns das gelänge", sagt der Minister, „so wäre das für uns nicht nur ein schöner militärischer, sondern auch ein propagandistischer und moralischer Erfolg, der von großer Tragweite sein kann. Einmal sieht die anglosächsische Welt augenblicklich voller Spannung auf den Ausgang des Nettuno-Unternehmens, weil es gewissermaßen eine Generalprobe für die bevorstehende Invasion auf dem europäischen Festland ist. Die Meinung für die Invasion ist ja, zumindest in England, nicht sehr groß, weil dies Unternehmen ungewiß und auf jeden Fall mit hohen Blutopfern verbunden ist. Gelänge es uns, die jetzt bei Nettuno gelandeten Kräfte zu vernichten, so würde man in England mit noch größerem Unbehagen an die von Stalin geforderte Invasion herangehen.

Aber ein Erfolg bei Nettuno könnte auch noch andere Wirkungen haben. Uns ist seit Stalingrad jeder, auch der kleinste militärische Erfolg versagt geblieben. Dagegen sind unsere politischen Chancen ungeheuer gestiegen, wie Sie wissen. Die Lage ist tatsächlich in jeder Beziehung so wie in unserem innerpolitischen Kampf um die Macht gegen Ende des Jahres 1932. Damals kamen wir trotz unserer Niederlagen an die Macht, weil wir die ausschlaggebende Kraft zwischen der Reaktion und dem Kommunismus, das Zünglein an der Waage, waren, und diese Lage geschickt auszunutzen verstanden.

In diese Zeit fiel ein an sich unbedeutendes politisches Ereignis: der Wahlkampf in Lippe. Wir mußten damals einen, wenn auch noch so kleinen Erfolg erringen, um zu zeigen, daß wir noch da waren, daß wir noch eine Macht darstellten, mit der man rechnen mußte. Wir machten alle Anstrengungen. Der Führer, ich und unsere besten Redner sprachen jeden Tag, selbst in kleinsten Städten und Dörfern des lippeschen Landes. Und wir siegten! Und mit diesem, an tatsächlichem Umfang kleinen aber in seiner Wirkung bedeutenden Erfolg kamen wir tatsächlich an die Macht.

Nun, — Nettuno könnte vielleicht in diesem Krieg die Rolle des Lipper Wahlkampfes von damals spielen. Es ist mir gelungen, den Führer davon zu überzeugen, daß alle Anstrengungen gemacht werden müssen, bei Nettuno zu einem vollen Er-

folg zu gelangen. Denn es wird allerhöchste Zeit, daß wir uns energisch daran machen, unsere politischen Möglichkeiten auszunutzen. Bisher ist in dieser Beziehung leider noch garnichts geschehen. Wir haben nicht mehr viel Zeit zu verlieren."

27. Januar 1944.

In der internationalen Nachrichtenpolitik hat es eine Sensation ersten Ranges gegeben. Die „Prawda", das offiziöse Organ des Kreml, von der bekannt ist, daß Stalin selber an ihrer Redaktion nicht unerheblich beteiligt ist, veröffentlichte vor einigen Tagen eine Meldung aus Madrid des Inhaltes, daß sich dort Vertreter der Westmächte inoffiziell mit deutschen Diplomaten getroffen hätten, um sich über die Möglichkeiten eines Separatfriedens zwischen den Westmächten und Deutschland zu unterhalten. Die Meldung erschien ohne Kommentar und ohne besondere Aufmachung unter „Nachrichten aus dem Ausland". Sie erregte natürlich, obwohl kein wahres Wort an ihr war, ungeheures Aufsehen.

Auf den Minister wirkt sie wie eine starke Droge. Als er mich zur Besprechung des Nachrichtenmaterials hereinruft, unter dem sich auch die bewußte Prawda-Meldung befindet, ist er ganz aufgeregt. Er hat sie zu oberst auf den Stoß von Telegrammen gelegt. Sie ist — Zeichen höchster Bedeutsamkeit — mit einem dicken Strich seines Grünstiftes durchstrichen. Außerdem hat er sie noch am Rande mit mehreren starken Ausrufungszeichen versehen. Er sieht mich bedeutungsvoll an, schlägt mit dem Handrücken gegen das Blatt, das er in die Hand genommen hat, und sagt:

„Das ist die wichtigste Meldung, die es im Augenblick geben kann. Natürlich ist sie — ich muß schon sagen: leider Gottes — von A bis Z erlogen. Es entsteht die Frage: Was bezweckt Stalin — denn niemand anders als dieser schlaue Fuchs steckt dahinter — mit dieser Ente? Es gibt drei Möglichkeiten:

1. Er glaubt selbst an ihre Echtheit (was völlig unwahrscheinlich ist). 2. Er will von den Westmächten hören, was sie dazu sagen. Werden sie sich bei der Dementierung drehen und winden und dadurch ein schlechtes Gewissen verraten? Oder werden sie entrüstet protestieren und ihre Bündnistreue nicht nur durch Worte, sondern auch durch die Beschleunigung ihrer Invasionsvorbereitungen bekräftigen? 3. Er will den Westmächten das, was er selbst zu tun beabsichtigt,

in die Schuhe schieben und sich ein Alibi schaffen, wenn er nun selbst versucht, mit uns ins Gespräch zu kommen.

All diese Fragen können wir zur Zeit nicht beantworten. Wir müssen jetzt die Entwicklung aufmerksam verfolgen. Jedenfalls ist sie eine neue Bestätigung dessen, was ich seit langem vorhergesagt habe: die Alliierten bedrohen sich gegenseitig mit der Möglichkeit, sich mit uns zu verständigen. Selbstverständlich darf nichts von dieser sensationellen Meldung an unsere Öffentlichkeit gelangen. Auch dem Ausland gegenüber müssen wir vollkommenes Stillschweigen bewahren und dürfen mit keiner Silbe verraten, wie sehr wir an der in Gang befindlichen Entwicklung interessiert sind. Also: Gesperrt für In- und Ausland. Sie bürgen mir dafür, daß hier wirklich keine Panne passiert."

Beim Abendessen ist er dann zum Bersten mit Gedanken, Einfällen und Erinnerungen erfüllt. „Wie gut", sagt er, „daß wir jetzt noch im Spiel sind! Welche Möglichkeiten bieten sich! Wir sind tatsächlich das Zünglein an der Waage geworden, um dessen Gunst sich beide Seiten bemühen, während sie uns beide gleichzeitig noch mit äußerster Erbitterung bekämpfen. Jetzt heißt es klug handeln und alle Chancen ausnützen. Natürlich wird das garnicht einfach sein. Vor allem müssen wir bald handeln. Wir müssen meines Erachtens unsere Entscheidung treffen, bevor die Invasion im Westen Tatsache wird.

Natürlich könnte sie, wenn sie abgeschlagen wird, unsere Chancen noch verbessern. Gelingt sie aber, dann sind die Aussichten, zwischen den beiden, sich in entgegengesetzter Richtung drehenden Mahlsteinen des Ostens und des Westens nicht zerrieben zu werden, sehr gering. Dieses Risiko also müßte tunlichst vermieden werden. Die Entscheidung bedarf reiflicher Erwägung. Denn ist sie erst einmal gefallen, kann sie nicht mehr revidiert werden.

Sie wissen ja, daß ich gefühlsmäßig mehr einer Einigung mit den Westmächten zuneige, obwohl ich mir heute verstandesmäßig sagen muß, daß der Zeitpunkt dafür aus vielerlei Gründen versäumt ist. Vor dem Kriege gab es in England eine ganze Reihe einflußreicher Torries, die völlig mit der vom Führer vertretenen deutsch-englischen Verständigungspolitik übereinstimmten. Sir Oswald Mosley rechne ich dabei garnicht mit. Er war ein Außenseiter von geringer politischer Bedeutung. Der Faschismus ist ein Kraut, das auf dem Boden der britischen Inseln nicht gedeiht. Er paßt nun einmal nicht zum Engländer. Und was Mosley drüben mit seinen Schwarzhemden anstellte, das schadete uns mehr als es uns nützte. Viel wichtiger waren

für uns eine ganze Reihe von Konservativen, die nicht nur aus echter Sympathie zu Deutschland, sondern auch aus Gründen der politischen Zweckmäßigkeit für ein enges Zusammengehen mit Hitler plädierten, obwohl sie mit ihm ideologisch nichts Gemeinsames hatten.

Ich denke da an Männer wie die Lords Rothermere, Londonderry, Ridsdale, Beaverbroke und andere. Mit ihnen waren wir uns völlig einig. Das gegenseitige Gentleman-Agreement sah etwa so aus: Wir hätten in Europa mehr oder weniger freie Hand bekommen und dafür gesorgt, daß hier keine Macht dem englischen Empire gefährlich werden könnte. Vor allem hätten wir aber die Zustimmung, unserem historischen Expansionsdrang nach dem Osten freien Lauf zu lassen. Dafür hätten wir mit unserer Wehrmacht die Garantie des britischen Empire übernommen und 20—30 Divisionen jeweils an die brenzlichen Punkte des englischen Herrschaftsbereiches entsandt.

Wir wollen uns doch klar sein, daß für die meisten der von England beherrschten Völker — im Gegensatz zu der von uns seit Kriegsbeginn notgedrungen betriebenen Propaganda — diese Herrschaft höchst segensreich ist. Das ganze Theater beispielsweise um die indische Freiheit und Unabhängigkeit ist doch der reine Humbug. Würde sie einmal Tatsache, und daran besteht bei dem jetzt in Gang befindlichen englischen Machtzerfall kein Zweifel, so würde das für die bedauernswerten Inder nicht Glück und Frieden, sondern Mord und Totschlag bedeuten. Nein, die englische Weltherrschaft hat schon etwas Bewunderungswürdiges.

Ich habe mich ja seit je zu der englischen Welt, die in ihren Grundzügen so viel mit der römischen gemeinsam hat, hingezogen gefühlt. Und mich hat immer mit den Männern, von denen ich vorhin sprach, eine ehrliche Zuneigung verbunden. Besonders gut verstand ich mich mit Sir John Simon. Und die Sympathie, die ich ihm entgegenbrachte, beruhte offensichtlich auf Gegenseitigkeit. Er sagte mir einmal nach einem von beiden Seiten sehr lebhaft geführten politischen Gespräch, ich könne dem Temperament nach ein Waliser sein. Ich weiß nicht, ob er mir damit etwas Nettes oder Boshaftes sagen wollte, denn die Waliser sind ja bekanntlich in England nicht sehr beliebt. Jedenfalls ergänzte er diese Bemerkung dahin, daß ich ihn in vielem an Lloyd George erinnere, welcher Vergleich gewiß nicht kränkend ist. Ich hätte nicht nur sein Waliser Temperament, seine glänzende Rhetorik, sondern selbst seine körperliche Statur, der auf einem schmächtigen Körper gleichfalls einen mächtigen Schädel trug.

Die Gespräche in diesem Kreis waren jedenfalls äußerst fruchtbar und zugleich ein wahrer Genuß. Welch Gegensatz zu den Debatten im Salon der Frau v. Dircksen. Auch da saßen Konservative, die gleiche soziale Schicht, wie sie von unseren englischen Freunden vertreten wurde. Aber während man dort nur Hohlheit, Phrase und Standesdünkel begegnete, fand man hier Tradition, gesunden Menschenverstand, ja staatsmännische Weisheit.

Ich sah Männer wie Lord Kimsley, Lord Londonderry und Lord Rothermere stets gern in meinem Hause zu Gast. Rothermere, der Besitzer der Daily Mail, war eine besonders interessante Erscheinung. Er war mit einer Prinzessin Hohenlohe verheiratet, einer geborenen Ungarin, die vor ihrem plötzlichen Aufstieg in die höchste Gesellschaft Zimmermädchen in einem Wiener Hotel gewesen sein soll. Ob's stimmt, weiß ich nicht, jedenfalls stammte sie nicht aus den Kreisen, in denen sie sich später so sicher bewegte.

Sie muß nicht nur außerordentlich reizvoll, sondern auch besonders klug, geschäftstüchtig und energisch sein. Denn wie Rothermere lächelnd zugab, war sie es, die seinen Zeitungskonzern praktisch leitete. Die Zeitungen seines Konzerns haben uns nach der Machtübernahme sehr geholfen und viel dazu beigetragen, daß das Dritte Reich auf dem Gebiet der internationalen Politik gewissermaßen salonfähig wurde. Der Chef-Reporter der Daily Mail, Ward Price, war es auch, dem der Führer als erstem ausländischen Journalisten ein persönliches Interview gewährte.

Mir machte Rothermere das Angebot, eine Vortragsreise durch England für mich zu organisieren. Ich hätte jeweils immer nur in kleinem Kreise, in Clubs oder auf privaten Gesellschaften in zwangloser Form gesprochen, wie ich das etwa auch in meinem Hause tat, wenn englische Freunde oder Bekannte zu Gast waren. Natürlich hätten sich meine Darlegungen in dieser Form sehr wesentlich von meinen Sportpalastreden unterschieden. Ich wäre ganz auf die englische Geistesart eingegangen, was mir durchaus liegt. Ich bin überzeugt, nach einer vierwöchigen Vortragsreise, wie Rothermere und ich sie planten, wäre eine Welle von Sympathie und Verständnis für uns durch die Reihen der Oberen Zehntausend in England gegangen.

Ich hätte in vertraulichen Gesprächen mit allen Vorurteilen und Verleumdungen aufräumen können, die von bestimmter Seite bewußt verbreitet wurden, um eine deutsch-englische Verständigung unmöglich zu machen. Leider hat ja dann später

diese Richtung die Oberhand behalten und alle ehrlichen Bemühungen auf beiden Seiten waren vergebens. Unser Plan scheiterte damals daran, daß ich kein Englisch konnte. Hätte ich in meiner Jugend statt eines humanistischen ein Realgymnasium besucht, oder hätte ich mir ein halbes Jahr ausschließlich dafür Zeit genommen intensiv englisch zu lernen, vielleicht wäre alles ganz anders gekommen. Wir hatten damals die starke Hoffnung, daß Rothermere größeren Einfluß auf die englische Politik bekommen oder gar Premierminister werden würde. Dann wäre es nie zu einem deutsch-englischen Kriege gekommen.

Aber selbst mit einem Lord Vansittard kam ich damals ausgezeichnet zurecht. Ich entsinne mich noch genau des Nachmittages, als er uns draußen in Schwanwerder besuchte. Ich hatte eine lange, interessante Unterhaltung mit ihm und gewann damals den Eindruck eines sehr klugen, weit gebildeten und im Umgang recht angenehmen Menschen. Nur seine Hände gefielen mir nicht. Ihre Haut war — wie auch bei Clemenceau — welk, schlaff und mit Flechten bedeckt, Hände, die man sich anzufassen ekelt. Sogar mit dem bigotten Halifax verstand ich mich recht gut. Auf einer Nachmittagsgesellschaft in der englischen Botschaft in Berlin, die mir noch gut in Erinnerung ist, sprach ich mit ihm und Henderson stundenlang über deutsch-englische Probleme in der freundschaftlichsten Weise. Wir fanden keinen Punkt, in dem wir nicht bei dem damals noch auf beiden Seiten vorhandenen guten Willen zu einer Übereinkunft hätten gelangen können.

Lord Beaverbroke lernte ich bei einem seiner Besuche beim Führer auf dem Berghof kennen. Er gehörte zu dem kleineren Kreis englischer Konservativer, die dem Führer in Verehrung und Freundschaft besonders eng und herzlich verbunden waren. Sie waren häufige Gäste des Führers. Wir hatten eine lange, ernsthafte Unterhaltung hinter uns und gingen nun zu dritt in leichtem, freundschaftlichem Gespräch im Freien ein paar Schritte auf und ab.

„Sagen Sie, Herr Hitler", sagte Beaverbroke plötzlich scherzend, „was verdient der Doktor eigentlich bei Ihnen?"

Der Führer erwiderte lachend, das wüßte er nicht, er solle mich doch selber fragen. Ich wußte nicht, worauf der Zeitungslord heraus wollte und gab eine ausweichende Antwort.

„Nun, ganz gleich", sagte Beaverbroke, „ich will Sie Herrn Hitler wegengagieren und biete Ihnen unbesehen das zehnfache Gehalt."

„Abgemacht!" rief ich im Scherz und streckte Beaverbroke die Hand entgegen. Statt dessen ergriff der Führer sie schnell und sagte: „Ich überbiete", worauf Beaverbroke resigniert und scheinbar schmollend die Schultern zuckte.

Ein anderer intimer Freund und zugleich glühender Verehrer des Führers war der alte Ridsdale, eine wirklich bezaubernde Erscheinung. Der Führer liebte den alten Herrn wegen der Schönheit seines edlen, wahrhaft aristokratischen Gesichtes. Dazu waren seine Umgangsformen so bestrickend liebenswürdig und zugleich unauffällig, mit einem Wort vornehm, wie sie nur durch die von der Tradition vieler Generationen getragene Erziehung des englischen Adels erzielt werden können.

Eine Geistesleuchte war Lord Ridsdale freilich nicht und er hat wohl seinen Platz im englischen Oberhaus mehr schlecht als recht ausgefüllt. Er gehörte vermutlich zu den 500 von insgesamt etwa 700 englischen Peers, die von ihrem verfassungsmäßigen Recht, einen Sitz im Oberhaus einzunehmen, nicht viel öfter als einmal in ihrem Leben Gebrauch machen nämlich zu ihrer Antrittssitzung. Sicher gehörte er zu den überzüchteten, vielleicht sogar dekadenten und morbiden Vertretern der englischen Herrschaftsschicht. In seinen Töchtern jedoch lebte die starke Vitalität seines Geschlechtes noch einmal auf und zeigte in der Divergenz und Überspanntheit ihrer politischen Aktivität alle Konflikte seiner Klasse in einer Zeit, in der sie heute bereits wie ein Anachronismus wirkt und wahrscheinlich zum Untergang verurteilt ist.

Von diesen Töchtern, vier an der Zahl, muß ich ein wenig erzählen. Sie hatten alle vom Vater den Hang zur Politik geerbt und gaben sich ihm, im Gegensatz zum Vater, mit großer Leidenschaft hin. Eine war immer radikaler und fanatischer als die andere, aber keine vertrat die gleiche Richtung. Während der alte Lord, der Tradition der Familie entsprechend, der konservativen Partei angehörte, begab sich die eine seiner Töchter ins liberale Lager, wo sie eine beachtliche Aktivität entwickelte.

Eine zweite, Dinah mit Namen, wurde Faschistin. Nachdem sie anfänglich mit einem schwerreichen Bieraristokraten verheiratet war, lernte sie den britischen Faschistenführer, Sir Oswald Mosley, kennen. War es nun der Gleichklang ihrer politischen Überzeugung oder persönliche Sympathie, sie ließ sich mit ihm in ein Verhältnis ein. Gesellschaftsskandal, Ehescheidung. Schließlich heiratete sie Mosley und ist mit ihm nach seiner Verhaftung ins Gefängnis gegangen.

Eine dritte Tochter war fanatische Kommunistin. Sie nahm freiwillig am spanischen Bürgerkrieg auf Seiten der Roten teil.

Mit dem Erfolg, daß sie in den Trümmern des heiß umkämpften Madrid dem Kind irgendeines unbekannten Bolschewisten das Leben schenkte.

Die vierte schließlich war das ausgesprochene Lieblingskind des Lords. Er hatte ihr bei ihrer Geburt die symbolhaften Vornamen Unity Walkury gegeben, die für ihren späteren Lebensweg von tragischer Bedeutung wurden. Mit Unity meinte Ridsdale im Sinne Huston Steward Chamberlains die geistige und politische Einheit zwischen Deutschland und England. Mit Walkury wollte er seine Verehrung für Wagner und sein nordisch-germanisches Gesamtkunstwerk ausdrücken.

Dem Begriff, den ihr erster Vorname ausdrückte, hat Lady Unity Walkury Midford tatsächlich ihr ganzes Leben geweiht. Sie verschrieb sich mit einer geradezu rasenden Leidenschaft dem Nationalsozialismus, dessen Führer sie, nachdem sie durch ihren Vater seine Bekanntschaft gemacht hatte, mit einer schwärmerisch exaltierten Liebe verehrte. In völliger Verkennung der politischen Gegebenheiten versuchte sie, aus ihrer fanatischen Überzeugung heraus, ihre Landsleute mit Gewalt zum Nationalsozialismus zu bekehren. Sie erregte durch ihre politische Aktivität in England größtes Aufsehen, das begreiflicherweise unangenehmer Art war. Tatsächlich hat sie uns wohl durch ihre Exaltation und die Holzhammermethode ihrer politischen Bekehrungsversuche mehr geschadet als genützt. Jedes Abweichen von einer vornehmen Mäßigung in der Politik (wie sie auch Ribbentrop leider eigen ist) wirkt in England negativ. Solche Leute werden drüben nicht ernst genommen und begeben sich von vornherein jeden Einflusses.

So war es auch mit Unity Midford. Sie trug nicht nur ständig ein großes Hakenkreuz auf ihrem Mantel, sondern grüßte auch ihre Bekannten nicht anders als mit „Heil Hitler". Sie ging auf kommunistische Versammlungen im Hydepark, unterbrach die Redner mit Nazi-Zwischenrufen, wurde dabei natürlich verprügelt und in Polizeigewahrsam genommen, ließ sich aber dadurch nicht einschüchtern, sondern nur zu immer gewagteren Demonstrationen verleiten. Ihrem Vater drückte sie eines Tages das Manuskript einer von ihr verfaßten Rede in die Hand und bewog den alten Herrn, diese Rede im Oberhaus zu verlesen. Die würdigen Peers waren höchst betroffen, aus dem Munde eines der ihren eine flammende Philippika gegen Juden, Freimaurer und Marxisten zu vernehmen, wie sie blutrünstiger und aggressiver auf keinem Parteitag hätte gehalten werden können.

So ging es natürlich nicht, und der einzige Erfolg solcher und ähnlicher Entgleisungen war der, daß Unity Midford aus der Gesellschaft ausgeschlossen und für eine unheilbare Närrin gehalten wurde. Den gesellschaftlichen und politischen Todesstoß erhielt sie jedoch durch einen Skandal, der zur Zeit der Tschechenkrise die Runde durch die jüdische Presse der ganzen Welt und Unity Midford ein für allemal unmöglich machte.

Unter anderem hatte sie nämlich den Spleen, stets ein Bild des Führers in einem zusammenklappbaren Lederrahmen bei sich zu führen. Nachts stellte sie es auf ihrem Nachttisch auf, bei Tag trug sie es wie eine Handtasche unter dem Arm. Natürlich war sie bei allen politischen Ereignissen des Dritten Reiches dabei, ob es sich nun um einen Reichsparteitag, eine Führerrede im Reichstag, den Einmarsch unserer Truppen ins entmilitarisierte Rheinland, die Besetzung des Memel- oder Sudetenlandes handelte.

Als die Tschechenkrise akut wurde, konnte sie es nicht lassen, mit ihrem englischen Paß in die Tschechoslowakei zu fahren, um die Entwicklung der Dinge an Ort und Stelle zu erleben. Natürlich nahm sie wie überall hin so auch auf diese Reise ihr Führerbild mit. Da sie aber mit Recht vermutete, daß die tschechischen Grenzbeamten sehr mißtrauisch würden, wenn sie bei einer Engländerin ein Führerbild vorfänden, versteckte sie es an einem Platz, von dem sie annahm, das er wegen seiner Delikatesse vor neugierigen Blicken sicher wäre: sie tat es zwischen ihre seidenen Dessous, die sie im Koffer mit sich führte.

Doch wider Erwarten scheuten sich die Tschechen nicht, bei ihrem Grenzübertritt ihr gesamtes Gepäck genau zu kontrollieren und gerade ihre Wäsche einer besonders gründlichen Durchsicht zu unterziehen. Und hier, in Wolken hauchdünner Höschen und Hemdchen eingehüllt, fand man das ledergerahmte Hitler-Bild. Das war für die Sensationspresse der Welt natürlich das gefundene Fressen und wurde in allen Variationen so lange durchgekaut, bis man glaubte, den Zweck erreicht zu haben: uns und unsere englischen Freunde, die ja in der Tschechenkrise eine nicht unerhebliche Rolle spielten, gründlich lächerlich zu machen.

Trotz dieses besonders peinlichen Zwischenfalles und aller anderen, durch die sie der Sache, der sie mit Berserkerwut zum Siege verhelfen wollte, erheblichen Schaden zufügte, ist Lady Unity Midfords Leben und Wirken weit vom Lächerlichen entfernt; ja der Abschluß, den es fand, entbehrt nicht einer erhabenen Tragik. Die deutsch-englische Verständigung, die so gute Fortschritte gemacht hatte, und die sich nach München

endgültig zu konsolidieren schien, ging durch die Machenschaften einer bestimmten jüdisch inspirierten Clique und zum Teil wohl auch durch eigene Schuld in die Brüche.

Es kam zur englischen Kriegserklärung an Deutschland. Der Führer hat ja später, nach dem Polenfeldzug und nochmals nach der Niederringung Frankreichs versucht, die eingerissene Brücke nach England wieder aufzurichten. Es war vergeblich, und das tragische Schicksal, das sich diese beiden großen Völker gegenseitig zerfleischen ließ, nahm seinen Lauf. Unity Midford wußte das bereits am 2. September 1939. Ihr Name hatte seinen Sinn verloren und ihr Leben auch. Sie setzte sich in ihrem Hotelzimmer hin, schrieb einen rührenden Abschiedsbrief an den Führer, in dem sie ihre ganze Liebe zu ihm und seiner Idee mit Worten von fast dichterischer Schönheit niederlegte, nahm eine Pistole und schoß sich eine Kugel durch den Kopf. So wurde Unity das erste symbolische Opfer dieses Krieges."

Der Minister macht eine Pause, während der er in Gedanken verloren vor sich hin blickt. Dann fährt er fort:

„Eine Geschichte muß ich Ihnen noch erzählen. Sie erscheint mir heute kennzeichnend für den Gang der Entwicklung, die wir damals nicht voraussehen oder auch nur ahnen konnten. Es war in Genf. Hier unterhielt eine spleenige Engländerin einen politischen Salon. Eine Art angelsächsisches Gegenstück der Excellenz von Dircksen. Denn wie diese auf innerpolitischem, so hatte sich jene auf dem Gebiet der internationalen Politik eine Versöhnungsmission gestellt. Ihr Ziel war es, das nationalsozialistische Deutschland in enge Verbindung mit dem konservativen England zu bringen. Auch sie hatte — in weltpolitischem Rahmen — die Gefahr des Bolschewismus erkannt. Und wie Frau v. Dircksen in Deutschland dieser Gefahr nur durch ein Bündnis zwischen Konservativen und Nazis begegnen zu können glaubte, so sah ihr englisches Gegenstück in Genf die einzige Rettung für Europa, ja das Abendland in einer deutsch-englischen Allianz.

Nun gut, diese Engländerin, ihr Name tut nichts zur Sache, brachte mich mit Sir John Simon zusammen. Simon hatte seinen Sekretär mitgebracht, und ich befand mich in Begleitung unseres damaligen Außenministers v. Neurath, eines Mannes, den ich trotz seiner grundverschiedenen ideologischen Anschauung stets hoch geachtet habe. Wir besprachen uns vorher über die bei der Unterhaltung einzuschlagende Taktik, und ich muß sagen, daß ich den Rat dieses alten, erfahrenen Diplomaten, der eine tiefe Kenntnis angelsächsischen Wesens mit einem grund-

anständigen Charakter und echt deutscher Gesinnung verband, gerne annahm.

Es waren wertvolle Hinweise, die ich von ihm bekam, gewissermaßen die erste Anleitung im Umgang mit englischen Staatsmännern. Zum Schluß sagte er: „Und nun machen Sie man die Sache. Sie können besser reden als ich. Und unsere Gastgeberin hat ja ausdrücklich einen Nationalsozialisten eingeladen, was ich von mir nicht behaupten kann."

Die Unterhaltung mit Simon ließ sich tatsächlich sehr erfreulich an. Wir kamen uns immer näher. Der alte Herr schien an mir Gefallen zu finden, und ich muß sagen, daß ich diese Sympathie durchaus erwiderte. Die Unterhaltung wurde im Wesentlichen zwischen uns beiden geführt. Ich machte dabei die Bemerkung, daß immer, wenn ein Punkt erreicht war, an dem unsere Auffassungen übereinstimmten, Simons Sekretär irgendeine ebenso feindliche wie unsachliche Bemerkung einwarf, die zwar keine Beweiskraft hatte, aber doch die herzliche Atmosphäre störte, die sich zwischen uns ausgebreitet hatte.

Er tat dies in einem so arroganten und bewußt feindseligen Ton, daß die Unterhaltung regelmäßig ins Stocken geriet, wenn es mir auch nicht schwer fiel, seine plumpen Behauptungen aus dem Repertoir der gegen uns gerichteten Judenhetze zu widerlegen. Trotzdem verlief diese erste Besprechung mit Sir John Simon im Ganzen gesehen durchaus befriedigend.

Nachher fragte ich Neurath: „Sagen Sie, wer war eigentlich dieser ekelhafte, schwarzhaarige, geschniegelte Laffe, den Simon da mitgebracht hatte?"

Neurath antwortete: „Sein Sekretär. Er heißt Anthony Eden."

FÜHRER HÜBEN UND DRÜBEN

Speer zu Gast — Funk bei uns — Schwerer Luftangriff auf Berlin — Kampf mit Göring — Seyß-Inquardt — Der Minister hat Grippe — Die Flak schießt — Erneute Angriffe auf England — Churchills Haß — Churchill und Roosevelt

2. Februar 1944.

Wir haben eine Reihe schwerer Luftangriffe auf die Reichshauptstadt hinter uns, über denen bezw. deren Folgen ich seit einigen Tagen nicht dazu gekommen bin, Eintragungen in dieses Buch zu machen. Ich habe daher einiges nachzutragen.

In der letzten Januarwoche war Speer zu einem Mittagessen zu Gast, an das sich eine längere Unterredung zwischen den beiden Ministern anschloß, Speer kam zu Fuß, ohne Begleitung, ohne Adjutanten, ohne Hut und ohne Mantel aus seiner Dienststelle am Pariser Platz zu uns herüber. Und zwar im Laufschritt. Denn ein plötzlicher Schneeregen hatte ihn unterwegs überrascht.

Als er so, etwas atemlos, in der Halle vor mir steht, den Rockkragen eines keineswegs eleganten, pfeffer- und salzfarbenen Anzuges hochgeschlagen, dessen ohnehin nicht sehr scharfe Bügelfalten durch die Nässe auch die letzte Form verloren haben, und sich mit der einen Hand die dünnen Haare aus der Stirn und die Tropfen vom Gesicht wischt, während er mir die andere entgegenstreckt, ohne eine Vorstellung abzuwarten oder zu fragen, wer ich sei, und zur Begrüßung statt „Heil Hitler" — „So'n Sauwetter" sagt, könnte man ihn für alles andere nur nicht für einen Minister des Großdeutschen Reiches, und zwar einen seiner wichtigsten, halten.

Schon diese erste Begegnung mit dem Mann, der nach Görings völligem Versagen Schritt für Schritt die Verantwortung für unsere gesamte Rüstung und Kriegsproduktion über-

nommen hat (neuerdings sogar für unsere Luftrüstung) vermittelt mir den Eindruck eines Beamten, der von dem mit diesem Wort bezeichneten herkömmlichen Typ völlig abweicht. Groß und schlank, mit einer hochgewölbten Stirn über einem energischen Gesicht, die Haare schütter und etwas unordentlich, mit süddeutscher Klangfärbung sprechend, salopp in Kleidung und Gebärden, könnte er eine Mischung von Künstler und Geschäftsmann darstellen, Großzügigkeit und Nonchalance mit einem scharfen Intellekt, Organisationstalent, starkem Willen, äußerster Zielstrebigkeit, ja vielleicht einer gewissen Skrupellosigkeit verbindend. Er nimmt durch seine ungezwungene Art der Unterhaltung für sich ein. Was er sagt, hat Hand und Fuß. Er redet nicht um die Dinge herum, sondern trifft das Wesentliche.

Die Unterhaltung bei Tisch dreht sich trotz der Anwesenheit der Hausfrau ausschließlich um die speziellen Arbeitsgebiete der beiden Minister: Rüstung und Luftkrieg und die Punkte, an denen die beiden Gebiete sich überschneiden. Speer ist mit Goebbels der Ansicht, daß die feindlichen Bombenangriffe selbst in ihrem jetzigen Umfang unsere Rüstung zwar schwer beeinträchtigen aber nicht lahmlegen können. Freilich sei, bemerkt Speer, gerade auf dem wichtigsten Gebiet, dem der Luftrüstung, viel Versäumtes nachzuholen. Trotzdem beurteilt er die Lage, im Ganzen gesehen, nicht pessimistisch.

Dann ziehen sich die Herren zu einer Besprechung unter vier Augen zurück (Speer will dem Doktor die neuesten geheimen Rüstungsproduktionsziffern vorlegen).

Als Speer gegangen ist, kommt der Minister ganz aufgeregt in mein Zimmer. „Zahlen hat mir der Speer genannt", sagt er, „Zahlen ... Ich kann Ihnen sagen ... Wenn wir die veröffentlichen könnten, das Volk würde staunen. Unsere Rüstungsproduktion ist im Dezember um 15—20 % höher gewesen als im November. Die Zahlen für Januar werden noch günstiger liegen. Und das trotz der ungeheuer verstärkten feindlichen Bombenoffensive. Man sieht, wie durch straffe Führung und Improvisation Leistungen erzielt werden können, die man einfach für unmöglich hält. Ich jedenfalls hätte sie für unmöglich gehalten, wenn mir Speer nicht seine Produktions-Statistik schwarz auf weiß gezeigt hätte, und er nicht ein Mann wäre, dem man wohl vertrauen kann."

Ein paar Tage später ist Funk zu Gast, unser Wirtschaftsminister und Nachfolger Schachts auf dem Posten des deutschen Reichsbankpräsidenten. Auch ihn empfange ich in der Halle von Hermann-Göring-Straße Nr. 20. Seine Erscheinung ist das genaue Gegenteil von Speer. Klein und untersetzt trägt er einen

korrekten dunklen Anzug, zum Pelzmantel den steifen, schwarzen Hut, und unterscheidet sich so in nichts von den Herren, die morgens um 10 Uhr auf dem Potsdamer Bahnhof den Abteilen 2. Klasse des aus Wannsee einlaufenden sogenannten „Bankier-Zuges" entsteigen.

In der Unterhaltung ist er bedächtig, aber gründlich, und was er sagt ist immer überlegt. Er ist außerordentlich humorvoll, und sein Repertoir an Witzen, Schnurren und Anekdoten scheint unerschöpflich. Als Konferenzier wäre er gewiß ebenso bekannt geworden wie als Wirtschaftsminister.

Der Doktor liebt seine Gesellschaft und schätzt ihn wegen seiner Tüchtigkeit im Amt. Funk ist meines Wissens der einzige Parteigenosse, der, erst kurz nach der Machtübernahme oder kurz zuvor der Partei beigetreten, heute ein hohes Amt im Staat bekleidet und doch allgemein anerkannt wird, ein Umstand, der für seine Tüchtigkeit in fachlicher Beziehung spricht. Ehe er Wirtschaftsminister wurde, war er Staatssekretär im Propagandaministerium. Er ist Junggeselle.

Funk klagt dem Minister sein Leid über unsere sogenannten Bundesgenossen. Alle wollten sie Kohle und Düngemittel und Maschinen. Aber liefern wollten sie nichts. Und Arbeiter schickten sie auch nicht. Mit beiden Augen schielten sie zu den Alliierten und trauten sich bloß noch nicht, ganz abzuspringen. Alle lebten auf unsere Kosten.

Er hat schon seine Sorgen. Aber seinen Humor hat Funk trotzdem nicht verloren. Er berichtet von der jüngsten Ley-Rede, die sich mit einem den Wirtschaftsminister gleichfalls berührenden Thema, dem neuen Notwohnungs-Programm befaßte. Er macht Ley in köstlicher Weise nach: „D-d-d-eitsche Volksgenossen. B-b-b-aut eich eire Häuser selbst! Jeht hinaus in den d-d-d-eitschen W-w-w-wald und schlagt eich Holz. Jeld spielt keine Rolle. Der Ff-f-funk druckt so viel wir brauchen."

In der Nacht zum 29. Januar hatten wir dann einen sehr schweren Angriff auf Berlin. Die Engländer nützen wieder die für sie günstige Mondperiode aus. Der Himmel ist mit einer dicken Wolkenschicht bedeckt. Trotzdem rührt sich bis Mitternacht nichts. Wir gehen zu Bett. Um 3 Uhr morgens muß ich den Minister aus dem Schlaf klingeln. Ein besonders starker Verband ist gemeldet. Es wird der heftigste Angriff, den wir seit Beginn der Schlacht um Berlin im November erlebt haben.

Bis sieben Uhr morgens haben wir im Befehlsstand zu tun. Ich bin zwischendurch auf einem der harten Holzstühle eingenickt. Der Minister will sich, ehe die Arbeit im Ministerium beginnt, noch für eine kurze Stunde zur Ruhe legen.

Als wir dann müde und übernächtigt ins Ministerium fahren, ist der Himmel noch von Qualm und Rauch verdüstert. Trostlos, der Anblick einer so verwüsteten Stadt. Nach der Volksoper, die vorgestern ausbrannte, sind nun auch das Nollendorf- und Staatstheater vernichtet. Der Schwerpunkt des Angriffes war diesmal der Westen und Südwesten der Stadt. 100.000 Obdachlose. Die Millionengrenze ausgebombter Berliner, das ist rund ein Viertel der Gesamtbevölkerung, ist damit überschritten. 43 Abschüsse, ein schwacher Trost.

Für morgen, den 11. Jahrestag der nationalsozialistischen Machtergreifung, erwartet die Berliner Bevölkerung einen besonders schweren Angriff. Wie haben sich doch die Zeiten geändert. Damals, am 30. Januar 1933, war die Nacht auch vom Flammenschein erleuchtet. Es waren die Fackeln, die SA-Männer triumphierend durchs Brandenburger Tor an ihrem Führer vorbeitrugen. Heute brennen die Häuserviertel der Reichshauptstadt als schaurige Riesenfackeln, die den Todeskampf des Dritten Reiches illuminieren.

Die Berliner behalten Recht. Der Abend des 30. Januar bringt den bisher furchtbarsten Angriff, dessen Wirkungen umso verheerender sind, als wieder die gleichen Stadtviertel im Süden und Westen wie am Vortage getroffen werden, und die Verteidigung noch von dem letzten Schlag in ihrer Aktionsfähigkeit behindert ist. Die Stimmung ist sehr ernst. Trotzdem wird das Unmaß von Schwierigkeiten gemeistert. Verkehr und Versorgung, ja sogar die industrielle Produktion brechen nicht zusammen, sondern rappeln sich immer wieder von neuem hoch. Berlin ist nicht so leicht klein zu kriegen.

Zur Verbesserung der Verteidigung hat der Minister folgenden Einfall gehabt! Bis vor kurzem wurde voller Fliegeralarm gegeben, auch wenn sich nur ganz wenige oder gar nur ein einzelnes Flugzeug dem Warngebiet näherte. Wenn die Engländer also Lust hatten, 4½ Millionen Berliner in den Keller zu jagen, so brauchten sie nur einen einzelnen Moskito-Bomber über den Kanal zu schicken. Und sie hatten Lust. Bei diesen Alarmen holten sich wahrscheinlich hundertmal so viel Menschen eine tödliche Grippe als ungünstigstenfalls durch Bombenabwurf hätten getötet werden können, vom Arbeitsausfall, versäumten Schlaf und anderen Nachteilen ganz zu schweigen.

Die Luftwaffe war trotzdem in den bisher verflossenen vier Kriegsjahren nicht auf den Einfall gekommen, hier einen Ausweg zu finden. Bis Goebbels sagte: Ganz einfach, wir machen eben zwei Arten von Alarm, einen richtigen und eine sogenannte öffentliche Luftwarnung, bei der jeder weiß, es ist nicht so

schlimm, das sind höchstens, sagen wir, drei oder fünf Maschinen, und bei der die Vorsichtigen getrost in den Keller gehen können, während die, denen ihr Schlaf lieber ist, im Bett bleiben.

So einfach war es nun freilich nicht, denn der Minister mußte einen Wochen und Monate dauernden Kampf gegen das Luftfahrtministerium durchkämpfen und schließlich einen — Führerentscheid herbeiführen, der zugunsten des gesunden Menschenverstandes ausfiel.

Zur Zeit nun kämpft er um eine weitere Idee. Rund um Berlin stehen mehr als hundert schwere und schwerste Flakbatterien, die in der Lage sind, einen wahrhaft mörderischen Feuerriegel um die Reichshauptstadt zu legen. Doch sie haben meistens — Schießverbot. Wenn nämlich Nachtjäger in der Luft sind. Erst heute mußte ich dem Minister den Bericht eines englischen Piloten vorlegen, der einem Reporter ganz erstaunt erklärt hatte, die Berliner Flak habe auf ihn keinen einzigen Schuß abgegeben. Ob sie vielleicht keine Munition mehr habe?

Der Minister rast: „Ist das nicht zum Wahnsinnigwerden? Da haben wir eine Flak-Verteidigung, die sich wirklich sehen lassen kann, und die den englischen Piloten weiß Gott die Hölle heiß machen könnte, wenn sie nicht Feuerverbot hätte. Gewiß; es läßt sich darüber streiten, wer im Endeffekt mehr Abschüsse erzielt, die Flak oder die Nachtjäger. Aber sollen diese noch außerhalb des Flakringes so viel jagen wie sie wollen. Das, was die Flak erreicht, und worauf es mir und allen Berlinern allein ankommt, erreichen die Nachtjäger niemals, nämlich den Verband zu zersprengen und einen geschlossenen und daher in seiner Wirkung so verheerenden Bombenabwurf zu verhindern.

Es ist doch ganz klar, daß es nicht darauf ankommt, statt zehn Bombern zwölf oder dreizehn abzuschießen. Wichtig ist allein, was ein mörderisches Flakfeuer bisher noch immer zuwege gebracht hat, den Bomberpulk auseinanderzureißen, Feiglinge und Anfänger unter den Angreifern zur Umkehr vor Erreichen des befohlenen Zielgebietes zu bewegen und so die stets von katastrophalen Folgen begleitete Schwerpunktbildung zu verhindern.

Ich kämpfe nun schon seit Wochen um die unbeschränkte Feuererlaubnis für die Berliner Flak. Die Flakkanoniere stehen Nacht für Nacht untätig neben ihren Geschützen und müssen zähneknirschend wie auch ich zusehen, wie der feindliche Verband ungehindert seine Bombenteppiche auf die wehrlose Millionenstadt legt, bloß weil eine Handvoll Göring'scher Nachtjäger Jagd auf Ritterkreuze macht. Göring hat allein ihre Er-

folge im Auge. Was unten auf der Erde inzwischen zertöppert wird, geht ihn nichts an. Das ist ja mein Ressort. Soll der Goebbels das doch ausbaden. Der wird ihm sowieso zu übermütig. Er will nur mit möglichst hohen Abschußziffern vor dem Führer prahlen, um den gerupften Kredit seiner Luftwaffe zu heben. Soll doch Berlin dabei getrost in Trümmer gehen.

Ich habe nun, nachdem mit Göring keine Einigung über diese Frage zu erzielen war, dem Führer folgenden Plan vorgelegt: Die Nachtjäger verfolgen den Verband bis unmittelbar an den Berliner Flakring . Bis dahin haben sie genügend Gelegenheit, zu zeigen, was sie können. Warum müssen sie denn ihre Kunststückchen ausgerechnet über meiner Stadt ausführen? Die Berliner Flak aber bekommt uneingeschränkte Feuererlaubnis. Der Führer hat meinen Plan genehmigt. Aber glauben Sie, Göring kümmerte sich darum und erteilte entsprechende Befehle? Alles bleibt beim Alten. Ich bin jetzt nochmal beim Führer vorstellig geworden. In dringendster Form. Aber inzwischen hauen mir die Engländer hier alles in Klump.

Oh, es ist zum Wahnsinnigwerden! Manchmal möchte ich alles hinschmeißen und sagen: Nun macht doch bloß euren Dreck alleine. Es geschieht euch ganz recht, wenn euch die Bolschewisten eines Tages an die Laternenpfähle knüpfen. Aber damit ist dem Volk allein ja auch nicht geholfen."

Er läuft in seinem Zimmer mit schnellen, humpelnden Schritten auf und ab. Er rast, er brüllt, er knirscht mit den Zähnen. Ich stehe fassungslos dabei. Welch Vulkan! Amokläufer nennen sie ihn.

Fenster und Türen im Hause Hermann-Göring-Straße Nr. 20 sind heute Nacht durch einen nahen Einschlag demoliert worden. Die kalte Februarluft zieht durchs ganze Haus. Die Wasserversorgung funktioniert noch nicht wieder. Damit ist auch die Heizung außer Betrieb. Wir haben unsere Mäntel an und wärmen uns die klammen Hände an einer elektrischen Heizsonne. Scharfer Brandgeruch dringt von der Straße herein. Auf den Möbeln liegt weißer Kalkstaub. Der Minister malt, als er sich langsam beruhigt und vor seinem Schreibtisch stehen geblieben ist, mit dem Zeigefinger gedankenlos ein Hakenkreuz in den weißen Staub auf der Schreibtischplatte. Dann streicht er es plötzlich mit zwei energischen Strichen aus, wendet sich ab und humpelt davon.

10. Februar 1944.

Mit dem Abendzug wollen wir nach München fahren. Dort soll der Minister am nächsten Vormittag die Amtseinführung Dr. Seyß-Inquardts als Präsident der Deutschen Akademie vornehmen.

Seyß-Inquardt ist innerhalb unserer Führerschaft eine der ganz wenigen untadeligen Erscheinungen. Bescheiden in Leben und Auftreten, dabei von hervorragenden Geistesgaben.

Seyß-Inquardts Ansprache vor seinem erlesenen Publikum ist ein ästethischer Genuß. Auch Goebbels Ansprache paßt sich dem hohen Niveau seiner Zuhörerschaft an. Kein lautes Wort, keine Phrase, ja nicht einmal Anklänge an die sonst unvermeidliche Terminologie, sondern die Sprache, wie sie seit jeher auf unseren Universitäten gesprochen wurde und auch heute, von wenigen Ausnahmen abgesehen, Gottseidank noch gesprochen wird.

Am Nachmittag fährt der Minister nach Geiselgasteig. Ich bleibe von der Begleitung allein im Hotel zurück. Ein Anruf von der Gräfin Castell sie würde den Minister im Laufe des Abends gerne sehen. Ich kenne die Gräfin von Berlin her und weiß, daß der Minister sie außerordentlich schätzt. Sie ist 26 Jahre alt und bildschön. Während der Kampfzeit verkehrte der Minister im Hause ihrer Mutter, einer Schweizerin. Damals war die Gräfin noch ein Schulmädel, heute ist sie mit dem Grafen Faber-Castell verheiratet, der in Nürnberg die weltberühmten Faber-Stifte fabriziert und damit eine Menge Geld verdient. Sie ist nicht nur schön, sondern dazu außerordentlich geistreich, ja klug, so daß die Abende in ihrer Gesellschaft im Hause Goebbels zu den angenehmsten gehören, die ich dort erlebte. Sie versäumt es nie, wenn immer sie in Berlin ist, den Minister zu besuchen. Und er hat auch immer für sie Zeit.

So zögere ich nicht, den Abend des Ministers, vorbehaltlich seiner noch einzuholenden Zustimmung, an sie zu vergeben.

Der Minister kommt aus Geiselgasteig rechtzeitig zurück. Das „Filmpack", wie er unsere Filmschaffenden kurz und bündig zu bezeichnen pflegt, hat seine Stimmung offenbar nicht günstig beeinflußt. Als er in der Halle des Hotels den Fahrstuhl betreten will, befindet sich in diesem bereits eine einzelne Dame. Ein Beamter vom SS-Begleitkommando komplimentiert sie mit den Worten „Platz für den Herrn Minister" ziemlich unsanft hinaus.

Goebbels, der das mit ansieht, bleibt vor Entrüstung fast die Luft weg. Doch äußerlich bewahrt er die Ruhe, entschuldigt

sich mit einer Verbeugung bei der Dame, läßt ihr — ganz Kavalier — den Vortritt und fährt mit ihr zusammen im Fahrstuhl nach oben. Als er ihn verläßt — seine Mitfahrerin fährt noch ein oder zwei Stockwerke höher — brüllt er den SS-Mann an. Mit einer Lautstärke, die durch die Doppeltür meines Zimmers dringt, und also im ganzen Hotel zu hören sein muß:

„Was fällt Ihnen ein, Sie Flegel! Lernen Sie erstmal, sich einer Dame gegenüber benehmen! Wie oft soll ich noch sagen, daß ich kein Serenissimus bin! Ich verbitte mir das jetzt zum letzten Mal!" usw. Die Wände wackeln.

In dieser Stimmung bin ich froh, dem Minister eine so erfreuliche Mitteilung wie die vom Anruf der Gräfin Castell machen zu können. Das ist Öl auf die Wogen seiner Erregung. Ja, selbstverständlich, er bitte sie doch, mit ihm hier im Hotel zu Abend zu essen. Schwägermann übernimmt die Einladung, arrangiert die Abholung, bestellt ein exzellentes Abendessen, auch ein gutes Fläschchen Wein. Der Minister wird einen angenehmen Abend und voraussichtlich eine gute Nacht verbringen und wir alle werden davon profitieren. Wir sind's zufrieden.

Pünktlich zur verabredeten Zeit ist Schwägermann unten in der Halle, um die Gräfin in Empfang zu nehmen. Wenige Minuten später kommt er schreckensbleich in mein Zimmer gestürzt:

„Um Gotteswillen, wir haben die falsche Gräfin bestellt!"

Dem Wagen, mit dem er sie hatte abholen lassen, ist zu seinem Entsetzen nicht die 26jährige, bildschöne Gräfin Castell aus Nürnberg, sondern eine uns bisher unbekannte Gräfin gleichen Namens aber älteren Semesters aus München entstiegen.

Schwägermann hat sie erstmal in der Halle sitzen lassen, um sich bei mir Rat zu holen. Was tun? Wir kommen überein, daß es nicht ratsam sei, dem Minister in dieser Stimmung die falsche Gräfin zu offerieren. Schwägermann bekommt daher den Auftrag, die Gräfin unter irgendeinem Vorwand wieder nach Hause zu begleiten und den Minister über das bedauerliche Mißverständnis aufzuklären.

Er entledigt sich seiner Aufgabe mit der Geschicklichkeit, die ein guter Adjudant besitzen muß. Eine halbe Stunde später ist er wieder da und geht zum Minister, der bereits aufs Sorgfältigste Toilette gemacht hat und in bester Stimmung einem angenehmen Abend entgegensieht. Als Schwägermann ihm erklärt, es handele sich leider um einen Irrtum, nicht die junge Nürnberger, sondern die ältere Münchener Gräfin sei gekommen, fällt ihm der Minister ins Wort: „Ja, eben gerade die habe er auch erwartet."

Schwägermann verschwindet mit einem knappen „Jawoll, Herr Minister" und rauft sich, als er draußen ist, begreiflicherweise die Haare.

Abermaliger Kriegsrat. Die Gräfin muß ran. Aber wie soll man ihr das alles erklären? Wir beschließen, er müsse der Gräfin gegenüber ganz offen sein, sich höflich entschuldigen, ihr den Sachverhalt wahrheitsgemäß darlegen und sie bitten, dem Minister nichts davon zu erzählen. Wenn sie eine Dame sei, werde sie das gewiß tun.

Und die Gräfin ist eine Dame. Eine weitere halbe Stunde später ist Schwägermann in ihrer Begleitung wieder da. Der Minister empfängt sie aufs Liebenswürdigste. Das Essen wird aufgetragen. Die Münchener Gräfin Castell ist eine alte Bekannte des Ministers aus der Kampfzeit. Der Abend mit ihr wird für ihn ein harmonischer Abschluß dieser Reise. Als nun doch noch alles geklappt hat, und Schwägermann sich nach all den Aufregungen aufatmend in einen Sessel meines Zimmers niederläßt, sagt er: „So alt ist sie übrigens garnicht und, offen gestanden, ich finde sie sehr nett."

19. Februar 1944.

Der Minister hat, wie so viele Berliner, die Bunkerkrankheit. Es herrscht zur Zeit eine regelrechte Grippe-Epidemie in Berlin, deren Ausbreitung durch den vielen Aufenthalt in feuchtkalten Bunkern und Kellern gefördert wird. Aber während sich der Durchschnittsbürger damit für ein oder zwei Wochen ins Bett legen muß, wird der Minister im Schnellverfahren geheilt. Mittags, als wir aus dem Ministerium kommen, legt er sich, ohne gegessen zu haben, mit Fieber, Kopfschmerzen, triefenden Augen und triefender Nase (den typischen Kennzeichen der „Bunkerkrankheit") ins Bett. Bald darauf kommt Dr. Weber und gibt ihm einige Spritzen. Weber ist ein Assistent von Prof. Morell, dem Leibarzt des Führers. Er und seine Assistenten heilen alles mit Spritzen. Und tatsächlich, am nächsten Morgen schon ist der Minister wieder quietschfidel, zwar noch etwas blaß und angegriffen, aber er kann wieder arbeiten.

Und das ist wichtig. Er wird gebraucht. Denn am 15. Februar, pünktlich mit dem Ablauf der für uns günstigen Mondperiode, haben die schweren Angriffe auf Berlin wieder eingesetzt. Es liegt in den Tagen zuvor eine unerträgliche Spannung über der Stadt. Zehn Tage etwa haben wir Ruhe gehabt. Jeder weiß, daß wir sie weder der Humanität der Engländer noch der Vorzüglichkeit unserer Abwehr zu verdanken haben sondern

allein dem lieben Mond, der in diesen Tagen so wunderschön hell und klar am Nachmittag stand.

Jeder atmet in diesen Tagen auf. Aber jeder weiß auch, daß die mondhellen Nächte nur eine kurze Galgenfrist sind, und daß uns danach die Angriffe wieder mit verstärkter Wucht und Furchtbarkeit treffen werden. Alles ist nervös in diesen Tagen. Wird der erste Angriff schon am 14. oder erst am 15. Februar stattfinden? Die Pessimisten stehen schon am Abend des 14. Februar gewissermaßen sprungbereit, um beim Heulen der Sirenen die ersten im Bunker zu sein. Die Optimisten freuen sich auf die letzte ungestörte Nacht und kuscheln sich besonders behaglich ins warme Bett.

Ist es nun die allgemeine Nervosität oder einfach Tücke des Objektes, durch ein technisches Versehen wird schon in der Nacht vom 14. Februar eine Groß-Sirene in Tempelhof ausgelöst, deren schauriges Heulen in weiten Teilen Berlins vernehmbar ist und Zehntausende aus dem Schlaf reißt und in die Keller jagt. Durch Drahtfunk muß die Bevölkerung über den Irrtum aufgeklärt werden. Blinder Alarm.

Aber am 15. geht's dann richtig los. Schon seit 19.00 Uhr können wir den Anflug vieler hundert Bomber über Dänemark verfolgen, die sich in der Kieler Bucht sammeln und dann Kurs auf Berlin nehmen. Der Minister steigt schnell noch in die Badewanne — es ist wieder einmal so weit — dann wird in aller Eile gegessen. Zwischendurch hole ich laufend die neuesten Positionsmeldungen ein. Nach der Suppe bereits heulen die Sirenen. Berlin geht in die Bunker. Der Nachtisch wäre beinahe stehen geblieben, hätte nicht der Reichsmarschall angerufen. Während wir im Stehen den leckeren Kirschkuchen verzehren, bekommt Goebbels am Telefon eine erfreuliche Nachricht: die Berliner Flak hat heute zum ersten Mal, so lange der Minister darum kämpft, unbeschränkte Feuererlaubnis. Er ist in dem Streit „Jäger oder Flak?" Sieger geblieben.

Es wird ein großartiger Triumpf für die Flak und — für den Minister. Ein wahrhaft infernalisches Feuer empfängt die Angreifer, den stärksten Verband, der Berlin bisher je angegriffen hat. Die Flak schießt aus allen Rohren. Heut kann sie zeigen, was sie kann. Und, was vorhergesagt wurde, tritt ein: der Verband gelangt nicht geschlossen über das Zielgebiet, die Bombenlast, die größte, die bisher abgeworfen wurde, fällt nicht planmäßig in dichten, verheerenden Teppichen, sondern kleckerweise.

Die meisten Piloten, soweit sie überhaupt die Nerven behalten, sind froh, ihre Bomben irgendwie los zu werden und so

schnell wie möglich dem Hexenkessel Berlin entfliehen zu können. Natürlich sind die angerichteten Schäden schwer, aber keineswegs katastrophal, wie nach der Menge der Angreifer befürchtet werden mußte. Das Hotel Bristol bekommt einen Volltreffer. Nur acht Insassen werden lebend geborgen. Unter den Opfern befindet sich General der Panzertruppen Kühn, den ich als Kommandeur der 16. Panzer-Division gut kannte, ein besonders schneidiger und tüchtiger Offizier, der im vorigen Krieg einen Arm verlor, sonst aber zwei mörderische Weltkriege an vorderster Front überlebte, um nun auf einem Fronturlaub in Berlin vom Schicksal ereilt zu werden.

Ein weiterer Triumph für die Flak ist das Abschußergebnis. Allein über dem Stadtgebiet sind von ihr 10 Flugzeuge abgeschossen worden, das ist mehr, als Nachtjäger jemals bei Feuerverbot für die Flak herunterholen konnten.

Obwohl am nächsten Morgen, wie das nach jedem solchen Angriff der Fall ist, die Stadt an allen Ecken und Enden brennt, ist der Minister nicht deprimiert und düster gestimmt. Er betrachtet den Triumph von gestern abend weniger als einen persönlichen denn als einen Erfolg des gesunden Menschenverstandes.

„Ich bin überzeugt", sagt er, „daß wir gleiche Erfolge auf vielen Gebieten erzielen könnten, wenn wir das leicht verbohrte Fachwissen unserer Spezialisten häufiger durch gewisse Zugaben von gesundem Menschenverstand auflockern würden. Das ist der Nachteil unserer deutschen wissenschaftlichen und technischen Hochleistung, daß sie in gewisser Weise überzüchtet und lebensfremd wird. Da muß von Zeit zu Zeit ein blutiger Laie kommen, wie ich es auf dem Gebiet der militärischen Luftverteidigung bin, und muß, unbelastet von allem Fachwissen, die Fachleute auf eine Idee bringen, die so einfach wie nutzbringend ist und darum von diesen hinter ihren Dienstvorschriften und mathematischen und ballistischen Formeln Verschanzten nie allein gefunden worden wäre."

Der Luftkrieg scheint überhaupt eine leichte Wendung zu unseren Gunsten genommen zu haben. Unsere Angriffe auf London sind fortgesetzt worden, und zwar mit wachsender Heftigkeit. Am vergangenen Sonnabend hat der 5. Angriff dieser Art stattgefunden. Etwa 500 Maschinen haben bei diesigem Wetter die Londoner Flaksperren durchbrochen und große Mengen hochexplosiver und neuartiger, schwer zu bekämpfender Brandbomben in die befohlenen Ziele geworfen.

Die Schäden in London sind erheblich. Wir können uns aus eigener Erfahrung ein gutes Bild davon machen, was 500 Bom-

ben anzurichten imstande sind. Nachdem unsere Angriffe von den Engländern bisher verschwiegen wurden, bequemt man sich nun, sie und ihre Wirkung zuzugeben. Churchill hat bei der Besichtigung der Londoner Schadenstellen gesagt: „Es ist wieder wie in alten Zeiten." Und in einer Meldung des Londoner Nachrichtendienstes heißt es: „Es hat seine Vor- und Nachteile, das alliierte Flugzeugmutterschiff zu sein ..."

Den Minister erfüllen solche Meldungen mit tiefer Befriedigung. Er liest sie ebenso wie die Schilderungen schwedischer Reisender aus dem bombardierten London voller Genugtuung immer wieder durch.

„Der Luftkrieg", sagt er, „ist wieder eine zweiseitige Angelegenheit geworden. Ich bin überzeugt, daß Churchill vor Wut kocht. Die Amerikaner sitzen drüben auf ihrem sicheren Kontinent. Ihm aber zertöppern die Nazis, die man schon am Boden liegen glaubte, die Hauptstadt der Insel. Es würde mich nicht wundern, wenn Churchill, der sich ja oft schon statt von kühler Vernunft von seinem blinden Haß hat leiten lassen, irgendetwas Verrücktes unternehmen würde."

Und so kommt es auch. In der Nacht nach unserem bisher schwersten Angriff auf London starten drüben etwa 1000 Bomber zu einem Monstre-Vergeltungs-Angriff auf Berlin. Das Wetter ist dem Unternehmen denkbar ungünstig. Kein Wölkchen am Himmel, hinter dem man sich vor den Nachtjägern und den Leichenfingern der Flak-Scheinwerfer hätte verstecken können. Unter den gleichen Wetterbedingungen ist von der RAF noch nie ein Großunternehmen gestartet worden. Klar, daß Churchill und seine Wut dahinter stecken.

Berlin wird zangenförmig vom Norden und Westen angeflogen. Unsere Jäger sind bei dem für sie idealen Wetter in ganzen Schwärmen aufgestiegen. Schon beim Ueberfliegen der Küste werden die Briten in heftige Kämpfe verwickelt. Sie werden in viele Einzelpulks auseinandergetrieben. In den Hauptverband mischen sich fast 200 deutsche Jäger, die in aller Ruhe einen Bomber nach dem anderen herunterholen.

Kurz nach Mitternacht haben die Engländer die deutsche Küste überflogen. Nur langsam kämpfen sie sich der Reichshauptstadt entgegen. Wir verfolgen voll höchster Spannung die Schlacht am Telefon. Es wird 4 Uhr morgens. Noch immer befinden sich die Bomber in einzelnen Gruppen teils über Mecklenburg, teils über Mitteldeutschland. Zu diesem Zeitpunkt muß der Feind eingesehen haben, daß er sein Ziel, Berlin, unter diesen Umständen nicht mehr erreichen, geschweige denn wirkungsvoll angreifen kann.

Er wird genötigt, sich ein Ausweichziel zu suchen. Leipzig muß dran glauben. Aber der Angriff verzettelt sich und wird nicht einmal mittelschwer. Nur wenige hundert Maschinen werfen ihre Bomben planlos in das Stadtgebiet von Leipzig. Ungezählte Tonnen Sprengstoff fallen ungezielt ins flache Land. Schwer gerupft und bis über die britischen Inseln von unseren Nachtjägern verfolgt, rettet sich der stolze Verband in die Heimathäfen. Das amtliche Reuterbüro muß einen Verlust von 79 Bombern zugeben. Der OKW-Bericht meldet 83. Tatsächlich dürften die Verluste mehr als 100 Maschinen betragen.

„Das ist ein Erfolg, was?" strahlt der Minister am anderen Morgen. „Hundert abgeschossene Bomber!! Das bedeutet einen Verlust von 600 Piloten. Das ist nicht dasselbe, als wenn sich an der Burma-Front oder in den Abruzzen ein Regiment englischer Proleten verblutet. Die RAF ist eine Elite-Truppe, in der die Söhne der hundert führenden englischen Familien Dienst tun. Und wenn 600 Mann dieser Elitetruppe, darunter vielleicht ein oder zwei Dutzend Söhne der englischen Führungsschicht, nach einem einzigen Einsatz nicht zurückkehren, dann ist das schon eine sehr bittere Pille.

Ich glaube kaum, daß das Fiasko dieses Churchillschen Wahnsinnsunternehmens sehr zur Hebung seines Kredites weder bei der RAF noch bei seinen Standesgenossen noch beim englischen Volk beitragen wird. Interessant ist ja in diesem Zusammenhang, daß der Bischof von Chichester und der Erzbischof von Canterbury in öffentlichen Erklärungen gewisse Einwände gegen den „unmenschlichen Luftkrieg" erhoben haben. Interessant ist ferner, daß in einigen englischen Zeitungen die Meinung vertreten wird, Berlin sei nunmehr so zerstört, daß weitere Angriffe unrentabel seien.

Nun brauchen die Engländer ja nur die täglich in Stockholm oder Lissabon aus Berlin ankommenden Fluggäste zu befragen, um eindeutig zu erfahren, daß Berlin zwar schwer getroffen, aber noch keineswegs erledigt, ja in seinen kriegswichtigen Funktionen kaum beeinträchtigt ist. Warum also diese offensichtlich den Tatsachen widersprechenden Feststellungen?

Nun, meine persönliche Ansicht ist, daß bestimmte Kreise in England versuchen, irgendwie aus dem blutigen Geschäft der Luftangriffe auf Berlin wieder auszusteigen. Das Argument, in Berlin sei nichts mehr zu zerstören, wäre ja eine vorzügliche Begründung eines solchen Schrittes vor der britischen Öffentlichkeit. Wir wollen daher Meldungen dieser Art keinesfalls dementieren und die englische Sensationspresse die Schäden in Berlin getrost übertreiben lassen. Je größer die Verluste durch

unsere Abwehr werden, und je weniger Spaß diese Art von Krieg macht, seitdem sie aus einer völlig einseitigen wieder zu einer Angelegenheit geworden ist, die ihre „Vor- und Nachteile" hat, umso eher wird man drüben geneigt sein, damit Schluß zu machen. Was uns ja nur recht sein kann.

Auf Churchill freilich dürfen wir dabei nicht rechnen. Sein jüngstes Wahnsinnsunternehmen hat gezeigt, daß nicht politische Vernunft und militärische Zweckmäßigkeit sondern allein sein persönlicher Haß und sein blinder Vernichtungswille die Motive seines Handelns sind, und wenn darüber noch mehr wertvolles englisches Blut vergossen wird, ja vielleicht die Existenz der britischen Nation selbst in Gefahr gerät.

Ich sagte schon mit Bezug auf ihn, daß Haß den Verstand umnebelt und nie das Attribut einer fruchtbaren Politik ist. Dieser Haß, der Churchill bisher geleitet hat, und offensichtlich weiter leitet, ist schuld daran, daß er, ein gerissener alter Fuchs und nicht zu unterschätzender Gegner, als Staatsmann nie das epochale Ausmaß eines Stalin erreichen wird, sondern immer ein Taschenspieler der Politik, ein Charlatan bleibt.

Was er sich da zusammen mit Roosevelt, auf den die gleichen Merkmale zutreffen, in Casablanca mit der Formel vom „unconditional surrender" ausgeheckt hat, ist eine weltgeschichtliche Eselei ersten Ranges. Ich wäre nie in der Lage gewesen, mir ein derart zündendes Schlagwort für meine Propaganda auszudenken. Wenn uns unsere westlichen Feinde erklären: Wir verhandeln nicht mit euch, wir haben nur das eine Ziel, euch zu vernichten, bis ihr euch auf Gnade und Ungnade uns ausliefert, und noch dann habt ihr weder Gerechtigkeit noch Versöhnung sondern Strafe und Vergeltung auf Jahrzehnte hinaus zu erwarten, ja dann muß doch jeder Deutsche, ob er will oder nicht, ob er uns freundlich oder feindlich gesonnen ist, weiter kämpfen und zwar mit aller ihm zur Verfügung stehenden Kraft.

Durch die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation jedenfalls ist es Churchill und Roosevelt gelungen, was allein meiner Propaganda sehr schwer gefallen wäre: das deutsche Volk zu einem unzerreißbaren Block zusammenzuschweißen, der als Ganzes siegen oder untergehen wird. Wer heute noch an Opposition gegen uns und an Frieden mit den Feinden denkt, der ist ein hoffnungsloser Narr und verdient es nicht anders, als daß ihm, schon seiner Dummheit wegen, der Kopf abgehackt wird."

ÜBERLÄUFER UND VERRÄTER

Seydlitz — Vermehren — Ein Vorschlag Ribbentrops — King Hall — Die „Neutralen" — Himmler ist für die Westlösung — Schmundt — Herr v. Falkenhausen — Amerikanischer Tagesangriff

27. Februar 1944.

Der moralische Auftrieb, den der Minister durch unsere bescheidenen Erfolge im Luftkrieg bekommen hat, ist nicht von langer Dauer gewesen. Heute ficht ihn wieder tiefe Niedergeschlagenheit an. Mit düsterm Gesicht sitzt er bei Tisch. Scharfe Falten liegen um seinen Mund. Er sieht schlecht aus. Vielleicht steckt ihm auch die Grippe noch in den Knochen.

„Wissen Sie", sagt er mit leiser, leidender Stimme und schüttelt dabei den Kopf, „seit Stalingrad vergeht kein Tag ohne eine neue Hiobsbotschaft. Mal geht es im Süden der Ostfront schief, dann bekommen wir wieder im Luftkrieg eins auf den Kopf, mal passiert im Norden der Ostfront irgendeine Schweinerei oder in Italien führen die Amerikaner eine neue Landung durch, dann wieder wackelt einer unserer Bundesgenossen oder einer unserer Generale oder Diplomaten läuft zum Feind über.

Es ist zum Verzweifeln. Gewiß, wir haben selbst viel Schuld. Das weiß ich am besten. Aber es ist auch viel Pech dabei. Wir haben seit Stalingrad kein Glück mehr. Seit Stalingrad auch ist es beschämende Tatsache geworden, daß Deutsche ihr Vaterland verraten. Und zwar gerade solche Deutsche, die in den Zeiten unseres Glücks daran in vollen Zügen teilhatten. Seydlitz ist leider nicht der einzige seines Standes geblieben. Neuerdings kriselt es auch unter unseren Auslandsvertretern."

Der Minister spielt damit auf den skandalösen Fall eines gewissen Vermehren an, der kürzlich als Gehilfe des deutschen Abwehrbeauftragten in Istanbul in englische Dienste trat. Die Mutter dieses jungen Mannes ist Petra Vermehren, die viel ge-

lesene „Reich"-Korrespondentin in Tanger, ein Bruder Michel ist Kriegsberichter, eine Schwester Isa als Künstlerin des Kabaretts bekannt. Die Familie trat kürzlich zum Katholizismus über. Sie gehört zu den typischen Vertretern einer bestimmten intellektuellen Schicht, die in diesem Stadium des Krieges Opposition zu machen beginnt.

„Das sollen sie meinetwegen getrost", fährt der Minister fort, „wenn sie mehr Verstand als Glauben haben, dann ist es unvermeidlich, daß sie in kritischen Zeiten wie diesen wankelmütig werden. Es kommt nur darauf an, ob man ihnen gestattet, uns das Messer in den Rücken zu stoßen. Sehen Sie, die Mutter Petra und der Bruder Michel, sogar die ziehharmonikaspielende Isa sind dem nationalsozialistischen Staat nicht schädlich, sondern sogar nützlich, solange sie auf dem richtigen Platz stehen. Solange sie mir gute Artikel schreiben und hübsche Musik machen, sollen sie zu Hause ruhig meckern und meinetwegen auch zum Katholizismus übertreten. Das interessiert mich nicht.

Aber ich muß sie im Auge behalten. Und ich darf nie jemand von ihnen auf einen so gefährlichen Posten stellen, wie man es mit dem jungen Verräter getan hat. Er selbst wird seinen Verrat bitter genug bereuen, und seine ganze Familie hat er damit unglücklich gemacht. Ihn trifft jedoch selbst weniger Schuld als die, die ihn auf einen solchen Posten gestellt haben; unseren diplomatischen Dienst und unsere Abwehr, die sich ja beide am laufenden Band mit Ruhm bekleckern.

Wissen Sie, was mir da kürzlich unser Reichsaußenminister durch seinen Propagandachef für einen Vorschlag unterbreiten läßt? Sie werden es kaum glauben, obwohl Ihnen sicher auch bekannt ist, daß beide Herren aus dem Kreis Kalau stammen, wo der eine ein Gut besitzt, der andere Landrat war. Sie haben sich also folgenden Kalauer ausgeheckt:

Die Juden sollen in der Meinung der Welt dadurch unmöglich gemacht werden, daß wir durch eine von uns betriebene aber als „jüdischer Geheimsender" getarnte Rundfunkstation übertrieben hohe und anmaßende jüdische Forderungen verbreiten. Können Sie dem propagandistischen Salto mortale des Herrn v. Ribbentrop folgen? Abgesehen von der praktischen Undurchführbarkeit des Projektes — der Standort jedes Geheimsenders läßt sich ja leicht durch Peilung ungefähr feststellen — zeugt die Verworrenheit und Kompliziertheit dieses Einfalls davon, daß sein Urheber keinen blassen Schimmer von Propaganda hat.

Propaganda muß so einfach und unkompliziert wie nur möglich sein. So wie Stalin sie macht. Sie wirkt dann auf Intellek-

tuelle natürlich abstoßend, kann sie auch ruhig, denn für diese wird sie nicht gemacht, sondern für die breite Masse, und auf die wirkt sie umso stärker, je primitiver und weniger spitzfindig sie ist.

Ironie z. B. wirkt nie auf die Masse, ist daher auch nie gute Propaganda. Sie entsinnen sich des Scherzes, den sich unsere Wehrmachtpropagandisten im FHQ ausdachten: „Alliierte Weihnachtsfeier in Rom". Man meldete damals, die Alliierten hätten nun doch, wie von ihnen seit langem prophezeit, Weihnachten in Rom gefeiert. Zwar nicht als Eroberer, aber doch als Gefangene. Das war Ironie, wenn auch keine besonders geistreiche. Der einfache Volksgenosse kapiert das einfach nicht, wie wir aus unzähligen Zuschriften aus dem Volk erkannten, die sich besorgt erkundigten, ob denn die Alliierten nun tatsächlich in Rom wären, oder was die Meldung überhaupt bedeuten sollte.

Ein anderes Beispiel war die Angelegenheit King Hall. Das war jener britische Unterhausabgeordnete, der 1939 Flugblätter an das deutsche Volk verfaßte, die so gut und wirkungsvoll waren, daß wir sie nicht mit Stillschweigen übergehen konnten wie all das minderwertige Zeug, das heute über den Kanal kommt.

Ich saß damals mit dem Führer zusammen, wir hatten das betreffende Flugblatt von King Hall vor uns und beratschlagten, wie wir dagegen am besten vorgehen könnten. Wir beschlossen, ein Flugblatt zu entwerfen, das den Namen King Halls tragen, dabei aber so schlecht und dumm sein sollte, daß ihm beim deutschen Volk die Glaubwürdigkeit dadurch entzogen würde.

Wir machten beide einen Entwurf. Als wir sie uns dann aber gegenseitig vorlasen, merkten wir, daß es so nicht ging. Mein Entwurf war so schlecht, daß das Volk den Schwindel gemerkt hätte, des Führers Entwurf aber war so gut, daß durch dieses Flugblatt leicht das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung hätte eintreten können. Wir hatten uns auf ein zu spitzfindiges, intellektuelles Verfahren eingelassen. Ich beschäftigte mich dann später in einem Leitartikel mit King Hall, der mit den inzwischen zum Zitat gewordenen Worten endete: „Sie oller, ehrlicher Seebär!", und der ihn nach der Holzhammermethode regelrecht fertig machte, so daß wir ihn in Zukunft nicht mehr zu fürchten hatten."

Noch eine andere Information hat sich dem Minister verdüsternd aufs Gemüt gelegt. Sie stammt aus Spanien und besagt nichts anderes, als daß sich große Teile des dortigen Klerus

mit dem Gedanken abgefunden haben, daß eine Bolschewisierung Europas unvermeidlich sei. Ja, man hält diese Entwicklung nicht einmal für die schlechteste, daß Stalin sich vielleicht dem Katholizismus verbünden, das Schisma beseitigen und die abtrünnigen Schäflein in den Schoß der allein seeligmachenden Kirche zurücktreiben könnte.

„Muß man sich über so viel Verkommenheit nicht die Haare raufen?" jammert der Minister. „Diese Ansicht ist in einem Lande, in dem noch vor wenigen Jahren die Klöster angesteckt, die Pfaffen gepfählt und die Nonnen geschändet wurden — nicht etwa von den Nationalsozialisten, die ihr Blut für die Befreiung Spaniens von der roten Pest opferten, sondern von eben jenen bolschewistischen Horden eines Stalin, den man jetzt als eine Art neuen Heiland sehen möchte — diese Ansicht ist so hirnverbrannt und widernatürlich, daß es dafür noch eine andere Erklärung geben muß.

Sie ist sehr einfach. Feigheit und Furcht sind die geistigen Eltern solcher Vorstellungen. Gegen den Bolschewismus aufzutreten, ist heute, da er die salonfähigsten Partner hat, nicht nur unbequem, sondern gefährlich. Einfacher ist es, mit dem Strom, wenn auch entgegen der besseren Einsicht zu schwimmen. Es ist die „falsche Klugheit", die sich, wie Clausewitz sagt, der Gefahr entziehen will. Mit ihr baut man sich goldene Brücken, die man sich trotz ihrer noch so gewagten Konstruktion nicht zu betreten scheut. Mit ihr legt man sich noch so widersinnige Theorien zurecht, an die man schließlich, um das eigene Gewissen zu beruhigen, glaubt. „Falsche Klugheit" scheint Spaniens augenblickliche Haltung uns und den Feinden gegenüber zu bestimmen. Wer wollte ihm denn ernstlich etwas anhaben, stellte es sich jetzt offen auf unsere Seite?

Die Engländer bestimmt nicht. Die haben bloß die große Fresse. Man soll doch nicht glauben, daß sie auch nur ein einziges Bataillon oder Flugzeug übrig hätten, um es nach Spanien zu schicken, in einem Augenblick, da sie sich auf das gewagteste militärische Unternehmen ihrer Geschichte, die Invasion, vorbereiten. Aber aus lauter Feigheit läßt Franco sich alle britischen Anpöbeleien gefallen und arbeitet damit dem Bolschewismus in die Hände, vor dem wir sein Land bewahrt haben.

Wenn man sich heute einmal die Weltlage nüchtern und sachlich betrachtet, dann müssen sich einem einfach die Haare sträuben. Wie so oft im Verlauf der abendländischen Geschichte ist die unendliche Weite des Ostens mit ihren unerschöpflichen

Menschenmassen erwacht und wälzt sich, einem Naturereignis gleich, den Zentren der abendländischen Kultur entgegen.

Dieser Flut stellt sich nun ein einzelnes Volk entgegen. Und während es einen wahren Heldenkampf gegen die von einem starken, zielbewußten, ja genialen Führer vorangetriebenen Massen der technisierten Primitiven ausficht, haben die anderen Völker des Abendlandes nichts besseres zu tun, als ihm in den Rücken zu fallen, seine Städte und Produktionszentren aus der Luft zu zerstören, die Massen des Ostens zu verpflegen und mit modernsten Waffen auszurüsten und durch die Drohung einer Invasion im Westen so starke Kräfte zu binden, daß die Horden des neuen Dschingis Khan Schritt für Schritt gegen die sich verblutenden Verteidiger vordringen.

Und die sogenannten „Neutralen", die sich an dieser Perfidie nicht aktiv beteiligen, bemühen sich wenigstens, uns moralisch und wirtschaftlich so viel Schaden zuzufügen, wie möglich ist. Gewiß fehlt es auch außerhalb Deutschlands nicht an Einsichtigen, die die Tragik und das Verhängnis der augenblicklichen Entwicklung für Europa erkennen. Aber sie sind — zur Zeit wenigstens — machtlos gegen die Kräfte, die die Politik der Westmächte bestimmen, und die in ihrem blinden Haß kein anderes Ziel kennen, als uns zu vernichten, ohne zu bedenken, daß sie mit der Zertrümmerung Deutschlands die Bresche in den Wall reißen, der das Abendland vor der Überflutung durch den Bolschewismus vorläufig noch bewahrt.

Sollte ihre wahnsinnige Handlungsweise tatsächlich eines Tages Erfolg haben, dann wird die Geschichte sie nicht von einer furchtbaren Schuld freisprechen können. Wenn man sich all dies vor Augen hält, kann man wirklich den Verstand verlieren. Manchmal bin ich versucht zu sagen: Dann soll doch Europa in Scherben gehen! Sollen doch abendländische Kultur und Gesittung von den asiatischen Horden zertrampelt werden! Öffnet den Bolschewisten doch die Tore! Laßt sie herein. Verbündet euch mit ihnen, damit jene, die es nicht besser verdient haben, umso schneller das Schicksal erleiden, das sie in ihrem Wahnsinn selbst heraufbeschwören!"

1. März 1944.

Ich habe den Reichsführer SS, Heinrich Himmler, kennen gelernt und kann nicht behaupten, daß er auf mich einen besonders angenehmen Eindruck gemacht hätte. Zweifellos hat er einige für das Dritte Reich sehr wertvolle Eigenschaften wie Härte, Energie und Zielstrebigkeit. In seinen Ressorts wird

man kaum Schlamperei, laissez faire und Korruption wie in so vielen anderen finden. Ich habe ihm gegenüber kein unheimliches Gefühl gehabt. Er wirkt mit seinem Zwicker und dem zurückgebliebenen Kinn wenig furchterregend. Er spricht mit sehr harter, metallisch klingender Stimme in stark bayerischer Klangfärbung. Der Minister hält viel von ihm. Die beiden haben sich in letzter Zeit etwas genähert. Die Initiative dazu ist von Himmler ausgegangen. Er scheint zu merken, daß Goebbels „im Kommen" ist. Ich halte Himmler nicht für dumm.

Vormittags hat Himmler ein langes und erstaunliches Referat auf einer Tagung der Reichspropagandaamtsleiter gehalten. Wir alle sind überrascht, zu einem Zeitpunkt, da die Russen nur noch wenige hundert Kilometer von den Reichsgrenzen entfernt sind, und noch nicht abzusehen ist, wie, wo und wann ihr Vormarsch aufgehalten werden soll, aus dem Munde eines verantwortlichen Mannes unserer Führung zu vernehmen, wir müßten unsere Volkstumsgrenze, die heute noch etwa an der Weichsel verlaufe, um mindestens 500 Kilometer nach Osten verschieben und unsere vordersten Sicherungen am Ural etablieren.

Als der Minister ihn nachmittags zu einer Kaffeestunde unter vier Augen empfängt, dürfte man sich auch über die Möglichkeiten unterhalten haben, diese immerhin recht weit gesteckten Ziele zu realisieren.

„Ich habe", sagt der Minister nachher, „bei Himmler ein großes Maß politischen Realismus festgestellt. Er sieht unsere Lage ganz ähnlich wie ich. Nur sind wir vorläufig noch verschiedener Ansicht über die Art, wie sie aus ihrer augenblicklichen Krise herausgeführt werden kann. Sie haben ja gehört, daß er um keinen Deut von seinen weitgespannten Ostplänen abzugehen beabsichtigt. Mit ihnen steht und fällt seine gesamte Rasse- und Siedlungspolitik, das weltanschauliche Kernstück seiner SS. So wird er notgedrungen auf den Weg geführt, nach Verständigungsmöglichkeiten mit dem Westen zu suchen. Ich habe ihn vergeblich davon zu überzeugen versucht, daß eine solche Verständigungsmöglichkeit heute nicht mehr besteht."

Leider ist der Minister in seinen Andeutungen über den Inhalt der sehr langen Unterredung mit Himmler außerordentlich zurückhaltend. Sie muß höchst interessant gewesen sein. Der Führer jedenfalls hätte nicht Zeuge dieses Gespräches werden dürfen. Denn er hat bisher allen Anregungen gegenüber, den Krieg auf andere als militärische Weise zu entscheiden, sich ablehnend verhalten und auch keinerlei Schritte weder nach der einen noch nach der anderen Seite eingeleitet oder auch nur gutgeheißen.

Nach Himmler empfängt der Minister den Generalgouverneur von Polen, Dr. Frank. Sein Cäsarenwahn und zahlreiche Verrücktheiten, die er sich als „Kaiser Frank I." von Polen leistet, sind ja überall bekannt. Er gewinnt jedoch bei persönlicher Bekanntschaft. Groß, breitschultrig, massig, mit nicht unsympathischem, energischem Gesicht unter schönem, dunklem Haar wirkt er durchaus repräsentativ. Was er über das Generalgouvernement zu sagen hat, ist vernünftig. Er scheint durchaus Format zu besitzen.

Frank bittet vor allem darum, die Polen in unserer Propaganda etwas besser zu behandeln. Unsere rassische Einstellung zu ihnen sei eindeutig. Daran ändere sich nichts. Wir müßten uns aber darüber klar sein, daß die Polen in ihrer Gesamtheit einen nicht unerheblichen Beitrag zu unseren Kriegsleistungen beisteuerten. Ein Drittel des gesamten deutschen Munitionsbedarfes werde im Generalgouvernement hergestellt. Jede dritte Patrone also, die das Leben eines Russen, Engländers oder Amerikaners beende, sei von einem Polen hergestellt.

Darüber hinaus liefere das Generalgouvernement ganz erhebliche Mengen anderer Industrie- und vor allem Agrarprodukte. Die deutsche Ostbahn, die zwei Drittel des gesamten Nachschubs für die Ostfront bewältige, beschäftige 170 000 polnische Arbeiter, Angestellte und Beamte, die von nur 8000 Deutschen geleitet und beaufsichtigt würden und sich trotz vielfacher Möglichkeit der Sabotage bisher stets anständig und loyal verhalten hätten.

Die große Masse der Polen liebe uns zwar nicht, erkenne aber, daß sie es zum Teil sogar besser habe als unter der Herrschaft ihrer eigenen Landsleute. Jedenfalls betrachten sie uns, den Russen gegenüber, als das kleinere Übel. Sie haben eingesehen, daß sie zwischen zwei nach verschiedenen Richtungen sich ausbreitenden Großmächten der Stein des Anstoßes sind, und ziehen, wenn sie ihre Selbständigkeit schon verlieren, die deutsche Herrschaft der russischen Ausrottung vor, über welches Schicksal sich jeder Pole nach Katyn klar ist. Frank schließt sein klares und eindringliches Referat mit der entschiedenen Forderung, daß den Polen im Generalgouvernement allein aufgrund ihrer Kriegsleistungen für Deutschland nach dem Siege erhebliche weitere Rechte, insbesondere eine weitgehende kulturelle Autonomie, eingeräumt werden müßten.

Am Abend wird dann ein dritter Redner des Tages, General Schmundt, vom Minister empfangen. Schmundt war früher erster Wehrmachtsadjudant des Führers und hat seit etwa einem Jahr das verantwortungsvolle und wichtige Amt eines

Chefs des Heerespersonalamtes inne. Er gefällt mir vom ersten Augenblick an. Jung, schlank, drahtig, mit frischem, wettergebräuntem Gesicht vertritt er den Typ des lebensfrohen, begeisterten Berufsoffiziers. Sein Verdienst ist es, daß der Führerbefehl, mit dem jedem Soldaten ohne Ansehen von Geburt und Stand der Weg zum Offizier offenstehen soll, endlich auch in die Tat umgesetzt wurde.

Natürlich dreht sich das Tischgespräch um die „Generals-Clique". Schmundt gibt ihr Bestehen ganz offen zu, und leugnet auch nicht die potentielle Gefahr, die sie darstellt. Er ist sich klar darüber, daß ihre Angehörigen im Ernstfall genau so handeln würden wie der Verräter Seydlitz.

„Sie halten wie Pech und Schwefel zusammen", sagt Schmundt, „sie sabotieren Befehle des Führers wo sie nur können, freilich stets so, daß ihnen nichts nachzuweisen ist, sie streuen beständig Sand in die Maschine unserer Wehrmacht. Einer von ihnen deckt den anderen. Offiziere, die nicht zu ihrem Kreis gehören, versuchen sie kaltzustellen. Beispielsweise hatte es Seydlitz verstanden, den General Lieb, der sich jetzt im Tscherkassy-Kessel das Eichenlaub verdiente, und der sich als besonders befähigter Truppenführer erwiesen hat, bis vor kurzem auf dem Posten eines Stadtkommandanten von Frankfurt auf Eis zu legen. Aber man kann ihnen einfach nicht beikommen."

Später berichtet Schmundt dann von einer Kriegsgerichtsverhandlung, der er heute beigewohnt hat. Verhandelt wurde gegen eine Reihe von Offizieren aus dem besetzten Belgien. Sie stehen unter Anklage des Devisenvergehens, Beteiligung am Schwarzhandel und anderen Unregelmäßigkeiten. Kronzeugin ist eine belgische Prinzessin. Sie sagt unter anderem aus, daß sie regelmäßig Gast im Hause des Militärbefehlshabers von Belgien, General v. Falkenhausen, gewesen sei. Bei einer dieser Gesellschaften wurde sie „zum Spaß", wie sie sagt, zur „Königin des Schwarzen Marktes" gekrönt.

Der Minister platzt beinahe vor Empörung: „Da sitzen diese Schweine in einem Lande, das demnächst zum Schauplatz einer diesen Krieg vielleicht entscheidenden Schlacht werden soll, und schämen sich nicht, sich mit dem verkommenen Aristokratenklüngel dieses Landes zu verbrüdern. Statt seine Soldaten auf die kurz bevorstehende Entscheidungsschlacht vorzubereiten und das ihm anvertraute Land in Ordnung zu halten amüsiert Herr v. Falkenhausen sich mit belgischen Gräfinnen und Prinzessinen und läßt sie von seinen ebenso verkommenen Offizieren zu Königinnen des Schwarzen Marktes krönen. Pfui Deibel! Mit sowas wollen wir den Krieg gewinnen."

8. März 1944.

Wir sind in Lanke. Die Familie Goebbels ist mit Sack und Pack, mit Kindern und Hunden, Kindermädchen und Zofen, Schwiegermutter und Tanten hier in die ländliche Stille am „Bodensee" übersiedelt, seit der Aufenthalt in Berlin durch die ständigen Luftangriffe mehr als unbehaglich geworden ist. Die Kinder besuchen die Dorfschule der nächstgelegenen Ortschaft. Jeden Morgen werden die vier Ältesten mit dem Ponnywagen ins Dorf gefahren und mittags wieder abgeholt. Es wäre gewiß einfacher, ihnen einen Hauslehrer zu halten. Aber der Minister hält auch unter diesen erschwerten Umständen an seinem Grundsatz fest, daß seine Kinder keine Extrawurst gebraten bekommen, daß sie wie alle anderen Kinder die vierjährige Grundschule und später eine öffentliche höhere Schule besuchen, daß die Älteren den HJ- oder BdM-Dienst mitmachen, kurz so aufwachsen wie jedes andere deutsche Kind auch.

Am nächsten Vormittag erleben wir dann von Lanke aus den ersten Tagesangriff der Amerikaner auf Berlin. Die Schlacht um Berlin scheint damit in eine neue Phase eingetreten zu sein. Während die Engländer sich auf Nachtangriffe spezialisiert haben, greifen die Amerikaner nur bei Tage an. Sie ergänzen sich so aufs Beste, und es besteht von nun an für sie die Möglichkeit, Berlin praktisch unter einem ständigen, Tag und Nacht andauernden Bombenregen zu halten.

Das Wetter ist klar. Nur wenige Wolken stehen an einem zartblauen Vorfrühlingshimmel. Die Amerikaner fliegen Berlin von Norden her an, kommen also in ihrer Masse direkt über uns hinweg. Die Familie sitzt längst im Keller. Der Doktor aber ist ganz aus dem Häuschen. Schwägermann muß ihm ein Fernglas besorgen. Aufgeregt läuft er auf Terrasse und Rasen hin und her, als ein tiefes Brummen das Herannahen des Verbandes ankündigt. Wir können mit dem bloßen Auge noch nichts erkennen. Der Doktor sucht mit dem Glas den Himmel ab.

Da, jetzt hat er den ersten Pulk eingefangen. Laut zählt er die Maschinen, kommt auf 30 bis 40. „Das müssen Sie sehen!" ruft er und reicht mir das Glas. Ich habe die im Sonnenlicht hell blinkenden metallenen Vögel noch kaum richtig gesehen, da nimmt er mir das Glas auch schon wieder aus der Hand.

„Da, etwas weiter rechts, ein zweiter Pulk!" ruft der Minister. „Und hier ein dritter!" Er läuft quer über den Rasen, auf dem die ersten Schneeglöckchen und Krokusse bereits hervorkommen, zu einem Platz, von dem aus er glaubt, bessere Beobachtungsmöglichkeiten zu haben. Ich sehe ihn dabei zum

erstenmal von seiner sonst stets ruhigen, gemessenen Gangart in Laufschritt übergehen, ein rührend unbeholfener Anblick.

Man kann die Maschinen jetzt schon mit bloßem Auge erkennen. Sie fliegen meiner Schätzung nach höchstens 3—4000 Meter hoch. Es ist ein gewaltiger und zugleich deprimierender Anblick, diese viermotorigen Bomber aus den USA am hellichten Tag ruhig und scheinbar unbehelligt über sich wegziehen zu sehen und zu wissen, daß jeder viele Zentner Sprengstoff mit sich trägt, die er jetzt in wenigen Minuten über unserer Heimatstadt ausklinken wird.

Jetzt braust eine Staffel deutscher Jäger mit ohrenbetäubendem Motorenlärm nur wenige Meter über unsere Köpfe hinweg. Sie scheinen auf dem nahen Flughafen Bernau gestartet zu sein. Der Doktor und wir alle schwenken die Arme und rufen ihnen innerlich zu: „Macht eure Sache gut!"

Andere Jäger sind schon am Feind. Wir können einzelne Luftkämpfe beobachten. In das monotone Motorengebrumm mischt sich das helle Tacken und das tiefere Bellen der Maschinengewehre und Bordkanonen.

Jetzt kommt Frau Goebbels über den Rasen gelaufen, die Hände ringend und schon von weitem rufend: „Joseph, um Gotteswillen, ich bitte dich, komm in den Keller oder doch wenigstens ins Haus!" Und mit einem bösen Blick zu Schwägermann: „Wie können Sie so unverantwortlich sein und meinen Mann hier draußen lassen!"

So ganz unberechtigt ist ihre Sorge und Aufregung nicht. Denn bei den sich unmittelbar über uns abspielenden Luftkämpfen und bei dem jetzt einsetzenden Flakbeschuß, mit dem die Spitzengruppe am äußeren Flakring Berlins empfangen wird, können Splitter oder sonst was natürlich leicht auch hier mal runterfallen.

Aber dem Minister ist das, was er zu sehen bekommt, viel zu interessant und zu aufregend, als daß Magdas Bitten irgendeinen Erfolg hätten. Er nimmt sich kaum Zeit, sie die paar Schritt zum Haus zurückzubegleiten und ihr beruhigend die Schulter zu klopfen, dann hat er schon wieder das Glas vor den Augen.

Ich hole inzwischen telefonische Lagemeldungen ein. Zahlreiche Amerikaner sind bereits beim Anflug von unseren Jägern abgeschossen worden. Es werden später insgesamt 140, die bisher größte, eine gewaltige Zahl bei einem einzelnen Angriff. Dieses erste Unternehmen wird für die Amerikaner eine blutige und wenig erfolgreiche Angelegenheit. Nur ein Bruchteil der Angreifer gelangt überhaupt bis über das Stadtgebiet.

Ihre Bombenabwürfe sind recht planlos. Industrieller Schaden entsteht überhaupt nicht. Auch die sonstigen Schäden und Verluste sind minimal. Hoffentlich hält dieser erste Mißerfolg die Amerikaner von weiteren Berlinflügen ab. Zumindest werden sie in Bezug auf das Wetter vorsichtiger sein und nicht mehr bei klarblauem Himmel zu uns kommen. Trotzdem müssen wir von jetzt an auch mit der Möglichkeit von Tagesangriffen auf Berlin als einer bitteren Tatsache rechnen.

Beim Mittagessen ist der Angriff und das eben gesehene Schauspiel natürlich das große Thema. Alle Einzelheiten berichtet der Minister den atemlos lauschenden Kindern. Zwischendurch kommen telefonisch immer weitere Ergänzungsmeldungen aus Berlin über den Verlauf des Angriffes. Der Minister ist gut gestimmt. Unsere Abwehr hat zweifellos einen bedeutenden Erfolg errungen. Er hofft, auch mit dieser neuen Phase der Schlacht um Berlin fertig zu werden ... Er ist stolz, daß die Berliner sich bisher nicht haben unterkriegen lassen, obwohl Berlin bereits heute die meist bombardierte Stadt Deutschlands und wohl der Welt ist.

Am Nachmittag ein Anruf aus dem FHQ, das sich zur Zeit wieder auf dem Berghof bei Berchtesgaden befindet; der Minister wird zum Führer befohlen. Er wünscht ihn so schnell wie möglich zu sehen.

BESUCH AUF OBERSALZBERG

Der Optimismus des Führers — Es fehlt ein „Kanzler" — Martin Bormann intrigiert — Deutschland und England — Erschütternde Vorgänge an der Ostfront General Schörner

16. März 1944.

Überstürzte Abreise. Ankunft in Salzburg bei strahlendem Sonnenschein. Die Berge liegen in ihrer weißen Pracht wie eine zauberhaft schöne Kulisse um den alten Bischofssitz. Ich kann den Führer verstehen, daß er sich mit magischer Gewalt immer wieder hierher gezogen fühlt. Der Minister ist dagegen landschaftlichen Reizen gegenüber ziemlich unempfindlich. Er verliert über die Schönheit, die uns hier umgibt, kein Wort. Seine Gedanken sind bereits beim Führer und den Problemen, die er mit ihm besprechen will.

Er fährt ganz allein auf den Berghof. Schwägermann und ich haben inzwischen Zeit, uns Salzburg, dies Schatzkästlein deutscher Barockbaukunst, anzusehen. Nicht auszudenken, wenn zwischen diese Häuser, deren jedes einen unersetzlichen Wert aus dem kulturellen Gesamtbesitz Europas darstellt, eine englische oder amerikanische Bombe fallen würde. So ruchlos kann keine Kriegführung sein.

Bereits am Abend fahren wir wieder nach Berlin zurück. Der Minister ist vom Geist des Führers beflügelt wie von feurigem Wein. Ich gebrauche diesen billigen Vergleich bewußt. Denn ich kann mich zuweilen des Eindruckes nicht erwehren, daß der Umgang mit dem Führer auf Goebbels tatsächlich im wahrsten Sinne des Wortes berauschend wirkt, als würden wie durch den Genuß feurigen Weines nicht nur seine Lebensgeister aufgefrischt und er mit Unternehmungslust und den besten Einfällen beschenkt, sondern als würde er auch bestimmter Hemmungen in Bezug auf die Vorstellung von der Durchführbarkeit solcher Ideen beraubt.

In diesem Zustand erscheinen dem Minister die schwierigsten Probleme lösbar, die bedrohlichsten Krisen geringfügig und die schwersten Rückschläge als kaum ernstzunehmen. Dagegen gewinnen Zukunftspläne, Projekte, Kombinationen über politische Entwicklungsmöglichkeiten ein Gewicht, das unsere ganze Kriegsalltagsmisere für den Augenblick vergessen läßt. Diese meine Ansicht wird noch durch den Umstand bestärkt, daß jeweils einige Zeit nach dem letzten Führerbesuch wie der Katzenjammer auf den Rausch tiefe Niedergeschlagenheit auf die lodernde Begeisterung des Ministers folgt.

Dann verlieren die ideellen, sachlich aber wenig greifbaren Argumente des Führers an Beweiskraft, der Kriegsalltag mit seinen Sorgen und Nöten wirkt denkbar ernüchternd, realistisch betrachtet sind sogar keine Chancen mehr zu erkennen, und wie den Alkoholiker zur Flasche, so zieht es den Minister mit unwiderstehlicher Gewalt wiederum zum Führer, um bei ihm von neuem Trost, Aufrichtung und frischen Mut für den täglichen Kampf zu suchen und auch regelmäßig zu finden.

Mag sein, daß ich die Dinge falsch oder übertrieben sehe. Ich habe jedenfalls die Überzeugung, daß die Besuche beim Führer für den Realismus unserer Politik und Kriegführung äußerst nachteilig sind. Aber vielleicht brauchen wir eben, um den Krieg zu gewinnen, mehr Idealismus als Realismus. Das wird allein der Ausgang des Krieges eines Tages erweisen.

Ich bin daher nicht so begeistert wie der Minister, als er uns freudestrahlend erklärt, schon in acht Tagen würden wir wieder hierher fahren. Er werde den Besuch beim Führer mit einer Rede zum sechsten Jahrestag des Anschlusses der Donau- und Alpengaue verbinden, worum ihn Gauleiter Scheel gebeten habe. Ich wüßte niemand, habe der Gauleiter zu ihm gesagt, der heute noch aus einem solchen Anlaß zum Volke sprechen und ihm auch wirklich etwas sagen könnte, als Sie.

Natürlich erfüllt den Minister ein solcher Auftrag ebenso wie die so schnell wiederholte Einladung des Führers mit großer Genugtuung. Es ist für ihn die Bestätigung seines come-back nach dem tiefen Sturz, den er in der Gunst des Führers und auch des Volkes nach seinen jugendlichen Verfehlungen tat.

Einen wesentlichen Auftrieb in dieser seiner Aufwärtsbewegung stellt der Luftkrieg und seine Meisterung durch ihn dar. Insbesondere hat das, was Berlin und seine Bewohner unter Goebbels Führung in den letzten Wochen und Monaten leisteten — mit Recht — allgemeine Bewunderung erregt. Wie Churchill sich in England dadurch, daß er in des Landes schwerster Stunde die alleinige Verantwortung auf sich nahm, einen

gewaltigen Vertrauensfundus schuf, von dem er heute noch zehrt, obwohl England durch ihn in eine hoffnungslose Sackgasse geraten ist und praktisch bereits zu den Verlierern dieses Krieges zählt, genauso hat Goebbels sich dadurch großes Vertrauen erworben, daß er sich nicht scheute, für eine so aussichtslose Sache wie den Luftkrieg die Verantwortung zu übernehmen, um die sich der eigentlich Verantwortliche herumgedrückt hat.

Der Doktor ist wie aufgezogen. Er redet, im Gang des Salonwagens stehend oder mit kleinen Schritten auf und ab gehend, bis tief in die Nacht. „Wenn man erst einmal die Sympathien der Masse auf seine Seite gebracht hat", sagt er, „dann ist es garnicht mehr schwer, sein Vertrauen beim Volk immer mehr zu stärken. Das ist wie mit dem Reichwerden. Die ersten paar tausend Mark sind am schwersten zu verdienen. Nachher fließt einem das Geld fast von alleine zu. Aller Anfang ist schwer. Vor allem gehört etwas Mut dazu. Mut wird immer belohnt, während Feigheit stets tödlich ist."

Nach einer Weile, während der er, die Hände in den Hosentaschen, durch die Schlingerbewegungen des Zuges leicht schwankend, im Gang hin und her läuft, fährt er fort:

„Ich bin überzeugt, daß ich 1917 in Deutschland Reichskanzler geworden wäre, hätte ich eine Generation früher gelebt. In Zeiten der Gefahr wird immer der Ruf nach dem starken Mann laut. Wenn die Dinge aussichtslos scheinen, sieht die Führung einer Nation nach dem Mann aus, der mit kühnem Mut und eiserner Energie die festgefahrene Karre wieder flott bekommt. Jeder ist ihr dann recht, besitzt er nur diese beiden Eigenschaften. Über kleine Schönheitsfehler bei dem Betreffenden sieht man dann gerne hinweg.

So war es mit Churchill 1940 in England. So wäre es 1917 in Deutschland mit mir gewesen. Exzellenz v. Dircksen berichtete mir kürzlich von einer interessanten Unterhaltung, die sie mit dem deutschen Kronprinzen hatte. Sie schwärmte wie üblich von mir. Na, sagte sie spottend zum Kronprinzen, im kaiserlichen Deutschland wäre er als Bürgerlicher wohl kaum über den Regierungsrat hinaus gekommen. Da habe der Kronprinz sehr energisch protestiert und geantwortet: Was glauben Sie, wie händeringend, wie verzweifelt wir 1917 nach einem solchen Mann gesucht haben. Jeder wäre uns recht gewesen, hätte er nur die Voraussetzungen besessen, das Ruder des der Katastrophe entgegensteuernden Staatsschiffes in letzter Minute herumzureißen.

Gewiß, im kaiserlichen Deutschland wäre ich in normalen Zeiten nicht mehr als Regierungsrat, vielleicht auch das nicht einmal, geworden. Selbst Hindenburg glaubte noch wunder was für Konzessionen zu machen, als er auf Hitlers Vorschlag, mich zum Minister zu ernennen, nach langem Zögern und reiflicher Überlegung antwortete: höchstens Ministerialrat. Dabei hatten wir damals schon 15 Jahre Republik hinter uns. Aber 1917 hätte man mich gebraucht und daher genommen. Genauso wie man uns 1933 brauchte. Dem Herrenklub waren wir samt und sonders höchst unsympathisch. Aber man brauchte die starke Faust, die mit dem Chaos und dem drohenden Bolschewismus fertig würde. Und darum rief man uns. Daß man die Geister, die man rief, nachher nicht wieder so einfach los wurde, wie man sich das gedacht hatte, ist eine andere Sache."

Heute jedenfalls ist Goebbels dieser starke Mann, den die Stunde erfordert. Ihm schwebt tatsächlich so eine Art Kanzlerschaft im Dritten Reich vor, die Aufgabe, die eigentlich Göring erfüllen sollte; als erster Mann nach dem Führer die einzelnen Ressorts zu einer aktionsfähigen Regierung zusammenzufassen, die es bei uns schon längst nicht mehr gibt.

Ich muß manchmal denken: Wenn die Welt wüßte, wie es in unserem „Führerstaat" wirklich aussieht, wie hier jeder tut, was ihm gerade in den Sinn kommt, wie hier jede Zusammenarbeit zwischen den Ressorts fehlt, ja jeder Minister versucht, die Maßnahmen des anderen zu sabotieren und ihm möglichst viel Knüppel zwischen die Beine zu werfen!

Goebbels will als rechte Hand des Führers wirken. Er will von Berlin aus die heute noch in vielerlei Richtungen auseinanderstrebenden Kräfte unserer Führung koordinieren. Er will für Sauberkeit, Anstand und Leistung in dem unter seiner Leitung stehenden Führerkorps sorgen. Er will, er will, er will ... Aber vorläufig läßt man ihn nicht.

Denn da ist die unter Bormanns Anführerschaft stehende Clique im FHQ, die die größte Gefahr für ihre eigene Existenz eben in einem solchen starken Manne sieht, der mit allen Mißständen im Dritten Reich und also auch in erster Linie mit ihr selbst ein Ende machen würde. Sie lassen ihn nicht ran. Sie spinnen die Intriguen gegen ihn, sie beeinflussen immer wieder den Führer, daß sein Mißtrauen gegen Goebbels wach bleibt. Denn sie allein sind es, die von dem Durcheinander und der Unfähigkeit in unserer Führerschaft profitieren.

Darum ist ihnen ein hirnverbrannter Ostminister lieber als ein kluger, ein tölpelhafter Außenminister lieber als ein geschickter, ein schlapper Reichsmarschall lieber als ein eisen-

harter. Und darum nehmen sie all diese Zierden unserer Führerschaft gegen die von Goebbels kommenden Angriffe in Schutz und bemühen sich, dem Führer klar zu machen, daß jener nur deswegen gegen sie amoklaufe, weil er in seinem maßlosen Ehrgeiz sie alle an die Wand drücken und am liebsten selbst zum Führer werden möchte.

So hält der Führer den Doktor immer an sehr kurzem Zügel, weiß aber natürlich trotzdem, was er an ihm hat. Er denkt z. B. garnicht daran, ihn zum Außenminister zu machen, holt ihn aber jedesmal in sein Hauptquartier, wenn eine wichtige außenpolitische Frage zu entscheiden ist. Das war auch der Grund unserer jetzigen Reise. Zwei Bundesgenossen wakkeln: Finnland und Ungarn. Der finnische Reichstag hat zwar soeben das sowjetische Separatfriedensangebot abgelehnt, trotzdem steht Finnland unter sehr starkem Druck, und die weitere Entwicklung muß sehr sorgfältig beobachtet werden.

In Ungarn ist die Lage weit kritischer. Dieser Bundesgenosse, der durch den Wiener Schiedsspruch mehr als gut bedient wurde und nicht laut genug „Hier" schreien konnte, als wir noch Kriegsbeute verteilen konnten, hat seit Stalingrad jede Lust am Kriegsspiel verloren und schielt nicht nur mit einem, sondern mit beiden Augen zum Feind. Exponent der auf Absprung sinnenden Gruppe in Ungarn ist der derzeitige Ministerpräsident v. Kallay. Wir sind nach der üblen Erfahrung mit Italien sehr wachsam geworden. Auf dem Berghof sind alle Vorbeugungs- und eventuellen Gegenmaßnahmen besprochen worden. „Eine Schweinerei wie in Italien", sagt der Minister, „passiert uns nicht ein zweites Mal."

Acht Tage später ist der Minister wieder auf dem Berghof. Er hat die Gelegenheit benützt, um mit dem Führer zum ersten Mal ausführlich das Problem durchzusprechen, das ihn in letzter Zeit am meisten beherrscht: die Gegensätze im feindlichen Lager und die Möglichkeiten, sie zu unseren Gunsten zu nutzen. Zu konkreten Ergebnissen scheint er jedoch wiederum nicht gekommen zu sein. Von der sogenannten Ostlösung, zu der sich der Minister, wenn auch widerstrebend, durchgerungen hatte, spricht er überhaupt nicht mehr. Der Führer scheint also die Erörterung eines solchen Vorschlages als undiskutabel abgelehnt zu haben.

Dagegen wurde sehr viel von England gesprochen. Der Führer hängt mit einer exaltierten und beinahe unvernünftigen Liebe an seinem Lieblingsgedanken, den er schon in „Mein Kampf" niedergelegt und dann mit seinen englischen Vorkriegsfreunden immer weiter ausgesponnen hat: der deutsch-eng-

lischen Verständigung. Nichts hat ihn so gekränkt und erbost, ja schließlich seinen tödlichen Haß gegen Churchill hervorgerufen, als daß seine wiederholten Verständigungsangebote, die wirklich aus tiefstem Herzen ehrlich gemeint waren, nicht nur zurückgewiesen, sondern ihm als politische Täuschungsmanöver ausgelegt wurden. Sein Haß gegen England ist der einer verschmähten Geliebten und daher unüberwindlich.

Der Minister legt den außerordentlich verwickelten und ausweglos erscheinenden deutsch-englischen Komplex so dar, wie er auf dem Berghof besprochen wurde: „Warum ist denn England in den Krieg eingetreten? Um das europäische Gleichgewicht der Kräfte wiederherzustellen, das es durch Deutschland bedroht glaubte. Der deutsche Gegner wurde zwar bisher noch nicht ausgeschaltet, aber doch so weit geschwächt, daß jetzt oder bald das erstrebte Gleichgewicht wiederhergestellt wäre, wenn man eine Bewegung aufhalten könnte, die man durch das Bündnis mit dem Bolschewismus und die erstrebte Vernichtung Deutschlands selbst in Gang gesetzt hat.

Denn wenn England mit Deutschland stets die Möglichkeit gehabt hat, zu einer vernünftigen Übereinkunft zu gelangen, so muß es nun erkennen, daß diese Möglichkeit der Sowjet-Union gegenüber nicht besteht. Deutschland hat keinerlei Forderungen erhoben, die irgendwie mit wichtigen britischen Interessen kollidieren oder gar die Lebenslinien seines Empire bedroht hätten. Rußland dagegen verlangt ganz frech nicht nur all das, was man uns glaubte verweigern zu müssen, sondern darüber hinaus so viel, daß, kann man sich diesen Forderungen nicht wirkungsvoll widersetzen, die englische Vorherrschaft in Europa und in der Welt ein für allemal vorbei ist. Darüber muß sich die englische Führerschaft heute klar sein, und sie ist es auch, wie Sie selbst aus vielen Äußerungen in der englischen Öffentlichkeit wissen.

Glauben Sie mir, verantwortungsbewußte Männer in England würden heute viel darum geben, wenn sie einfach zu Hitler sagen könnten: Seien Sie uns nicht böse, wir haben uns geirrt, halten Sie Ihr Angebot von 1939 noch aufrecht? Und sie wären heilfroh, wenn Hitler ihnen sagte: Abgemacht! (was er übrigens bestimmt sagen würde). Tatsächlich wäre dies die einzige Chance, die Existenz unserer beiden Völker und damit den Fortbestand des Abendlandes zu gewährleisten. Andernfalls verliert England mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes den europäischen Kontinent an Rußland, sein Imperium an Amerika, und seinen Wohlstand und die Blüte seiner Jugend auf den Schlachtfeldern dieses und des nächsten Krieges.

Warum nun wird dieser einzig rettende Schritt nicht getan? Einmal weil es eine allgemeine menschliche Schwäche ist, begangene Irrtümer nur sehr ungern einzusehen und noch viel weniger gern öffentlich einzugestehen. Zum anderen und vor allem aber liegt es an der Person Churchills. In seine Hand ist die Entscheidung über die Zukunft des englischen Imperiums gelegt. Die Geschichte wird es einst als Tragik verzeichnen, daß in diesem entscheidungsvollen Augenblick ein Mann an der Spitze Englands stand, der sich nicht von klarer Vernunft, sondern von persönlichen Haßgefühlen leiten ließ, und der vor allem blut- und gefühlsmäßig viel zu sehr Amerikaner war, um im wahren Interesse Englands handeln zu können.

Sollte die Sache für England schief gehen, das scheint Churchills politische Konzeption zu sein, nun, dann wird er als Liquidator des britischen Empire sich bemühen, aus der Konkursmasse möglichst viel für den amerikanischen Vetter herauszuholen. Mit Churchill, darüber müssen wir uns klar sein, ist eine im Sinne Englands und Deutschlands vernünftige Lösung ausgeschlossen. Soweit jedenfalls sind der Führer und ich uns völlig einig".

Der Minister seufzt. Er mag an die schwere Aufgabe denken, die er und seine Propaganda bekommen haben: einen Keil zwischen Churchill und seine Partei, zwischen Churchill und das englische Volk, zwischen Churchill und seine Standesgenossen zu treiben. Churchills Sturz ist offenbar der einzige Ausweg, den der Führer noch aus unserem Dilemma sieht. Vielleicht hofft er auch, daß das Schicksal uns dabei hilfreich unter die Arme greifen wird, indem es Churchills Lebensfaden abschneidet. Als er kürzlich Grippe oder etwas ähnliches hatte, hielt man im FHQ den Atem an. Aber der unverwüstliche britische Premier tat uns den Gefallen nicht. Drei Tage später meldeten die englischen Zeitungen, daß er bereits wie üblich wieder seine dicke Zigarre rauche.

„Es ist eine weitere Tragik", fährt der Minister nach einem neuen Seufzer fort, „daß zur gleichen Zeit, da ein so fanatischer Starrkopf und Halbamerikaner britischer Premier ist, auf Englands Thron der — ich will mich diplomatisch ausdrücken — am wenigsten mit Geistesgaben gesegnete König sitzt, der je Groß-Britanniens Krone getragen hat. Wäre Eduard Windsor heute noch auf dem Thron (vorausgesetzt, daß es unter seiner Herrschaft überhaupt zu diesem Kriege gekommen wäre), er hätte längst den entscheidenden Schritt getan, und unsere beiden Völker kämpften Seite an Seite gegen den bolschewistischen Weltfeind statt sich gegenseitig zu zerfleischen.

Ist es nicht eine Perversität der Geschichte, daß sich zwei rassisch und kulturell so hochstehende Völker wie das deutsche und das englische bemühen, einander das Lebenslicht auszublasen (und zwar mit bestem Erfolg) während zwei barbarische Emporkömmlingsnationen sich dabei die Hände reiben und als lachende Dritte aus dem Gemetzel hervorgehen? Ich bin überzeugt, daß die Wände des Kreml bei jeder Nachricht von einem neuen Vernichtungsangriff aus der Luft, gleichgültig ob er Berlin oder London trifft, vom Hohnlachen Stalins widerhallen. Das nimmt ihm die Arbeit seiner Steppenhorden ab, die früher oder später doch getan werden muß. Die Edelleute unter den Rassen bringen sich gegenseitig um, und der Prolet sieht lachend zu.

Eduard hätte, wie gesagt, dies grausige Schauspiel nicht Wirklichkeit werden lassen. Er war ein weitsichtiger, kluger und dabei moderner Monarch. Ich habe mich bei seinem damaligen Berliner Besuch zwei Stunden lang mit ihm unterhalten, und ich muß gestehen, daß diese Begegnung zu den großen Eindrücken meines Lebens zählt. Er verband mit hoher staatsmännischer Weisheit eine für einen Engländer erstaunliche Modernität. So hatte er die Bedeutung des sozialen Problems und die Notwendigkeit seiner gerechten Lösung als Schlüssel unseres Jahrhunderts klar erkannt.

Mit größtem Interesse beschäftigte er sich mit unseren Fortschritten auf diesem Gebiet. Aber gerade das war es wohl, was ihm das Genick brach. Eine gewisse Clique in der englischen Führung, die gleiche, die stets gegen uns und eine deutsch-englische Verständigung gearbeitet hat, ließ ihn verschwinden, weil er zu klug, zu fortschrittlich, zu sozial und zu deutschfreundlich war.

Man bleibe mir doch mit seiner Mesalliance mit dieser Mrs. Stimpson weg. Wäre sie tatsächlich ein Hinderungsgrund gewesen, die Völker Groß-Britanniens zu regieren? Haben nicht schon ganz andere Mesalliancen in England stattgefunden? War der englische Thron nicht schon von ganz anderen Skandalen umgeben? Nein, Eduard mußte verschwinden, weil seine Politik für die von ihm beherrschten Völker und ganz Europa von Segen, für eine kleine Clique aber von Schaden gewesen wäre. So mußte das Schicksal seinen Lauf nehmen. Eduard wird in der Geschichte die außerordentlich tragische Rolle des Monarchen spielen, der England vor dem Untergang hätte bewahren können, der aber als Gouverneur der Bahamas zusehen mußte, wie das britische Empire und vielleicht Europa und das Abendland überhaupt in Scherben gingen."

2. März 1944.

Am Sonntag hat wieder einmal einer der deutschen Wochenend-Coups stattgefunden, mit denen wir die Welt von Zeit zu Zeit in Erstaunen zu setzen pflegen: Ungarn ist im letzten Augenblick daran gehindert worden, aus der Achsenkriegführung auszusteigen. Es war alles soweit vorbereitet, daß es nur des bewußten Druckes auf den Knopf bedurfte, um den Verrat und den Anschluß an das feindliche Lager zu perfektuieren. Aber diesmal waren wir auch so weit und drückten einen Augenblick eher als die anderen auf den Knopf.

Es ging alles blitzschnell. Innerhalb von 24 Stunden haben unsere Fallschirmjäger und Luftlandetruppen sämtliche Flugplätze und strategisch wichtigen Punkte des Landes besetzt, den Drahtzieher des Verrates, Herrn v. Kallay und seine Gesinnungsgenossen verhaftet, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen den geplanten Staatsstreich im Keime erstickt. Der deutsche Beauftragte in Budapest, Vesemeyer, spannt das Land nunmehr fest und aktiv in unsere Kriegführung ein.

Ungarn hat die ihm beim Wiener Schiedsspruch ausgehändigte Fahrkarte für unseren Omnibus noch längst nicht abbezahlt. Wir haben es gerade noch daran hindern können, uns um das Fahrgeld zu bemogeln. Es wird nun wohl oder übel bis zur Endstation mitfahren müssen. Wieweit der Reichsverweser, Admiral v. Horthy, in das Komplott eingeweiht oder daran gar beteiligt war, kann noch nicht gesagt werden. Jedenfalls traf es sich günstig, daß er an dem fraglichen Wochenende gerade auf dem Obersalzberg war und so des Gewissenskonkonfliktes enthoben wurde, an Ort und Stelle für oder gegen die Verschwörung Stellung nehmen zu müssen. Die ganze Aktion vollzog sich so schnell, daß erst am Montag morgen im Ausland die ersten vagen Andeutungen laut wurden, in Ungarn gehe irgendetwas vor sich.

Interessant ist das Echo der Weltpresse auf die Vorgänge in Ungarn. Während alle anderen Feindblätter das erwartete Wutgeheul anstimmen, befleißigt sich ein großer Teil der englischen Zeitungen größter Zurückhaltung. Sie sprühen nicht Gift und Galle, sie berichten bemerkenswert objektiv, ja finden gewisse Erklärungen für unser Vorgehen.

„Merken Sie was?" fragt der Minister, „die Festigung unserer Position in Südosteuropa scheint den Engländern nicht unangenehm, sondern sehr erwünscht zu sein. Ein ähnliches Verhalten ist ja seit einiger Zeit in Bezug auf den bolschewistischen Vormarsch an der Ostfront zu beobachten. Gewiß, man

kann ihn auch in England nicht leugnen. Aber lauten Jubel, wie ihn so gewaltige Erfolge des Bundesgenossen eigentlich auslösen müßten, sucht man vergeblich. Im Gegenteil. Da wird von den englischen Militärkritikern immer wieder darauf hingewiesen, daß die Russen keine Gefangenen- und Beutezahlen melden könnten, daß die deutsche Kampfkraft durchaus noch nicht gebrochen sei, daß unsere Rückzüge immer noch planmäßig verliefen usw.

Man klammert sich förmlich an alle Anzeichen, die zu unseren Gunsten sprechen. Man möchte uns am liebsten zurufen: Immer feste druff! Gebts den Bolschewisten! Laßt sie nicht durch! Jeder Kilometer, den die Russen im Osten vordringen, fördert den Zerfall der gegnerischen Koalition. Jeder ihrer Siege ist eine Niederlage, nicht nur für uns, sondern auch für die Engländer. Die Russen können bis an die Reichsgrenze, sie können bis Berlin oder noch weiter nach Westen kommen. An irgendeinem Punkt müssen die Westmächte einsehen, daß sie diese Bewegung aufhalten müssen, wollen sie nicht Europa verlieren und selbst mit in den Strudel gerissen werden. Wann dieser Punkt erreicht sein wird, kann niemand sagen, daß er aber eines Tages erreicht wird, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Wir müssen nur zusehen, daß wir zu diesem Zeitpunkt noch am Leben sind."

Nun, die Aussicht, mit den Westmächten zu einer Einigung zu gelangen, wenn die Russen in Berlin oder westlich davon stehen, hat nicht viel Verlockendes und wirkt als einzige Siegeschance nicht recht überzeugend. Es scheint dies ein typisches Argument aus dem FHQ zu sein, das den Minister selbst nur so lange überzeugt, als er sich im Dunstkreis des Führers befindet. Doch seit man seine Vorschläge zu politischer Aktivität nach dieser oder jener Seite, wenn nicht glatt abgelehnt, so doch auf die lange Bank geschoben hat, bleiben ihm nur solch fadenscheinige Argumente, will er die Sache nicht überhaupt verloren geben.

Sein Unwille und seine Depression müssen sich irgendwie Luft machen. Wir sprechen über die erschütternden Vorgänge an der Ostfront. Wie ist es nur möglich, daß unsere unüberwindlichen, sieggewohnten Armeen ausreißen wie Schafleder? Dabei ist erwiesen, daß die russische Infanterie denkbar schlecht ist, daß 14- und 15jährige ebenso wie 60jährige in ihren Reihen kämpfen.

„Umso schmählicher ist es", braust der Minister auf, „daß unsere Generale vor ihr ausreißen! Da gibt es einen Generalfeldmarschall (gemeint ist v. Küchler, OB der Heeresgruppe

Nord, d. Herausgeber), der fliegt alle 14 Tage von seinem Stabsquartier an der Ostfront mit einem Sonderflugzeug nach Ostpreußen, um dort seine Mutti zu besuchen. Während eines dieser Wochenendbesuche beginnt in seinem Abschnitt von Leningrad aus die neue russische Offensive. Und ehe der Feldmarschall noch aus seinem warmen Ehebett raus ist, hat der Iwan schon seine Front durchbrochen und über den Haufen gerannt. Mit Halbwüchsigen und Greisen! Eine Front, an der es zwei Jahre lang still gewesen ist, und die man also in aller Ruhe und nach allen Regeln der Kunst hätte ausbauen und unüberwindlich machen können. Aber während sich seine Grenadiere in Schnee und Eis die Knochen erfrieren, kriecht der Herr Generalfeldmarschall daheim ins warme Nest und läßt Front Front sein.

Vor so viel Erbärmlichkeit kommt mir der Ekel hoch. Ich sollte der Führer sein! Ich würde mit dem Pack aufräumen! Wie ist denn Friedrich der Große mit seinen Generalen umgegangen? Wenn sie sich nur die geringsten Verfehlungen zuschulden kommen ließen, hat er ihnen die Schulterstücke persönlich heruntergerissen, ihre Degen zerbrochen, die Fahnen ihnen weggenommen. Als er glaubte, das Regiment Bernburg habe sich nicht so geschlagen, wie es seine Pflicht war, wurden den Offizieren die Schulterstücke abgenommen und ebenso wie die dem Regiment entzogene Fahne erst wiedergegeben, als es so viele Schlachten so mutig bestanden hatte, daß es auf ein Zehntel seines Bestandes zusammengeschmolzen war.

Und was tut man bei uns mit denjenigen Generalen, die ihre Pflicht aus Feigheit oder Bequemlichkeit versäumen? Da räumt ein Graf Sponek einem ausdrücklichen Führerbefehl entgegen seine Stellung auf der Halbinsel Kertsch. Der Führer läßt ihn, wie das in jeder anständigen Armee der Welt auch geschehen wäre, durch ein Kriegsgericht zum Tode verurteilen. Und nun geht das Gejammer der Generale im FHQ los. Alle legen ein gutes Wort für ihn ein. Und der Führer in seiner grenzenlosen Gutmütigkeit läßt sich von ihnen breitschlagen. Sponek wird begnadigt. Ich hätte ihn vor der Front füsilieren lassen. Genauso wie das Stalin getan hätte und in vielen Fällen schon getan hat. Dafür klappt aber auch bei ihm der Laden. Dafür marschieren seine Generäle vorwärts und nicht rückwärts wie unsere."

Der Minister tupft sich mit dem Taschentuch den Mund, wie er das stets zu tun pflegt, wenn er sich in Rage geredet hat. Dann fährt er fort: „Einen General haben wir im Heer, der so ist, wie er sein soll, und der bezeichnenderweise von seinen Kollegen hinter der vorgehaltenen Hand als der „Blut-

hund" bezeichnet wird. Das ist General Schörner. Das ist mein Mann! Von seinen Offizieren gefürchtet, von seinen Soldaten vergöttert. Von unnachsichtiger, oft brutaler Strenge, aber ein wahrer Vater seiner Soldaten, der nicht nur für ihr leibliches Wohlergehen sorgt, sondern vor allem das Leben keines von ihnen unnütz vergeudet, der in seinem Befehlsbereich zwar die meisten Exekutionen, aber die geringsten Ausfälle bei Kampfhandlungen hat.

Von morgens um 8 bis abends um 6 fliegt und fährt er die Front bis in die vordersten Stellungen ab. Erst abends widmet er sich der Generalstabsarbeit in seinem HQ. An der Front und vor allem bei Fahrten durch die Etappe greift er überall ein, wo sein scharfes Auge und ein untrüglicher Instinkt ihn Mißstände wittern lassen. Er führt ständig einen dicken Eichenknüppel mit sich, mit dem er schon zurückgehende Soldaten wieder in die Kampflinie prügelte. Er kennt keine Rücksicht auf Dienstgrade. Kein Soldat, welchen Rang er auch bekleidet, ist vor Bestrafung sicher, wenn er seine Pflicht versäumt.

Bei einem Flug mit dem Fieseler-Storch sieht er einen Regimentsgefechtsstand, um den herum als Sicherung die gesamte Pak des Regimentes aufgefahren ist. Schörners Storch landet. Der Regimentskommandeur eilt herbei: Melde gehorsamst ... Schörner unterbricht ihn: Warum ist Ihre Pak nicht da, wo sie hingehört, vorne bei der Truppe? Faule Ausreden. Sofortige Kriegsgerichtsverhandlung in seinem Beisein. Urteil: Tod durch Erschießen. Schörner wohnt der Exekution selbst bei. Dann fliegt sein Storch weiter.

Besichtigung eines Feldlazarettes. Auf dem Tisch eines Sanitäts-Unteroffiziers liegen zwei Päckchen mit Heimatadressen. Schörner läßt sie öffnen. Was ist drin? Butter, Wurst, Zigaretten aus der den Verwundeten zugedachten Verpflegung. Wiederum Kriegsgericht, Todesurteil. Noch ehe die Besichtigung des Lazarettes beendigt ist, wird es auf dem Hof des Gebäudes vollstreckt.

Auf seinen Fahrten begleitet ihn stets ein leerer PKW, in dem alle die Platz nehmen, die er unterwegs aufsammelt: betrunkene Zahlmeister, pflichtvergessene Offiziere, faulenzende Soldaten. Einen Zahlmeister, der in seinem Marketenderwarenlager zwischen einer Reihe geleerter Flaschen seinen Rausch ausschläft, als Schörner ihm einen unerwarteten Besuch abstattet, lädt er in diesem Zustand auf. Als der Zahlmeister erwacht, befindet er sich in Dunkelarrest, aus dem er erst vier Tage später zur Kriegsgerichtsverhandlung herausgelassen wird. Ergebnis: 6 Jahre Zuchthaus.

Von Generalen wie Schörner könnten wir einige Dutzend gebrauchen. Dann sähe es an der Ostfront anders aus. Bei ihm hat es noch keine Schweinerei gegeben, wie sie an allen anderen Abschnitten jetzt leider an der Tagesordnung sind. Manöverkriege wie den Westfeldzug können auch die anderen führen. Aber wenn es hart auf hart geht, wie jetzt im Osten, dann brauchen wir Männer, die der Härte und Brutalität des Bolschewismus die gleiche Härte entgegenstellen können und nicht in den Vorurteilen einer sogenannten „ritterlichen Kriegführung" befangen sind. Aber was hilft es, wir haben sie leider nicht. Das vorige Jahrhundert belieh einen deutschen Marschall mit dem Ehrentitel „Marschall Vorwärts". Heute wäre die Bezeichnung „Marschall Rückwärts" angebracht und zwar gleich für mehrere unserer sogenannten Feldherren."

NERVENKRIEG

Das neue Pausenzeichen — Furtwängler — Goebbels zahlt Kirchensteuern — — Ostern in Lanke — Die Invasion läßt auf sich warten — Führergeburtstag — Ende des Luftterrors?

2. April 1944.

„Rufen Sie doch bitte Fritzsche an und lassen Sie mir heute beim Abendessen das neue Pausenzeichen für den Berliner Drahtfunk vorspielen", sagt mir der Minister an einem der letzten Abende.

Man sollte meinen, daß es ihm gleichgültig wäre, ob zwischen den Luftlagemeldungen im Drahtfunk dieses oder jenes Pausenzeichen ertönt, oder daß er die Sorge darum einem seiner unteren Beamten überließe. Dem ist nicht so. Ob es ein Wort mehr oder weniger in einer Pressenotiz, ein falscher Paukenschlag in der Begleitmusik zur Wochenschau, ein zu lautes oder zu leises Wort in einem neuen Spielfilm oder eben dies Pausenzeichen im Drahtfunk ist, der Minister kümmert sich um jedes Detail selbst.

Er unterschätzt auch Kleinigkeiten nicht. Er weiß z. B., daß die Luftlagemeldungen des Berliner Drahtfunks die in Berlin wohl meist gehörte Rundfunksendung ist, daß mehrere Millionen Berliner sie allabendlich hören. Bisher nun wurde zwischen den einzelnen Durchsagen das Ticken eines Weckers gegeben. Und dieses monotone Ticken hatte sich als Gift für die Nerven der Berliner erwiesen. Das einförmige Tick-tack-tick-tack war auf die in banger Sorge die Ansage eines neuen Bomberanfluges erwartenden Menschen von ähnlicher Wirkung wie jene Wassertropfen, die asiatische Despoten früher ihren gefesselten Feinden auf die Stirn tropfen ließen, bis diese langsam aber sicher den Verstand verloren. Fritzsche hatte also den Auftrag bekommen, ein neues Pausenzeichen zu ersinnen.

Als der Minister zu Tisch kommt, habe ich schon den Lautsprecher eingeschaltet, aus dem über eine direkte Leitung vom Funkhaus bereits das gewünschte Pausenzeichen erklingt. Es sind zwei einfache Töne, die nacheinander angeschlagen werden. Bim-bam. Sie gefallen dem Minister garnicht. Er läßt sich mit Fritzsche verbinden.

„Das ist nichts, Herr Fritzsche. Davon wird man ja noch trauriger. Warum wollen wir denn die Leute mit Gewalt trübsinnig machen. Die Drahtfunkdurchsagen sind sowieso meist wenig erfreulich. Da wollen wir doch den Hörern zwischendurch wenigstens etwas Heiteres senden, und wenn es auch nur Töne sind. Hören Sie mal zu. Etwa so ..."

Er summt vier Töne in den Hörer.

„Schreiben Sie sich das auf: c — g — e — c. Das klingt besser. Das wollen wir nehmen."

Und in der Tat, von nun an bekommen die Berliner Drahtfunkhörer zwischen den Ansagen vom Einfliegen dieses oder jenes Verbandes statt des trostlosen Tick-tack ein paar heitere, beschwingte Töne zu hören, die sich ihr Propagandaminister selbst erdacht hat. Wie oft ist die Stimmung von Kleinigkeiten abhängig. Und die Stimmung des Volkes ist das Instrument, auf dem der Propagandaminister spielt. Ein sehr zartbesaitetes und empfindliches Instrument, dessen Beherrschung Virtuosität verlangt.

Der Minister ist außerordentlich musikalisch. Er hat die seltene Gabe des absoluten Gehörs, ohne welche er nicht am Telefon die Tonfolge ohne Zuhilfenahme einer Stimmgabel oder eines Instrumentes richtig hätte angeben können. Er spielt sehr gut und auch gerne Klavier, kommt freilich aus Zeitmangel immer seltener dazu. Seine Stärke ist das Extemporieren. Er kann jede, auch die schwierigste Melodie sofort ohne Noten mit voller Begleitung spielen.

Seine große Liebe gilt unseren Musikern. Und unter ihnen wieder genießt Wilhelm Furtwängler seine besondere Zuneigung und Verehrung. Er empfing ihn kürzlich zu einem längeren Besuch und berichtet voller Begeisterung davon.

„Ein Künstler wie Furtwängler", sagt er, „nötigt mir größte Bewunderung ab. Das ist eine Persönlichkeit aus einem Guß. Er ist nie Nationalsozialist gewesen. Hat auch nie ein Hehl daraus gemacht. Was für Juden und Emigranten Grund genug war, ihn für ihresgleichen und den Mittelpunkt einer sogenannten „inneren Emigration" zu halten. Wie haushoch er über diesem Gesindel steht, hat Furtwängler, dessen Einstellung sich uns gegen-

über noch in keiner Weise geändert hat, durch seine Haltung während der Bombenangriffe auf Berlin gezeigt.

Er ist nicht nur nicht ausgerissen wie viele andere sogenannte Künstler, sondern er hat in diesen schweren Wochen und Monaten seine ganze Kunst in den Dienst der Berliner Bombenopfer und Rüstungsarbeiter gestellt. Der Führer wollte ihm, einmal aus Dank für diese anständige Haltung, dann aber auch in echter Sorge um das Leben dieses unersetzlichen Künstlers, hier in Berlin einen kleinen Bunker zu seinem persönlichen Gebrauch bauen lassen. Furtwängler lehnte dankend ab und bat, den ihm zugedachten Bunker lieber in irgendeinem Arbeiterviertel für die bombenbedrohte Bevölkerung bauen zu lassen."

Am vergangenen Sonntag hat Churchill zum ersten Mal seit einem Jahr wieder gesprochen. Die Rede wurde begreiflicherweise mit einiger Spannung erwartet. Bereits die Tatsache, daß sie nicht vor dem Unterhaus, sondern im Rundfunk gehalten wurde, wird ihm dahin ausgelegt, daß er zur Zeit Kritik scheut und sich nicht allerlei unangenehmen Zwischenfragen aussetzen will. Er fand auch recht boshafte Worte gegen seine Kritiker, die in der Tat mit jedem Tag zahlreicher und heftiger werden.

Der Minister knüpft an diese Entwicklung große Hoffnungen. „Daß die englische Öffentlichkeit", sagt er, „von dieser lange erwarteten Rede bitter enttäuscht wurde, kann man nur zu gut verstehen. Die einzigen Fragen, deren Beantwortung das englische Volk, und natürlich auch uns, brennend interessiert hätte, waren doch die: Ist der sehr ehrenwerte Gentleman gewillt, weiterhin zuzusehen, wie der bolschewistische Koloß Europa verschlingt? Ist die bolschewistische Weltherrschaft das Ziel, für das England in den Krieg gezogen ist? Hat England dafür Hunderttausende von Toten geopfert und seine Städte verwüsten lassen? Hätte man es nicht, wenn man sich schon willenlos mit der Vorherrschaft einer fremden Macht auf dem Kontinent abfindet, billiger haben können, indem man 1939 oder 1940 das deutsche Angebot annahm? Doch keine dieser Fragen wurde von Churchill beantwortet oder auch nur berührt.

Ich verstehe die englische Opposition nicht, die zwar erkannt hat, wohin die Churchill'sche Politik treibt, die sich aber nicht gegen diesen geschickten politischen Taschenspieler durchsetzen kann. Wenn Churchill drüben nur den richtigen Gegenspieler hätte, er wäre in wenigen Wochen erledigt. Wenn ich im britischen Unterhaus statt im deutschen Propagandaministerium säße, ich garantiere Ihnen, daß er in vier Wochen, wenn noch nicht de facto gestürzt, so doch dafür mindestens reif wäre.

Ich würde in der Presse und im Unterhaus, in Volksreden und Flugblättern stereotyp die Fragen aufwerfen, die ich vorhin stellte. Ich würde mich nicht durch seine dialektischen Mätzchen, mit denen er bisher noch all seine Gegner abgefertigt hat, beirren lassen. Ich würde immer wieder meinen Finger in die offene Wunde legen, die ja tatsächlich vorhanden ist, und ihn schließlich dadurch zwingen, Farbe zu bekennen.

Churchill ist kein Baum, der an einem Tage zu fällen ist, und erst recht nicht mit einem Streich. Da muß man mit Beharrlichkeit immer wieder in die gleiche Kerbe hauen. Wenn man mit gelegentlichen Schlägen nur hier und da die Rinde ankratzt, wie das Churchills Gegner heute tun, muß man nicht erwarten, daß ihm das irgendetwas anhat. Aber Sie kennen ja meine Zähigkeit. Mit verbissener Wut würde ich mich an diese Aufgabe machen. Aber leider, ich sitze ja nicht im britischen Unterhaus. So bleibt mir nichts als die Waffe meiner „Reich"-Artikel. Und wenn ich auch weiß, daß sie drüben gelesen werden, wenn mir auch Papen schrieb, daß sie in der englischen Kolonie von Ankara der meist diskutierte politische Gesprächstoff sind, so bin ich mir doch ganz klar darüber, daß mit ihnen Churchill zu Fall zu bringen, ein gleich schwieriges Unterfangen ist wie mit einem Taschenmesser eine hundertjährige Eiche umlegen zu wollen."

6. April 1944.

Bei Tisch in Lanke wird ein Thema erörtert, das die Hausfrau wiederholt, wenn auch vergeblich, zu der Warnung „Joseph — die Kinder!" veranlaßt: In London hat es einen Skandal gegeben. Es ist bekannt, daß ein großer Teil der Londoner Slums, in denen tausenden englischer Proleten für ihre menschenunwürdigen Behausungen von geldgierigen Pächtern horrende Mieten abverlangt werden, der — Kirche gehören.

Mit dieser Tatsache hat sich die englische Öffentlichkeit anscheinend abgefunden, denn es wird nicht viel darüber geredet. Nun hat aber während dieses Krieges in jenen Elendsvierteln die Prostitution außerordentlich zugenommen und scheint zu einem öffentlichen Ärgernis geworden zu sein. In den Slums sind die Bordelle wie die Pilze aus der Erde geschossen. Es wurde nun in der Öffentlichkeit die Frage gestellt, wie sich dies gewiß unheilige Geschäft in den kircheneigenen Gebäuden mit der christlichen Moral vertrage?

Die Antwort der Church of England war bezeichnend. Es sei durchaus möglich, wurde erklärt, daß in einigen Häusern, die Eigentum der Kirche wären, gewerbsmäßige Unzucht betrieben werde. Niemand verabscheue diesen Mißstand so wie

die Kirche. Ihn abzustellen, liege jedoch außerhalb der Verantwortung der Kirche und sei nicht ihre sondern Sache der Polizei.

Was nun die Einnahmen aus diesem wirklich verdammenswerten Gewerbe betreffe, so habe auch damit die Kirche nichts zu tun. Sie bekomme ihr Geld von den Pächtern (also nicht unmittelbar von den Prostituierten) und was die Pächter mit den von ihnen gepachteten Häusern machten, sei ausschließlich ihre eigene Angelegenheit. Die Kirche habe keinerlei Einfluß auf die Verwendung der von ihr verpachteten Häuser.

„Geld stinkt bekanntlich in England nicht", sagt der Minister, „und die frommen Herren in aller Welt pflegen in dieser Beziehung besonders schlechte Nasen zu haben. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Die katholische Kirche in Deutschland macht sich ja auch kein Gewissen daraus, von Antichrist und Beelzebub (wofür sie den Führer und mich halten) alljährlich viele tausend Mark Kirchensteuer einzukassieren."

Ich mache ein höchst erstauntes Gesicht. Wie denn das möglich sei? Sollten die beiden wirklich noch der Kirche angehören?

„Wir sind tatsächlich nie aus der Kirche ausgetreten", antwortet der Minister lächelnd, „wurden aber beide gleichzeitig exkommuniziert. Und zwar in dem Augenblick, als ich die Todsünde beging, eine Protestantin zu heiraten. Auch der Führer hatte sich ein mit der Ausstoßung aus der alleinseeligmachenden Kirche zu bestrafendes Verbrechen dadurch zuschulden kommen lassen, daß er meiner Verbindung mit einer Ketzerin als Trauzeuge Vorschub leistete.

Nun waren wir raus aus der Kirche. Kirchensteuer aber mußten wir weiter zahlen. Denn wir waren ja nicht freiwillig ausgetreten, sondern exkommuniziert, das heißt schimpflich ausgestoßen worden. Mir wollte das nicht recht einleuchten. Ich sollte nunmehr unrettbar der Hölle verfallen sein, trotzdem aber weiter mein Himmels-Scherflein, und zwar ein recht beträchtliches, entrichten. Ich schrieb daher an den Bischof von Berlin einen Brief, dessen logischer Beweisführung man sich meines Erachtens nicht verschließen konnte.

Ich erhielt ein sehr höfliches Antwortschreiben, das gleichfalls sehr logisch aufgebaut und nicht ohne feine Ironie abgefaßt war. Sie sind exkommuniziert worden, hieß es darin etwa sinngemäß, für ein — im Sinne der Kirche — von Ihnen begangenes schweres Vergehen. Würde damit für Sie auch die

Zahlung von Kirchensteuer wegfallen, so entstünde daraus für Sie ein materieller Vorteil. Sie wären also für Ihr Vergehen nicht bestraft sondern belohnt, zumal Sie unseres Wissens auf Ihre Zugehörigkeit zur Kirche keinen allzu großen Wert legen, Ihnen also auch der Verlust dieser Zugehörigkeit nicht allzu schmerzlich gewesen sein dürfte.

Auch der Führer bekam auf seinen schriftlichen Protest eine ausführliche Antwort. Im Leben des Staates, wurde ihm geschrieben, gäbe es einen analogen Vorgang. Ein Bürger habe sich gegen die Gesetze des Staates vergangen. Er werde mit einigen Jahren Gefängnis bestraft. Für diese Zeit setze nun nicht etwa seine Verpflichtung aus, von seinem Vermögen Steuern an den Staat zu entrichten. Im Gegenteil, oft genug würden ihm zu der körperlichen und seelischen Pönitenz in Gestalt der Gefängnishaft auch noch materielle Bußen auferlegt. Der Führer sei also, das stand zwischen den Zeilen geschrieben, eigentlich noch ganz gut davon gekommen und sollte sich freuen, daß sein Richter diesmal nicht die weltliche, sondern die geistliche Macht gewesen sei.

Seit damals, jedenfalls, zahlen wir beide treu und brav unsere Kirchensteuern, die einen recht ansehnlichen Betrag im Jahr ausmachen. Das Groteske dabei ist noch, daß das Geld, das die katholische Kirche auf diese Weise erhält, im Wesentlichen aus unseren Büchern stammt, die samt und sonders auf dem Index stehen. Aus dem Teufelswerk also, das mit dem Bannfluch bedacht ist, fließt der Kirche immer noch Segen zu. Des Herrn Wege sind doch manchmal wunderbar ..."

12. April 1944.

Wir bleiben über Ostern in Lanke. Märchenhaft schönes Frühlingswetter. Es könnte hier draußen, mitten in der erwachenden Natur, idyllisch sein. Wenn nicht über uns allen wie eine dicke schwarze Wolke, die jeden Sonnenstrahl verschluckt und alles in ein trostloses Grau hüllt, die Drohung der bevorstehenden Invasion läge.

Sie ist zum Angelpunkt aller militärischen und politischen Betrachtungen geworden. Sie wird die Entscheidung dieses Krieges bringen. Sie ist der Hintergrund, von dem alle Planungen unserer Führung bestimmt werden. Natürlich wissen wir, daß bei den Westmächten alle Vorbereitungen für die Invasion getroffen werden. Ja, eigentlich müßten sie nach unseren Informationen bereits abgeschlossen sein.

Auch wir haben umfangreiche Gegenmaßnahmen getroffen. Am Atlantikwall wird fieberhaft gearbeitet. Er ist nahezu fer-

tiggestellt. Viele Divisionen, die uns im Osten sehr fehlen, liegen in ihren Bereitstellungsräumen in Frankreich. Die erste Vergeltungswaffe steht kurz vor ihrer Vollendung und Einsatzbereitschaft. Am schlechtesten ist es um unsere Luftwaffe bestellt, obwohl Speer bereits viel aufgeholt hat. Natürlich ist uns jeder Tag lieb, den die anderen uns Zeit lassen, unsere Verteidigung noch besser auszubauen. Andererseits zehrt jeder Tag Warten an unseren Nerven. Denn die Invasion ist nicht nur ein militärischer, sondern auch ein politischer Faktor von ungeheurer Bedeutung.

Der Minister ist außerordentlich nervös und kribbelig. Seine bisherige Auffassung war die, daß die Westmächte die Invasion nicht starten würden, nicht nur weil sie ein so blutiges Unternehmen grundsätzlich scheuen, sondern vor allem weil sie sich darüber klar sein müssen, daß dann der Vormarsch der Bolschewisten in Osteuropa nicht mehr aufzuhalten und ein Vordringen der Russen bis ins Herz Europas unvermeidlich ist. Doch am Karfreitag scheint er diese seine Einstellung revidiert zu haben. Als ich ihm in seinem Arbeitszimmer die Telegramme vorlege, sieht er durch die Glasscheiben in die Landschaft hinaus, die im strahlenden Glanz der Frühlingssonne daliegt. „Ich weiß nicht", sagt er, „das Wetter ist so verdächtig gut. Bis zum 10. April sind die Gezeiten einem Landungsunternehmen günstig. Es ist so merkwürdig still in der Politik. Ich weiß nicht, ob sie nicht über Ostern doch irgendeine Schweinerei beabsichtigen."

Wir haben neuerdings zu dem Mondkalender, nach dem sich die englischen Luftangriffe richten, auch noch die Gezeiten am Kanal zu berücksichtigen. Am 10. April läuft die für eine Landung günstige Periode ab. Sie beginnt erst Ende des Monats wieder und hält dann etwa bis zum 10. Mai an usw. In den vierzehn Tagen zwischen diesen Perioden hat man Ruhe. Während dieser Zeit kann nichts passieren. Aber in den folgenden zwei Wochen muß man wieder täglich mit dem Beginn der Invasion rechnen. Von Tag zu Tag steigt dann die Spannung und wird in den letzten Tagen der Periode nahezu unerträglich.

An diesem Stadium sind wir wieder einmal angelangt. Begierig wird jedes Räuspern in der feindlichen Presse und Öffentlichkeit wahrgenommen und so oder so, für oder gegen die Möglichkeit einer Invasion ausgelegt. Typisches Zeichen überspannter Nervosität. Es kommt der Ostersonnabend. Nichts rührt sich. Reuter meldet die Verhängung einer Urlaubssperre. Was kann das zu bedeuten haben? Nervenkrieg oder Tatsache? Ostersonntag. Die Frühlingssonne scheint strahlend wie an all

diesen Tagen. Die Kinder haben süße, duftige Kleidchen an und bunte Schleifen im Haar. Sie suchen im Freien die Nester und Eier, die Magda ihnen versteckt hat. Sie wissen nichts von den Sorgen ihres Vaters.

Er versucht zu arbeiten. Nimmt sich den Artikel vor, der eigentlich erst morgen fällig ist. Aber was soll er schreiben? Morgen hat sich die gesamte Lage der Weltpolitik vielleicht schon grundlegend verändert. Unwillig steht er vom Schreibtisch auf, läuft im Zimmer auf und ab. Bei Tisch ist er mürrisch und schweigsam. Dabei gibt es was besonders Gutes zu essen. Der Tisch ist mit Kätzchen und kleinen Osterhasen entzückend dekoriert. Er sieht es kaum. Die düstere Stimmung überträgt sich auch auf die anderen Tischgäste. Selbst Magdas unbefangenes Plaudern kommt dagegen nicht an.

Nachmittags läßt er sich ins Blockhaus fahren. Er will allein sein. Aber schon vor der üblichen Zeit ruft er bei mir an, ob es etwas Neues gäbe. Roosevelt hat angekündigt, er wolle 14 Tage auf Urlaub gehen. Eine Finte, um uns in Sicherheit zu wiegen? Eine russische Zeitung fordert in sehr ausfallendem Ton den Beginn der Invasion. Bis jetzt habe sich nur die Sowjet-Union an die Vereinbarungen von Teheran gehalten, den Generalansturm auf Hitlers Festung im Frühjahr 1944 zu beginnen. Es sei Gemeinsamkeit verabredet worden. Kriegen sie sich doch noch im letzten Augenblick in die Haare?

Auch der Ostermontag vergeht ohne Ereignisse. Der Minister atmet auf. Er ist wie verwandelt. Quecksilbrig und unternehmungslustig wie in seinen besten Zeiten.

„Habe ich es nicht gleich gesagt", meint er, als wir am Dienstag früh in die Stadt fahren, „daß sie nicht kommen würden? Zeitweilig bin ich freilich in meiner Meinung etwas schwankend geworden. Man läßt sich eben doch immer wieder nervös machen. Wie gut, daß wir dem Volk all diese Einzelheiten des gegen uns in Gang befindlichen Nervenkrieges um die Invasion vorenthalten. Sie haben ja gesehen, wie kribbelig ich selbst geworden bin. Ich bin in diesen Tagen kaum zum Arbeiten gekommen, habe nur immer gegrübelt, ohne daß dabei etwas Vernünftiges herausgekommen wäre.

Stellen Sie sich bloß mal vor, das ganze Volk würde in diese nervöse Stimmung versetzt. Unsere Rüstungsproduktion würde schlagartig absinken. Das autoritäre System der Presselenkung hat schon seine großen Vorteile. Jedenfalls haben wir nun erst wieder für einige Zeit Ruhe. Zweifellos wäre jetzt der günstigste Augenblick für den Beginn einer Invasion gewesen.

Je länger er hinausgeschoben wird, umso nachteiliger wird die Lage für die Angreifer.

Natürlich können sie noch Anfang Mai kommen. Selbst Anfang Juni noch, obwohl das allerdings meines Erachtens der allerletzte Termin ist. Denn je länger sie zögern, umso kürzer wird die für einen so schweren Feldzug zur Verfügung stehende günstige Jahreszeit. Entweder können sie also jetzt noch nicht (was ich für unwahrscheinlich halte) oder sie wollen noch nicht. Und daran scheint es mir zu liegen. Ein Kranker, der sich ein Magengeschwür operativ entfernen lassen muß, wird sich dieser Operation nicht gerade unterziehen, wenn er dazu eine Grippe hat. Und England hat zur Zeit nicht nur Grippe sondern eine handfeste Lungenentzündung."

Hoffentlich irrt sich der Doktor nicht in seiner Diagnose!

20. April 1944.

Führergeburstag. Fahnen über den Ruinen der Reichshauptstadt. Am Vorabend Goebbels' traditionelle Rundfunkrede. Wie schwer muß es sein, jedes Jahr aus dem gleichen Anlaß zu sprechen ohne sich zu wiederholen, ohne in Byzantinismus und Phrasendrescherei zu verfallen. Das kann selbst ein so geschickter Redner wie Goebbels nur, wenn ihn echtes Gefühl bewegt. Er hängt am Führer mit einer kindlichen Liebe und Verehrung.

Wir haben die Übertragung seiner Rede gehört. Sie wirkt echt. Ich habe allmählich ein ganz gutes Gefühl dafür bekommen. Zu Mitternacht muß ich ihm ein Gespräch mit dem Führer herstellen. Zwei Minuten nach Mitternacht sprechen die beiden miteinander. Nur kurz. Wenig später kommt er strahlend in mein Zimmer: „Ich war der erste, der ihm gratuliert hat".

Außer diesem mündlichen Glückwunsch hat er auch noch einen Geburtstagsbrief verfaßt, an den er sehr viel Mühe und Sorgfalt wandte. Er wurde geheim gehalten, da er wirklich die intimsten Gefühle des Ministers verrät. Ich habe ihn aber doch zu Gesicht bekommen und muß sagen, daß es auf mich einen tiefen Eindruck gemacht hat, aus der Feder eines Mannes, den wir als rasenden Despoten kennen, einen Satz wie diesen zu lesen: „ ... wenn ich bei Ihnen bin, mein Führer, dann stehen Sie in so erdrückender Größe vor mir, daß zu einem persönlichen Wort an Sie mir meistens der Mut fehlt ..."

Mittags fahren wir dann nach Lanke. Durch die zerbombten, ausgebrannten Straßen des Berliner Nordens. Ein Meer von Hakenkreuzfahnen. Das Bild packt den Minister. Er drückt das Gesicht gegen die Scheiben des Panzerwagens.

„Sehen Sie da, die ganze Straße ein Fahnenmeer. Und da, haben Sie das gesehen?"

Aus dem Turm einer zerstörten Kirche weht eine lange, an ihren unteren Enden versengte Fahne.

„Es ist ein wunderbares Gefühl", sagt er, sich in die Polster zurücklehnend, als wir das Ruinenmeer Berlins hinter uns lassen, „eine so stolze und trotzige Stadt zu führen. Was haben die Berliner in den letzten Monaten durchgemacht! Wer wollte es ihnen verdenken, wenn sie keine Lust hätten, zu flaggen. Aber das ist derselbe Geist wie bei Furtwängler: und im Unglück nun erst recht! Sie lassen sich nicht unterkriegen. Die Fahnen haben längst nichts mehr mit der Partei allein zu tun. Sie sind für viele ein Bekenntnis für Deutschland geworden. Ich sehne den Tag herbei, an dem ich nach dem Sieg diesen tapferen Menschen alles vergelten kann, was sie geleistet und geopfert, geduldet und gelitten haben.

Ich bin überzeugt, daß wir das Schlimmste im Luftkrieg überwunden haben. Nicht weil die anderen nicht mehr können, oder weil unsere Abwehr so glänzend wäre, sondern weil er sich gewissermaßen totgelaufen hat. Die Engländer haben bereits ihre Flüge, von kleineren Moskito-Angriffen abgesehen, eingestellt. Unangenehm sind freilich noch die amerikanischen Tagesangriffe. Aber so schlimm, wie wir das seinerzeit befürchtet hatten, daß wir nun Tag und Nacht unter einem unaufhörlichen Bombenhagel liegen würden, ist es doch nicht geworden. Und die Kabalistik, die der Feind mit der Zahl der abgeworfenen Tonnen Sprengstoff treibt, ist absolut irreführend.

Berlin hat heute bereits einen solchen, ich möchte sagen, „Sättigungsgrad" erreicht, daß zwei Drittel der abgeworfenen Bomben in Trümmerfelder fallen, in denen sie keinen Schaden mehr anrichten können. Aufwand und Verluste der Angreifer bleiben jedoch dieselben oder erhöhen sich vielmehr laufend. Das Geschäft ist also nicht mehr recht lohnend. Es kann ja auch dem Feind nicht verborgen bleiben, daß unsere Produktion zwar schwer gehemmt ist, aber doch weiterläuft.

Nehmen Sie ein Beispiel: Die Siemens-Werke meldeten nach einem sehr schweren Angriff am 15. Februar einen 100%igen Produktionsausfall. Ich schickte Schach an Ort und Stelle. Es stimmt, bestätigte er, von dem Werk sei nur noch ein Haufen Steine und verbogenes Eisen übrig, das Beste sei, den Betrieb abzuschreiben. Ich bestand trotzdem darauf, daß versucht werden sollte, zu retten, was zu retten sei. Militär und hunderte von Fremdarbeitern wurden eingesetzt. Und heute melden mir die Siemenswerke, daß ihr vor zwei Monaten total zerbombter Betrieb wieder zu 60% produziere.

Gleichzeitig aber wurden Teile des Werkes außerhalb Berlins verlagert, und auch die haben heute schon 50% der früheren Gesamtkapazität erreicht, so daß also dieses eine Werk zwei Monate nach seiner totalen Zerstörung nicht nur die alte Leistungsfähigkeit, sondern noch 10% darüber erreicht hat.

Sie sehen also, daß der Versuch, unsere Kriegsproduktion zu vernichten einem Danaidenfasse gleicht, das sich der Feind vergeblich zu füllen bemüht. Natürlich ist zu solchen Leistungen unsererseits eine ungeheure Energie und ein Kraftaufwand nötig, der sich anders wahrscheinlich viel fruchtbarer auswirken könnte. Aber es fragt sich noch, ob wir diese Leistungen vollbringen würden, wenn wir dazu nicht immer von neuem mit eiserner Notwendigkeit gezwungen wären. Das ist wie mit einem Körper, der zur Überwindung einer Krankheit so ungeheuere Energien entwickelt, wie er sie normalerweise einfach nicht aufbringen würde. Nein, ich bin überzeugt, daß wir des Luftkrieges Herr werden, wenn er uns natürlich auch furchtbare Wunden geschlagen hat und wohl auch noch weiter schlagen wird."

DIE FAMILIE DES MINISTERS

Familienbesuch — Goebbels' Eltern — Jugenderinnerungen — Klarheit und Einfachheit als Grundlagen der Propaganda — Lothar Goebbels — Das Leben auf Latifundien

24. April 1944.

Familienbesuch im Hause Goebbels. Die beiden Brüder des Ministers mit ihren Frauen sind zu Gast. Der Älteste, Hans, ist Direktor einer Versicherungsgesellschaft in Düsseldorf, der zweite, Conrad, leitet den Partei-Verlag in Frankfurt am Main. Beide tragen das Goldene Ehrenzeichen.

Die drei Brüder sehen sich außerordentlich ähnlich. Der romanische Einschlag — kleine Statur, dunkle Haare und Augen, lebhaftes Temperament — macht sich bei allen dreien gleich stark bemerkbar. Aber während zwei von diesen gleichen Brüdern Dutzendmenschen sind, wie man sie überall im deutschen Mittelstand trifft, wirkt die Größe und Ungewöhnlichkeit des dritten gerade zwischen ihnen umso auffälliger.

Bis zur Peinlichkeit steigert sich dieser Eindruck, nimmt man die dazugehörigen Ehefrauen hinzu. In ihren guten Schwarzseidenen stehen sie, die Hände vor Verlegenheit über dem Leib gefaltet, in all der ministeriellen Pracht, setzen sich bescheiden nur auf die Kanten der Sessel, fassen verstohlen eine Tischdecke oder einen Vorhang an und möchten am liebsten fragen, was das gekostet hat.

Wäre nicht die frappante Ähnlichkeit zwischen den Brüdern, man glaubte es kaum, daß sie alle aus dem gleichen Nest stammen. Es ist wie im Märchen vom häßlichen, kleinen Entlein, wo sich das kümmerlichste der Kücken schließlich zu einem stolzen Schwan entwickelt, der sich mit rauschendem Flügelschlag hoch über die Brüder erhebt. Denn auch Joseph war der Jüngste und dazu mit seinem Klumpfuß das Angst- und Sorgenkind der Mutter.

Abends kramt der Minister in Jugenderinnerungen. Wir sitzen vor dem Kamin, in dem ein prasselndes Feuer die abendliche Kühle vertreibt, und der Minister erzählt mir die Geschichte seiner Jugend, die man kennen muß, um den Menschen und Politiker Goebbels verstehen und beurteilen zu können.

„Sehen Sie", beginnt er, „meine beiden Brüder haben es im Leben durchaus zu etwas Ordentlichem gebracht. Sie sind beide nicht überdurchschnittlich begabt, aber fleißig und strebsam wie ich und wie es auch mein Vater war. Wir stammen aus dem Milieu des gehobenen Arbeiterstandes, jener aufstrebenden Schicht zwischen Proletariat und Bürgertum, die ein so wertvolles und fruchtbares Element unseres Volkskörpers darstellt.

Übrigens entstammt der Führer der gleichen Schicht. Als er meine Mutter zum ersten Mal sah — Sie kennen sie ja in ihrer Einfachheit und Redlichkeit — da sagte er: das könnte auch meine Mutter sein.

Mein Vater war Arbeiter, wie es schon mein Großvater und wahrscheinlich auch dessen Vater war. Er hatte den Drang seiner Klasse, aus dem Proleten-Dasein irgendwie herauszukommen. Nur dieses Ziel im Auge, gelang es ihm langsam und mühevoll und nur immer Schritt um Schritt, sich vom Laufburschen zum Schreibergehilfen, zum Angestellten und schließlich zum Prokuristen und Direktor seiner Firma hochzuarbeiten. Als er starb, fand man unter seiner Hinterlassenschaft blau kartonierte Kontobüchlein, in denen mit peinlicher Genauigkeit in sorgfältiger Handschrift jeder einzelne Pfennig verzeichnet war, den er seit dem ersten Tage seiner Ehe ausgegeben hatte, und zwar mit einer Pedanterie, die ihn etwa folgende Posten eintragen ließ: „28 Pfennig — Skat verloren" oder „6 Pfennig — in den Klingelbeutel."

Meine Jugend fiel in die Zeit, als mein Vater auf der Stufenleiter des sozialen Aufstieges noch nicht sehr weit gekommen war. Er mag als kleiner Angestellter damals 150 oder 200 Mark im Monat verdient haben, mußte aber bereits eine siebenköpfige Familie ernähren. Wir waren drei Brüder und zwei Schwestern, von denen eine später starb.

Wir lebten dementsprechend unter den bescheidensten Verhältnissen, sicherlich bescheidener als viele Arbeiterfamilien, die ihr ganzes Geld für Essen und Trinken, Kleidung und Vergnügen ausgeben konnten ohne einen gewissen sozialen Aufwand wie wir treiben zu müssen. Denn als Angestellter mußte mein Vater natürlich einen steifen weißen Kragen und — auch alltags — einen steifen Hut tragen. Er war es seiner sozialen

Stellung schuldig, daß wir eine „gute Stube" besaßen, die mit drei roten Plüschsesseln, einem ebensolchen Umbausofa, einem Vertiko, zwei goldgerahmten Bildern von Großvater und Großmutter und einer stattlichen Anzahl von Nippessachen ausgestattet war.

Natürlich wurde diese gute Stube nur zu ganz ungewöhnlichen Anlässen benutzt, etwa zu Weihnachten oder zur Kommunion, oder wenn hoher Besuch zugegen war. Das tägliche Leben jedoch spielte sich in der Küche ab. Hier wurde gekocht und gewaschen, gespielt und gelernt, hier aßen wir und arbeiteten. Das Essen war denkbar einfach. Hering mit Pellkartoffeln zum Beispiel — Sie wissen ja, mein Leibgericht — war ein ausgesprochenes Festtagsessen. Und zwar bekamen wir Kinder und Mutter genau abgeteilt je einen halben Hering, nur Vater bekam einen ganzen. Und das fanden wir auch völlig in Ordnung. Denn er war ja der Ernährer der Familie. Und davor hatten wir alle einen höllischen Respekt. Wir wurden streng erzogen und keines von uns Kindern hätte gewagt, etwa bei Tisch ein einziges Wort ungefragt zu sagen.

Unser Leben war arm an Freuden. Hatten wir unsere Schularbeiten gemacht, dann ging es nicht hinaus in die Anlagen, wo unsere Kameraden spielten, sondern dann setzten wir uns mit Mutter um den Küchentisch zur Heimarbeit. Wir machten Lampendochte, eine sehr mühselige Arbeit, bei der Augen und Rücken bald zu schmerzen begannen. Auch Vater beteiligte sich daran, wenn er abends aus dem Büro nach Hause kam und die Zeitung gelesen hatte. Diese Arbeit brachte natürlich nur Pfennige ein. Aber jeder Pfennig wurde gebraucht, um die nächst höhere Sprosse auf der Stufenleiter des sozialen Aufstieges zu erklimmen.

So bekamen wir auch nur ganz selten mal etwas geschenkt. Und wenn, dann durfte es nichts kosten und war von Vater oder Mutter aus etwas Altem zusammengebastelt. Selbst zu Weihnachten gab es keine Geschenke. Aber der Weihnachtsbaum und ein paar Äpfel und Pfefferkuchen waren uns Seligkeit genug. Wir Kinder empfanden das durchaus nicht als Härte oder Ungerechtigkeit des Schicksals. Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit waren für uns absolut selbstverständlich. Wir wußten, denn es wurde uns ja bei jeder Gelegenheit gesagt, daß sich Vater nur durch Sparsamkeit und Fleiß zu seiner jetzigen Stellung emporgearbeitet hatte. Und wir waren mit ihm stolz darauf.

Nachdem ihm der große Schritt aus dem Proletariat ins Bürgertum geglückt war, galt es für ihn, sich nicht allein darin

zu halten oder seine Stellung noch zu heben, sondern er konzentrierte all seine Energie — und davon besaß er eine ganze Menge — auf ein Ziel: seine Kinder durch eine gute Erziehung endgültig aus dem Proletariat emporzuheben. Wir alle sollten eine höhere Schule besuchen. Aus einem seiner Kinder aber wollte er etwas ganz Besonderes machen. Eines sollte zur Universität, damit ihm der Weg in die höchsten Stellen der Gesellschaft geöffnet würde. Schon frühzeitig erkannte mein Vater, daß ich dieses Kind sein würde.

Das hatte nichts mit Bevorzugung zu tun. Im Gegenteil, während ich als jüngstes, dazu schwächliches und körperlich mißgestaltetes Kind von der Mutter natürlicherweise mit besonderer Zärtlichkeit und Sorgfalt behandelt wurde, ließ mich mein Vater oft die Sorgen, die er mit mir hatte, entgelten. Es erbitterte ihn maßlos, daß ich, auf den er seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, zunichte zu machen und rissen ein erhebliches und, statt zu büffeln und zu pauken, häufig im Bett bleiben mußte. Mehrere schwere Lungenentzündungen, bei denen es um Leben und Tod ging, drohten alle Hoffnungen, die er in mich gesetzt hatte zunichte zu machen und rissen ein erhebliches Loch in seine Ersparnisse. Er sah das Geld, das er Pfennig um Pfennig erspart hatte, dafür draufgehen, mein kümmerliches Leben zu erhalten, statt es zu den Höhen zu führen, die er in seinem Plan vorgesehen hatte.

Welche Sensation war es daher, als mich Vater eines Tages — ich ging glaub' ich in Untertertia — mit feierlicher Miene zu sich rief und mir erklärte, er habe beschlossen, mir ein Klavier zu kaufen. Ich verstand erst gar nicht, was er meinte. Wir waren so wenig daran gewöhnt, Geschenke zu bekommen oder Freuden zu erleben, daß ich diese Eröffnung zunächst gar nicht fassen konnte. Aber es stimmte, ich sollte ein Klavier bekommen. Wir gingen zusammen, es uns anzusehen. Es sollte 300 Mark kosten, war natürlich gebraucht und schon ziemlich klapprig. Aber über all diese Mängel sah man damals hinweg.

Ich habe dieses Klavier übrigens heute noch, es hat mich überallhin begleitet. Wenn ich mir jetzt manchmal den jammervollen alten Kasten betrachte, dann überkommt mich ein seltsam wehmütiges Gefühl, denke ich daran, wieviel Seligkeit er damals auslöste.

Eines Tages also brachten vier Möbelträger das Klavier, nachdem es gestimmt und ein paar abgebrochene Verzierungen wieder angeleimt, Schrammen überpoliert worden waren, in unsere Wohnung. Familie und Nachbarschaft wohnten dem Ereignis vollzählig bei. Ein Klavier: Inbegriff von Bildung und

Wohlstand, Wahrzeichen einer gehobenen Lebensführung, Symbol des Bürgertums.

Dies Klavier und sein Einzug in unsere vier Wände wurde weit über unsere Familie hinaus zu einer Sensation ersten Ranges. Im ganzen Haus, das von vielen Arbeiter- und Kleinbürgerfamilien gleich uns bewohnt war, wurden teils Hochachtung und Bewunderung, teils Neid und Mißgunst hervorgerufen. Die Klatschbasen hatten Stoff auf Wochen hinaus. Ein Klavier! Wo die Goebbels' wohl noch hinaus wollen! Und wo das Geld dazu bloß herkommt?

Daß es Pfennig auf Pfennig zusammengespart war, wollte natürlich niemand glauben. Welche Ausdauer und Zielstrebigkeit gehörte dazu! Ich hatte das Klavier nicht bekommen, um mir eine Freude zu bereiten, die es für mich tatsächlich wurde, nein, das Klavier war nur eine Etappe in dem Lebensplan, den mein Vater für mich aufgestellt hatte, es gehörte in die Lebenssphäre, in die aufzusteigen er mich bestimmt hatte.

Natürlich kam das Klavier in die gute Stube. Sie war die einzige ihm gemäße Umgebung. Es machte sich auch zwischen den Plüschmöbeln und Nippessachen ausgezeichnet. Der Standort des Klaviers brachte es mit sich, daß ich von nun an täglich die gute Stube betreten durfte, ein Umstand, der den mich umgebenden Nimbus noch beträchtlich steigerte. Ich galt in der Familie als eine Art Halbgott oder Wunderkind. Der Joseph, der wird bestimmt noch wer weiß was, war die allgemeine Meinung. Und denk nur, jetzt lernt er auch noch Klavierspielen!

An Klavierstunden war selbstverständlich nicht zu denken. Es reichte gerade noch für ein gebrauchtes und schon reichlich zerfleddertes Exemplar der Damm'schen Klavierschule. Mit diesem machte ich mich begeistert, ja besessen ans Ueben. Ich lernte schnell. Die Natur hatte mich mit Gehör und Musikalität ausgestattet. Und bald schon konnte ich der zu irgendeinem feierlichen Anlaß in der guten Stube versammelten und andächtig und ehrfurchtsvoll lauschenden Familie die ersten Stücke vorspielen, die sich meine Mutter mit hingerissener Begeisterung, Vater mit zufriedenem und stolzem Schmunzeln und die Geschwister mit bewunderndem Staunen anhörten.

Im Winter war das Üben mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Natürlich wurde die gute Stube nicht extra für mich geheizt oder auch nur beleuchtet. Und so saß ich denn an manchem Winterabend im Mantel, einen Schal um den Hals und eine Pudelmütze über die Ohren gezogen mit blaugefrorenen Fingern und vor Kälte zitternd am geliebten Klavier. Nach Noten konnte ich dann nur spielen, wenn der Mond besonders hell

schien. Sonst aber war ich gezwungen, aus dem Gedächtnis zu spielen, was den Vorteil hatte daß ich es so zu einer gewissen Meisterschaft im Extemporieren brachte.

Mein Vater verfolgte meinen musikalischen Werdegang außerordentlich aufmerksam. Als er glaubte, ich habe einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreicht, rief er mich, wiederum mit feierlichem Gesicht, zu sich. „Du bist jetzt so weit", sagte er, „daß du am nächsten Sonntag nach Köln in die Oper fahren kannst." Damit zog er sein Portemonnaie aus der Tasche, öffnete es umständlich und entnahm ihm ein blankes Fünfmarkstück, das er mir in die Hand drückte.

Diese Überraschung war beinahe noch sensationeller als die Anschaffung des Klaviers. Denn in dem Klavier war ja das Geld gut und wertbeständig angelegt. Ein Opernbesuch aber, bei dem man so einfach fünf ganze Mark verpulverte, gehörte zu den Dingen, an die wir überhaupt nicht zu denken wagten, und die uns leichtfertig und beinahe sündhaft erschienen.

Aber auch diesmal war es weder Leichtsinn noch die Absicht, mir Freude zu bereiten, was meinen Vater zu der ungeheuren Ausgabe bewogen hatte, sondern wiederum der exakte Plan, nach dem meine Zukunft aufgebaut werden sollte. Ein Opern-Besuch, den sich meine Eltern in ihrem Leben noch nie geleistet hatten, gehörte — wie das Klavier — zu dem Milieu, in das ich aufsteigen sollte.

Ich bekam eine genaue Anweisung, wie das Geld einzuteilen sei. Drei Mark waren für das Billett vorgesehen (Es sollte kein Stehplatz, sondern ein guter Sitz im Parkett neben einer Frau Oberlehrer und vielleicht einem Stadtsekretär sein), eine Mark für Hin- und Rückfahrt und die restliche Mark für „Nebenausgaben". Auch daran hatte Vater gedacht. Ich sollte mir, wie die anderen Opernbesucher auch, ein Programm und in der großen Pause eine Limonade im Erfrischungsraum kaufen können.

Der große Tag brach an. Ich zog meinen besten Anzug an. Mutter steckte mir ein Stullenpaket und — heimlich — einen Apfel zu, Vater ermahnte mich, das Geld nicht zu verlieren, die Geschwister drückten mir voller Bewunderung die Hand, ich fuhr davon, nach Köln, in die Oper. Es wurde das größte Erlebnis meiner Jugend. Man gab Puccinis Butterfly. Ich war wie verzaubert. Wahrscheinlich war es nur eine mittelmäßige Aufführung. Mir wurde sie zur Offenbarung. Die Musik, die Vorgänge auf der Bühne, die Flut von Licht in dem prachtvollen Bau, die vielen eleganten Menschen, die sich während der Pausen im Foyer drängten. Es war wie ein Rausch. Ich tat einen

Blick in eine Welt, von der ich bisher nur in Romanen gelesen hatte, und der ich nach dem Willen meines Vaters in Zukunft selbst angehören sollte.

Ein tiefes Gefühl kindlicher Dankbarkeit erfüllte mich, das ich nicht besser ausdrücken zu können glaubte, als daß ich mir die Limonade in der Pause verkniff — obwohl ich wirklich Durst hatte und der perlende bunte Saft in den Kelchen gar zu verlokkend aussah — und dem Vater bei meiner Rückkehr glücklich und strahlend die ersparten 50 Pfennig zurückgab. Ich glaube, er hat sich darüber wirklich gefreut.

Auch meine anderen Geschwister bekamen eine ordentliche Schulbildung. Daß Konrad schon mit dem Einjährigen aufhörte, lag allein daran, daß er sich lieber im praktischen Leben umsehen als weiter die Schulbank drücken wollte. Die finanziellen Verhältnisse hatten sich bei meinem Vater im Laufe der Jahre soweit gebessert, daß es ihm möglich war, vier seiner Kinder auf eine höhere Schule zu schicken. Doch das Studium konnte er trotzdem nur einem von uns ermöglichen, und das war ich.

Ich bestand mein Abitur ohne Schwierigkeiten. Ich war immer ein guter, wenn auch kein Musterschüler. Geschichte und Deutsch waren meine Lieblingsfächer. Eine feste Vorstellung, welchen Beruf ich ergreifen wollte, hatte ich damals noch nicht. Mein Vater hätte es natürlich gern gesehen, wenn ich Beamter geworden wäre. Er und ich konnten damals noch nicht ahnen, daß mich mein Leben auf vielen Umwegen eines Tages tatsächlich auf den Posten eines Beamten und zwar gleich auf den eines Ministers führen würde.

Vorerst stand mir die Studentenzeit bevor, die damals noch viel mehr als heute von einem freiheitlich-romantischen Hauch umwittert war. Ich entschied mich für Heidelberg. Ich bekam von meinem Vater einen monatlichen Wechsel von 50 Mark. Wer selbst als Studiker von einem ähnlich niedrigen Wechsel hat leben müssen, wird verstehen, daß all meine Illusionen, die ich mir vom Studentenleben gemacht hatte, sehr bald einer harten, mitleidlosen Wirklichkeit Platz machten.

50 Mark waren selbst zum Verhungern zu wenig. So mußte ich mit Stundengeben und jeder Art sonstigen Nebenerwerbes versuchen, das fehlende Geld herbeizuschaffen. Es wurde eine tierische Schufterei. Denn obwohl mir das Wissen zuflog, hatte ich durch Fleißprüfungen und vielerlei Sonderarbeiten meist bis tief in die Nacht zu tun. Jedesmal, wenn ich durch Heidelberg komme, lasse ich es mir nicht nehmen, an meiner damaligen Studentenbude vorbeizufahren, auf deren Balkon ich

manchen Abend hinter meinen Büchern gesessen und vor nagendem Hunger bitter geweint habe.

Meiner damaligen Wirtin habe ich bis zu ihrem Tode treue Anhänglichkeit bewahrt. Sie war eine Seele von Mensch, kannte natürlich meinen Jammer und versuchte immer wieder, mir mit List und Tücke etwas Eßbares zukommen zu lassen, was von mir jedoch stets mit „Danke, ich habe schon gegessen" oder „Nein, wirklich, ich habe heute gar keinen Appetit" und was man so in seinem dummen Stolz an Ausreden sonst noch vorbringt, abgelehnt wurde.

Unter diesen Verhältnissen gab es natürlich für mich keine Kommerse und Kneipen, keine Bälle und Mondscheinpartien in lauen Heidelberger Sommernächten, und ich blickte auf die alte Burschenherrlichkeit und ihre Bänder und Mützen tragenden Jünger teils voller Haß, teils voller Verachtung herab. Ich befand mich nun zwar als Sohn der alma mater in einer gehobenen Gesellschaftsschicht. Aber ich war doch in ihr ein Paria, ein Verfemter, ein nur Geduldeter, nicht etwa weil ich weniger leistete oder weniger klug war als die anderen, sondern allein weil mir das Geld fehlte, das den anderen aus der Tasche ihrer Väter so überreichlich zufloß.

Damals machte ich die erste Bekanntschaft mit der noch gar nicht recht geborenen nationalsozialistischen Idee. Als glühender Patriot, dessen vaterländische Gefühle durch die schmachvolle fremde Besatzung zur Weißglut angefacht wurden, kam der Marxismus, dessen sozialistischen Tendenzen ich begreiflicherweise zuneigte, für mich als Weltanschauung nicht in Frage. Das Samenkorn des nationalen Sozialismus fiel in mir auf denkbar gut vorbereiteten Boden. Ich verschrieb mich ihm mit Haut und Haar.

Großen Kummer bereitete ich damit meinem Vater, der als strenggläubiger Katholik unserer Idee immer ablehnend gegenüberstand. Selbst als ich später in meiner politischen Laufbahn die ersten Erfolge errang, bekannte er sich weder zu meiner Überzeugung noch billigte er sie. Er kam dadurch gelegentlich in schweren Konflikt mit seinen väterlichen Gefühlen.

Ich entsinne mich noch genau jener Wahl, bei der ich als ganz junger Dachs als Kandidat der NSDAP für die Stadtverordnetenversammlung meiner Heimatstadt Rheydt auftrat. So gerne er seinen Sohn als Stadtverordneten sehen würde, versicherte er mir hoch und heilig, so wenig sei er zu bewegen, einer anderen Partei als dem Zentrum und dem von ihm aufgestellten Kandidaten seine Stimme zu geben. Das war nun freilich ein böses Dilemma für den alten Herrn, denn bei dieser

Wahl kam es wirklich auf jede einzige Stimme an, und gerade die seine konnte es sehr leicht sein, die für oder gegen mich den Ausschlag gab.

Ich war bei dieser Wahl Kandidat, Wahlorganisator, und Flugzettelverteiler in einer Person, streifte dabei von Wahllokal zu Wahllokal und traf endlich auch meinen Vater. Ich konnte es so einrichten, mich unbemerkt hinter ihn zu stellen, als er seinen Wahlzettel ausfüllte und sah dabei zu meiner Genugtuung, daß er sein Kreuz hinter die NSDAP und ihren Kandidaten Dr. Joseph Goebbels machte, was mir übrigens nichts nützte, da ich bei dieser ersten Wahl mit Pauken und Trompeten durchfiel.

Als ich dann in Rheydt meine erste öffentliche Rede hielt, erklärte mir mein Vater, niemand, auch nicht sein eigener Sohn, würde ihn in eine Nazi-Versammlung bringen. Während der Rede entdeckte ihn dann jedoch mein scharfes Auge hinter einer Säule versteckt ganz am Ende des Saales, von wo aus er voll väterlichen Stolzes die Rede seines Sohnes verfolgte und sich sogar, wenn Beifall erklang, lebhaft daran beteiligte. Er hat nie zugegeben, daß er eine meiner Versammlungen besucht hätte, und doch weiß ich, daß er keine versäumt hat. So sehr es ihn betrübte, daß ich zu politischen Ansichten gelangt war, die den seinen diametral entgegenstanden, so stolz war er doch auf die Erfolge seines Sohnes, und so befriedigt konnte er feststellen, daß die Früchte seiner Sparsamkeit und seiner Erziehung zu reifen begannen.

Als er im Jahr 1929 starb, war ich immerhin schon einer der bekanntesten Politiker Deutschlands, Gauleiter einer der größten deutschen Parteien, Mitglied des Reichstages und ein Redner, der in der ganzen Welt gehört, gehaßt aber auch bewundert wurde. Es ist die Tragödie im Leben meines Vaters, daß er die Machtübernahme und damit den Aufstieg seines Sohnes, wie er ihn in seinen kühnsten Träumen nicht erhofft haben mag, nicht mehr erleben durfte."

26. April 1944.

Ich muß gestehen, daß mich unser letztes Kamingespräch in Lanke sehr stark bewegt hat. Ich bin dem Minister in einer Weise persönlich nahegekommen, die ich vor knapp einem Jahr, als ich ihm reserviert, voreingenommen und befangen zum ersten Mal gegenüberstand, nicht für möglich gehalten hätte. Wie anders sieht dieser Mann und das, was er tut, doch aus, als das Bild, das die Fama von ihm gezeichnet hat. Zum Ver-

ständnis seines Wesens, und zwar einer besonderen Seite seines Wesens, über die er aus begreiflicher Scheu nicht sprach, hat noch die Lektüre eines Romans von Somerset Maugham beigetragen, der in seiner Bibliothek einen bevorzugten Platz einnimmt, und den er mir kürzlich in die Hand drückte.

Der englische Schriftsteller, für dessen feine Psychologie und meisterhafte Charakterdarstellung der Minister eine außerordentliche Vorliebe hegt, schildert in diesem Roman das Schicksal eines Jungen, der, mit einem Klumpfuß geboren, durch die ihn seine ganze Jugend lang verfolgenden kindlich grausamen Späße und Hänseleien seiner Spiel- und Schulgefährten zu einem höchst komplizierten Charakter wird, in dem Mißtrauen, Haß und Menschenverachtung in hartem Kampf mit Versöhnungsbereitschaft, Mitleid, Verstehenwollen und einem hohen Idealismus liegen.

Wir haben an jenem Abend, als er mir — ohne alle Sentimentalität, sondern eher mit einem gewissen Stolz — die Leiden seiner Jugend erzählte, noch lange gesprochen. Der Minister kennt sich selbst recht gut. Er weiß, wo seine Stärken liegen, die seine Fähigkeiten und Erfolge ausmachen. Das ist in erster Linie die Klarheit und Einfachheit seines Denkens, die bei ihm immer wieder, gerade im Vergleich zu den meisten Routine- und Berufspolitikern verblüfft. Man lege ihm ein kompliziertes Problem aus irgendeinem Spezialgebiet vor, er wird es allen fachlichen Ballastes entkleiden, auf das Wesentliche zurückführen und — lösen.

Diese Lösungen sind meist so frappant — wie oft habe ich das nun schon erlebt — eben weil sie so einfach sind. Es ist der gesunde Menschenverstand des kleinen Mannes, das Erbteil seiner kleinbürgerlichen Herkunft, der ihn leitet.

Klarheit und Einfachheit ist auch das Geheimnis seiner Propaganda. „Propaganda muß einfach sein" ist die Hauptmaxime seiner Propagandalehre, wenn man diesen Ausdruck einmal gebrauchen will. „Wiederholung wirkt Wunder" ist eine zweite. Ein komplizierter politischer Vorgang wird von ihm auf die denkbar einfachste Formel gebracht, so daß er dem Denkvermögen des Durchschnittsmenschen verständlich wird, und in dieser Form läßt er ihn in ständiger Wiederholung mit allen Mitteln und in allen Varianten dem Volk so lange einhämmern, bis er zu einem festen Bestandteil des Vorstellungsbildes der Masse geworden ist. Seine Lehrmeisterin in dieser immer erfolgreichen Methodik ist ohne Zweifel die katholische Kirche. Das System des Rosenkranzes, mit dem der Sohn der strenggläubigen Familie Goebbels in seiner Jugend von seinen

geistlichen Lehrherren erzogen wurde, hat er später auf dem Gebiet der politischen Propaganda mit Meisterschaft angewendet.

Eine zweite Komponente seines Erfolges ist die Genauigkeit und Minutiosität des Ministers. Der Sohn des Mannes, der durch Jahrzehnte jeden einzigen Pfennig notierte, den er ausgab, bringt heute mit der Pedanterie seiner Terminkalender manchen seiner Mitarbeiter zur Verzweiflung. Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß seine Arbeit ohne diese oft verzweiflungsvolle Genauigkeit längst nicht so erfolgreich wäre.

Väterliches Erbteil und Frucht der Erziehung zugleich ist seine Abneigung gegen jede Art von Verschwendung. Ich habe ihn schon einen Wutanfall bekommen sehen, als in einer Abrechnung ein Posten von 75 Mark für ein Hotelzimmer erschien, das er gar nicht benutzt, sondern der Adjutant bei einer verschobenen Reise lediglich abzubestellen vergessen hatte. Dabei ist er keineswegs geizig, sondern im Gegenteil außerordentlich großzügig.

Seine Sekretärin hat mehrere Fonds zu verwalten, aus denen er laufend persönliche Zuwendungen an bedürftige Freunde, Verwandte, Parteigenossen, Untergebene oder auch völlig unbekannte Volksgenossen machen läßt. Kürzlich erzählte ihm Helga (die älteste Tochter), daß die Dorfschule, die sie besuchen, zur Aufnahme der vielen ausgebombten Berliner Kinder dringend eine neue Schulbaracke benötige, für deren Anschaffung jedoch von der Gemeinde nicht die notwendigen Mittel aufgebracht werden könnten. Er ließ den Fall überprüfen und stellte, ohne lange zu überlegen oder viel Aufhebens davon zu machen, die erforderlichen 20 000 Mark aus seiner eigenen Tasche zur Verfügung.

Das wertvollste Produkt aber der harten Schule seiner Jugend ist wohl seine Zähigkeit und Zielstrebigkeit, die mit der Schwierigkeit der ihm gestellten Aufgaben zu wachsen scheinen: Der Junge, der die Erfahrung machte, daß man sich mit 150 Mark im Monat und einer hungrigen siebenköpfigen Familie in jahrelanger Pfennigsparerei ein Klavier zu 300 Mark leisten kann, weiß, daß es im Leben beinahe nichts gibt, das nicht zu erreichen wäre, wenn man nur die genügende Zähigkeit daransetzt und sich durch keine Mühen und Rückschläge von seinem Ziel abbringen läßt.

Deshalb ist ihm auch Schlappheit, Mutlosigkeit und Kapitulieren vor Schwierigkeiten so verhaßt. Deshalb sieht er mit so tiefer Verachtung auf die Vertreter einer dekadenten und absterbenden bürgerlichen und aristokratischen Führerschicht,

die jetzt in einem Lande Europas nach dem anderen politischen Selbstmord aus Lebensüberdruß begeht, indem sie im Kampf gegen den Bolschewismus die Flinte ins Korn wirft und unter Stalins Stiefel lieber kniend lebt als im Kampf gegen ihn stehend zu sterben. Nichts imponiert ihm an Stalin so sehr wie dies eben zitierte Wort aus seinem Munde, das er in Rußlands schwerster Stunde gebrauchte. Die Zähigkeit und stolze Kompromißlosigkeit, die daraus spricht, hält er für das hervorstechende Merkmal jener urgesunden, im breiten Volk verwurzelten Schicht, aus der die Führerpersönlichkeiten unseres Jahrhunderts aufsteigen.

Ich bin überzeugt, daß man in späteren Betrachtungen dieses Krieges, gleichgültig wie er ausgehen mag, jenem Manne die Bewunderung nicht wird versagen können, der in einem Augenblick, in dem Deutschland diesen Krieg eigentlich schon verloren hatte, mit eben jener unerhörten Zähigkeit versuchte, die Nation zu einer äußersten Anspannung aller Kräfte anzuspornen, die allein eine Überflutung Europas durch den Bolschewismus hätte verhüten können.

27. April 1944.

Der Familienbesuch ist wieder abgereist. Mit ihm auch ein Sohn des ältesten Bruders Hans, ein 14jähriger Knabe namens Lothar, der insofern erwähnenswert ist, als seine Eltern ihn zum bedauernswerten Objekt eines maßlosen und unvernünftigen Ehrgeizes machen. Sie haben es sich in den Kopf gesetzt, daß er es dem berühmten Onkel gleichtun oder ihn gar noch übertreffen solle. Der Knabe ist von leidlich guten Geistesgaben, wird jedoch mit für ihn noch unverdaulicher geistiger Kost derartig überfüttert, daß sich bereits höchst bedenkliche Erscheinungen bemerkbar machen.

Neben dem normalen Schulpensum muß er Herodot, Thukydides und Xenophon, Mommsen, Treitschke und Herder, Nietzsche, Kant und Schopenhauer und vieles andere mehr durcharbeiten, trägt das alles in seinem unentwickelten Gehirn wie gärenden Wein in einem zu engen Gefäß, redet allerlei wirres, hochtrabendes Zeug daher, ist völlig unkindlich, zieht die Stirn in tiefe Falten, zwinkert nervös mit den Augen, hat ungesunde Gesichtsfarbe und zahllose Pickel, kurz, wirkt in gleichem Maße abstoßend wie mitleiderregend.

Der Minister nimmt heftigen Anstoß an ihm. „Ich hoffe dringend", sagt er, „daß mein Helmuth durch meine Erziehung das Gegenteil von Lothar wird. Er ist zwar nicht dumm und überrascht mich oft durch seine witzigen und treffenden Be-

merkungen. Aber ich werde ihn geistig nur so weit fördern, als ihm das selber Freude macht. Er soll werden, wozu er Lust und Neigung verspürt. Nur eines werde ich verhindern: daß er Politiker wird.

Denn in diesem Falle gäbe es nur zwei Möglichkeiten. Entweder er leistet in diesem Beruf etwas und kommt dadurch zu Erfolgen, dann hieße es immer: nun ja, der Sohn von Goebbels, Protektion, Schiebung! Oder er leistet nichts, dann würde sein Versagen in meinem Schatten doppelt schwer wiegen. Mir wäre es das liebste, er würde zunächst Soldat, brächte es mit Anstand mindestens bis zum Hauptmann und würde sich dann der Landwirtschaft zuwenden, um das Familiengut zu bewirtschaften, das der Führer mir nach dem Sieg als Dotation zu übereignen beabsichtigt.

Ich halte übrigens diese Art der Belohnung um den Staat verdienter Männer für das Gesündeste, wie ja auch die Anordnung des Führers höchst weise ist, daß Parteiführer ihr Geld nur in Grund und Boden oder Staatspapieren anlegen dürfen, während er jede andere Art von Kapitalsanlage, vor allem aber den Besitz von Aktien, ausdrücklich verboten hat. Besitz von Grund und Boden oder Staatspapieren bindet auch die materielle Existenz der Männer an den Staat, dem sie dienen, anderer Besitz dagegen birgt die Gefahr in sich, sie von ihren Pflichten dem Staat gegenüber abzulenken.

Ich habe jedenfalls den sehnlichen Wunsch, meinen Lebensabend, wenn ich mich eines Tages aus der aktiven Politik zurückgezogen haben werde, auf eigenem Grund und Boden zu verbringen. Welch Lebensstil, welch Lebensgefühl auf so einem Gut! Mein Familienbesitz würde der Sammelpunkt der Familie sein. Jedes meiner Kinder und später deren Kinder würde wissen, daß es hier eine Heimstatt hat, daß hier ein Feuer brennt, an dem es sich wärmen, und ein Tisch gedeckt ist, an dem es essen kann, wo immer das Leben es inzwischen auch hingetrieben haben mag. Das ist ja das Schöne an einer großen Familie, daß man in ihr nicht vereinsamt, wenn man alt wird. Auf meinem Gut wird diese meine große Familie ihre ständige Heimstatt haben.

Die Bewirtschaftung meines Gutes soll also möglichst mein eigener Sohn übernehmen, vorausgesetzt, daß er Lust und die Fähigkeiten dazu hat. Er — oder an seiner Stelle irgendein Verwalter — müßte die notwendigen landwirtschaftlichen Fachkenntnisse mitbringen, während ich nur die organisatorische Oberleitung ausüben würde. Daneben würde ich mich der Auswertung meiner Tagebücher widmen. Zwei Stunden am Tage

würde ich Otte diktieren, wenn dieser dann noch nicht mit dem Kopf wackelt oder durch einen lang wallenden weißen Bart am Stenographieren verhindert ist.

Neben meinen Memoiren würde ich mir jedes Jahr ein besonderes Thema aus dem weiten Gebiet der Politik und Staatsführung auswählen und nach dem in meinen Aufzeichnungen reichlich vorhandenen Stoff bearbeiten. Die Kampfzeit ebenso wie dieser Krieg, ganz zu schweigen von allem, was uns vielleicht noch bevorsteht, würde mir so reichliches Material bieten, daß ich um Arbeit nicht verlegen zu sein brauchte.

Zu meinen Geburtstagen würden die Leute dann auch endlich wissen, was sie mir schenken sollten: einen neuen Typ von Mähdrescher, einen besonders schönen Zuchthengst oder eine preisgekrönte Milchkuh.

Das Leben auf Latifundien hat für die Bildung und Erhaltung der den Staat tragenden Führungsschicht außerordentliche Bedeutung. Es ist trostlos zu beobachten, wie sich die Liquidierung unserer europäischen Staats- und Gesellschaftsordnung durch die Zerschlagung des Großgrundbesitzes von Osten her mit der bolschewistischen Pest immer näher heranschiebt. Die englische Führungsschicht, die ja wie keine andere im Großgrundbesitz verwurzelt ist, wird einst, wenn ihre Güter in Kolchosen aufgeteilt und ihre Schlösser abgebrochen worden sind, bitter genug bereuen, daß sie uns beim Kampf gegen den Bolschewismus nicht nur nicht unterstützt hat, sondern so schmählich in den Rücken gefallen ist."

MIT DEN AUFGABEN WACHSEN

Dr. Naumann wird Staatssekretär — Tarnopol-Kämpfer — Nachkriegspläne — Fleckfieber? — Ringen um die Neutralen — Tagesangriffe auf Berlin — Offensive in Italien — Wer ist populär? — Englands Blindheit — Die Anfrage der polnischen Exilregierung

29. April 1944.

Wir haben einen neuen Staatssekretär: Dr. Werner Naumann. Er hat es endlich geschafft, den armen alten Gutterer an die Wand zu drücken.

Doch der Reihe nach. Feierlicher Betriebsappell des Ministeriums. Verabschiedung des alten, Amtseinführung des neuen geschäftsführenden Staatssekretärs durch den Minister. Rührend menschliche Worte der Anerkennung und des Bedauerns für Gutterer. Doch sein geschwächter Gesundheitszustand habe leider ... usw. usw. Abschiedsworte von Gutterer. Rote Ohren, Kloß im Hals. Er tut mir leid. Er war ein feiner, wenn auch nicht übermäßig intelligenter Mensch. Er war schon längst von Naumann überspielt, der — klug, ehrgeizig und skrupellos — bereits seit Jahr und Tag praktisch die Funktionen eines Staatssekretärs ausübte, neben dem Gutterer ein reines Schattendasein führte.

Doch Naumann begnügte sich nicht damit, seinen Rivalen leistungsmäßig übertroffen zu haben, er bemühte sich mit Erfolg, ihn durch eine beharrliche Nadelstichtaktik beim Minister auch moralisch und charakterlich in ein möglichst schlechtes Licht zu setzen. Jedes Gläschen Wein, das Gutterer trank, wurde dem Minister gemeldet, gewisse Schlampereien in seinem Amtsbereich übertrieben dargestellt, so daß der Minister im Lauf der Zeit von Gutterer das Bild eines zu Korruption und laissez-faire neigenden Beamten bekam, während er in Wirklichkeit doch ein zwar nicht sehr fähiger aber dafür grundanständiger, gerader Kerl war. Naumann wußte sehr genau, daß er damit beim Minister eine sehr empfindliche Stelle traf.

Und die Wirkung seiner Intrigen ließ dann auch nicht lange auf sich warten. Die Abschiebung Gutterers auf einen Posten in der Filmindustrie dürfte nur eine Etappe auf seinem Wege nach unten sein, der wahrscheinlich mit der Einziehung zur Wehrmacht endet.

Ab heute jedenfalls verdient Naumann die 40 000 Mark Jahresgehalt des geschäftsführenden Staatssekretärs im Propagandaministerium.

„Das ist eine Karriere, was?" sagt der Minister beim Essen. „Mit 34 Jahren Staatssekretär. Ich war mit 26 Jahren der jüngste Gauleiter und mit 35 Jahren der jüngste Minister Deutschlands. Als der Führer die Macht übernahm, war er zwei Jahre jünger als ich jetzt bin, 44 Jahre."

3. Mai 1944.

Empfang einer Abordnung von Tarnopol-Kämpfern. Sie sind auf den dicken Teppichen des Ministeriums angetreten und sehen befangen und verwirrt auf die Pracht, die sie umgibt. Vor wenigen Tagen noch hat es anders um sie herum ausgesehen. Sie sind die letzten von 5000, die in Tarnopol vom Russen eingeschlossen wurden und sich bis zum letzten Atemzug verteidigten.

Wie oft hat sich in diesem letzten Jahr der großen Rückzüge nun schon die Tragödie von Stalingrad in kleinerem Maßstabe wiederholt! Wie oft wird sie sich noch wiederholen? Blitzschnell ist Tarnopol eingeschlossen. Es bleibt keine Zeit, die Stadt von Trossen und Verwundeten zu räumen. Unter den 5000 Soldaten, die General v. Meyendorf nun in der eingeschlossenen Stadt unterstehen, befinden sich nur 1500 Mann kämpfende Truppe. Alles andere sind Zahlmeister, Verwundete, Ärzte, Nachschub- und Versorgungstruppen.

Meyendorf verteidigt die Stadt äußerst geschickt. Entsatztruppen sind im Anmarsch. Versorgung aus der Luft ist zugesichert. Jeder Soldat weiß, was ein Aufgeben des Kampfes bedeutet. Der Angreifer ist vielfach überlegen. Der verteidigte Raum wird immer kleiner. Schlechtes Wetter und verschlammte Wege lassen die Hoffnung auf ein Durchkommen der Entsatztruppen immer geringer werden. Die Versorgung aus der Luft wird immer schwieriger. Die meisten Versorgungsbomben fallen dem Feind in die Hand. Die Verteidiger werden auf einem Raum von 500 Metern im Quadrat zusammengedrängt.

Der General fällt. Die Besatzung ist auf wenige hundert Mann zusammengeschmolzen. Sie ergibt sich nicht. Als die letzte Hoffnung auf Entsatz geschwunden ist, wird der Befehl

gegeben, sich durchzuschlagen. Einzeln und in kleinen Kampfgruppen durchbrechen die Letzten von Tarnopol den Einschließungsring. 150 von ihnen erreichen unter abenteuerlichen Umständen die weichende deutsche Front.

Jetzt stehen sie hier, Orden und Ehrenzeichen auf der Brust, die Gesichter von dem furchtbaren Erleben gezeichnet. Der Älteste von ihnen ist 42, Vater von sechs Kindern, der Jüngste eben 17 Jahre geworden, ein richtiges Milchgesicht. Er war beim Arbeitsdienst und erlebte seinen ersten Kampfeinsatz in Tarnopol. Der Minister fragt ihn im Gespräch ob er auch Angst gehabt habe. „Aber fest", ist die Antwort. Jetzt trägt er EK, Sturmabzeichen und Nahkampfspange auf der Uniform und nimmt mit männlicher Würde die Flasche Schnaps in Empfang, die der Minister jedem als Gastgeschenk überreichen läßt.

Der Minister hält diesmal keine wohlgesetzte Rede, wie er das bei ähnlichen Anlässen zu tun pflegt. Er steht mitten unter den Soldaten und unterhält sich mit ihnen. Er ist in Zivil und hat die Hände in den Hosentaschen. Man braucht nicht die Hacken zusammenzunehmen, wenn er mit einem spricht. So erzählen die Soldaten ohne Befangenheit. Und auch der Minister erzählt; von den Nöten der Heimat, vom Luftkrieg, wie wir ihn meistern. Es ist alles ganz zwanglos.

Die Soldaten sind wie alle Ostkämpfer der Ansicht, daß die russische Infanterie nichts taugt. Abgerissen, unterernährt, kampfesmüde. Aber sie werden immer wieder vorangetrieben und vor allem von einer erdrückenden Materialüberlegenheit unterstützt. Panzer, Stalinorgeln, Granatwerfer in rauhen Mengen. „Den Iwan allein", sagen sie alle, „würden wir bis Sibirien jagen." Hier macht sich doch die Unterstützung der Westmächte sehr stark bemerkbar. Die Russen schwimmen in amerikanischem Kriegsmaterial. Und uns fehlt es, weil sie uns immer wieder unsere Rüstung zertöppern.

Der Führer hat dem Minister bei seinem letzten Besuch von dem Plan erzählt, die Fertigung eines neuen Types von leicht beweglichem Sturmgeschütz unter allen Umständen zu fördern, das in großen Mengen zur Bekämpfung der immer wieder in unerschöpflicher Masse anrollenden russischen Panzer dienen soll. Ohne Panzer ist die rote Infanterie machtlos. Wir haben die ersten solchen Sturmgeschütze bei Jassy eingesetzt, wo die Russen gestern zum ersten Mal wieder angriffen. Es wurde für uns ein großer Erfolg. 250 Sowjetpanzer blieben auf der Strecke. Die rote Infanterie kam nicht einen einzigen Schritt vorwärts.

Hier unten hat ja jetzt Schörner den Oberbefehl. „Wenn es ihm gelingt", sagt der Minister, „durch seine Härte, die keine Rücksicht, vor allem auch auf die eigene Person, kennt, eine Wendung an der Ostfront herbeizuführen, dann kann noch alles gut werden. Was wir bisher verloren, läßt sich verschmerzen und auch ersetzen. Alles kommt darauf an, daß wir uns auf dem verbliebenen engen Raum nun mit Zähnen und Klauen verteidigen."

6. Mai 1944.

Der Minister ist zum ersten Mal in seiner Eigenschaft als Stadtpräsident von Berlin öffentlich hervorgetreten. Mit Führererlaß vom 1. 4. 44 wurde ihm dieses Amt übertragen. Der Stadtpräsident übt die Funktionen der staatlichen Aufsichtsbehörde über den Oberbürgermeister als Kommunalbehörde aus. Damit sind nun die Machtbefugnisse aller Berliner Verwaltungsinstanzen in Goebbels' Hand vereinigt. Die Bedeutung dieser Stellung darf nicht unterschätzt werden. Denn Berlin ist nicht irgendeine Großstadt, sondern die Hauptstadt des Großdeutschen Reiches, in der ein Zwanzigstel der gesamten Bevölkerung Deutschlands lebt. Maßnahmen, die hier durchgeführt werden, müssen von Einfluß auch auf das übrige Reichsgebiet sein. So beabsichtigt der Minister, auch auf vielen Gebieten, die außerhalb seines eigentlichen Ressorts liegen (wie dem der Erziehung, des Arbeitseinsatzes u. a.) Neuerungen einzuführen, die mit der Reichshauptstadt als Resonanzboden allgemeine Gültigkeit erlangen sollen.

Er spricht heute vor Vertretern der Behörden und der Presse über seine neuen Aufgaben. Er ist wie immer bei der Übernahme einer neuen Aufgabe Feuer und Flamme. Er entwirft ein Bild vom Berlin der Zukunft, der Metropole eines einst geeinten Europas. Er geht auch auf die Nöte und Sorgen des Augenblickes ein. Er umreißt ganz klar seine künftige Geschäftsführung und das, was er von den ihm nunmehr unterstellten Behörden erwartet.

„Es ist meine feste Überzeugung", schließt er seine Ausführungen, „daß am Ende dieses Krieges die Einheit Europas stehen wird. Entweder Europa wird bolschewistisch, dann wird es von Moskau aus regiert, oder es gelingt, den Bolschewismus zu vernichten, dann wird Berlin das Herz Europas, welche Rolle ihm seiner Lage und Bedeutung nach zukommt. Hier liegen die großen Zukunftsaufgaben unserer Stadt. Ihnen wollen wir heute schon unsere Gedanken und nach dem Sieg unsere ganze Kraft widmen.

Alle Schäden, die uns der Bombenterror zugefügt hat, sind zu beheben. Ein Jahr nach Kriegsende schon werden die schlimmsten Wunden vernarbt sein. Die nächsten zwei, drei Jahre sollen dem vordringlichsten Wohnungsbau gewidmet werden. Und in spätestens zehn Jahren wird Berlin in neuer, würdiger Form aus den Trümmern entstanden sein. Was aber sind zehn Jahre im Verlauf einer 700jährigen Stadtgeschichte? Ein Atemzug im Munde Gottes. Wenn die Mauern der Stadt wieder aufgerichtet und alle Leiden längst vergessen sind, werden kommende Geschlechter von der Zeit, die wir jetzt durchstehen, als der großen Bewährungsprobe Berlins sprechen. Wir wollen uns dieser geschichtlichen Aufgabe gewachsen zeigen!"

7. Mai 1944.

Der Minister kränkelt. Leichtes Fieber, Kopfschmerzen, Mattigkeit. Vielleicht eine leichte Grippe oder Erkältung. Da entdeckt er heute morgen beim Rasieren auf der Stirn eine gewisse Rötung der Haut. Mit allen Zeichen des Entsetzens kommt er auf Schwägermann und mich zu, deutet sich auf die Stirn und sagt: „Kann das Fleckfieber sein?"

In Berlin grassiert nämlich zur Zeit diese Seuche. Es ist zwar noch keine Epidemie, aber es kann eine werden. Schwägermann und ich haben noch nie Fleckfieber gehabt. Wir zucken ratlos die Schultern. Ein Ferngespräch mit Berchtesgaden. Professor Morell wird verlangt. Der Minister stellt ihm die gleiche Frage wie uns, schildert die Symptome. Der Leibarzt des Führers am anderen Ende der Leitung verneint anscheinend die Frage.

Trotzdem wird ein Berliner Spezialist im Auto herbeigeholt. Gründliche Untersuchung. Befund: leichte Erkältung. Die Rötung an der Stirn mag vom Kratzen oder sonstwas herrühren. Der Minister schluckt einige Pillen und ein paar Zitronen. Abends ist er wieder gesund. Er spricht von der Berliner Fleckfiebergefahr:

„Wir haben jetzt die Gefahr überwunden. In einer so verwüsteten Stadt sind ja alle Voraussetzungen für das Ausbrechen von Epidemien gegeben. Erst waren es ein paar Dutzend Erkrankungen. Bald wurden es hundert, zweihundert. Ich behielt die Entwicklung sorgfältig im Auge. Die Fachleute sagten: Was sind 300 Erkrankungen unter 4 Millionen? Noch nicht der hundertste Teil eines Prozentes. Ich aber sagte: Schluß jetzt, meine Herren, ich sehe mir das nicht länger mit an. Auf einmal sind es tausend und zehntausend Fälle. Und dann sind wir machtlos.

Jetzt wird geimpft und in Quarantäne gelegt und alles getan was nur in unseren Kräften steht. Und wenn die von den Vorbeugungsmaßnahmen Betroffenen auch Zeter und Mordio schreien. Und was ist der Erfolg? Jetzt haben wir die Seuche unter Kontrolle. Heute wurden mir nur sechs neue Erkrankungen gemeldet. Ich habe nach meinem alten, so oft bewährten Grundsatz gehandelt: Principiis obsta! Widerstehe den Anfängen!

Das ist immer richtig. Man soll sich nie von der eigenen oder der Bequemlichkeit anderer zu Ausreden verleiten lassen wie: Ach, das wird schon nicht so schlimm werden, oder: Das hört schon von alleine wieder auf. Das ist in der Politik ganz genau so. Wenn ich eine mir oder dem Staat gefährlich werdende Aktion entdecke, dann schlage ich zu und vernichte sie in ihren Anfängen, statt sie durch untätiges Zuwarten zu einer wirklichen Gefahr werden zu lassen.

Diese feige und faule Ausrede: „Es wird schon nicht so schlimm werden" ist das Geheimnis der bolschewistischen Erfolge gegenüber dem zusammenbrechenden System der westlichen Demokratien. Der Bolschewismus, von dem jeder weiß, daß sein Ziel die Aufrichtung der Diktatur des Proletariates ist, hängt sich ein gut bürgerliches, demokratisches Mäntelchen um und erscheint so als Gast in den Häusern der Demokratien. Die kommunistischen Parteien beteiligen sich am parlamentarischen Spiel aller demokratischen Länder. Ach, das wird schon nicht so schlimm werden, sagt der demokratische Hausbesitzer und reicht dem bolschewistischen Gast die Hand. Der nimmt den ganzen Arm, und ehe der ahnungslose Gastgeber es sich versieht, bekommt er einen kräftigen Tritt und fliegt zum eigenen Hause heraus. Dann freilich ist es zu spät. Und nachträgliches Jammern vermag nicht einmal mehr Mitgefühl zu erwecken. Ich jedenfalls halte mich an das lateinische „principiis obsta!"

8. Mai 1944.

Die westlichen Alliierten haben in den letzten Wochen eine außerordentlich rege politische Aktivität gegenüber den letzten Neutralen entwickelt. Sie versuchen diese, die noch immer ihre Geschäfte nach beiden Seiten machen, und die an Nazi-Deutschland, das sie zwar mit Kübeln politischen Schmutzwassers überschütten, immer noch recht gut verdienen, nach der bewährten Methode von Zuckerbrot und Peitsche zu bewegen, ihre Lieferungen an uns einzustellen.

Ganz ohne Zweifel hängt diese außenpolitische Aktivität mit den Invasionsvorbereitungen unserer Feinde zusammen.

Unserer Kriegsproduktion sollen die letzten Kanäle von draußen verstopft, die letzten Ausweichmöglichkeiten genommen und so eine wirkungsvolle Ergänzung der Vernichtungsangiffe auf unsere Produktionszentren geschaffen werden.

Die Türkei ist als erste dem alliierten Druck erlegen. Sie hat die Chrom-Lieferungen an uns gesperrt. Schweden wird bearbeitet, die Kugellager-Lieferungen an uns einzustellen. Spanien ist nach dreimonatiger Sperrung seiner Ölzufuhren aus den USA auch so weit. Franco hat den Wolfram-Export nach Deutschland gedrosselt. Gleichzeitig wurde von ihm die Zurückziehung der Blauen Legion von der Ostfront befohlen. Er hat dafür zwar nicht so viel Sprit bekommen wie er möchte (er darf sich auf eigenen Schiffen ein geringes Quantum in den USA abholen), dafür aber das Odium des schimpflichen Verrates an dem deutschen Freund auf sich genommen.

Der letzte Kommandeur der spanischen Legion, Oberst Novarro (ein prachtvoller Soldat aus kastilischem Geschlecht) hat in seinem Tagesbefehl zur Abberufung der Legion ein leuchtendes Beispiel anständiger Gesinnung und dazu eine erstaunlich klare und weitsichtige politische Lehre gegeben. „Wir wollen ausdrücklich feststellen", heißt es in dem Befehl u. a., „daß wir gegen unseren Willen heimkehren. Dies ist ein Tag der Trauer für Spanien, weil eine Forderung des Feindes erfüllt wurde und die Verräter frohlocken. Aber der Kampf ist noch nicht beendet, wir stehen in Spanien für die Entscheidung zur Verfügung. Mit der Rückberufung der Spanienfreiwilligen überläßt England eine weitere Position den Bolschewisten. Es sollte wissen, daß es sich damit selbst das Grab schaufelt."

9. Mai 1944.

Gestern und vorgestern zwei schwere Tagesangriffe der Amerikaner auf Berlin. Sie wollen 2000 Tonnen Bomben abgeworfen haben. Ziel dieser Angriffe war ganz offensichtlich, Berlin als Nervenzentrale des Reiches auszuschalten, um dadurch die deutsche Verteidigung bei der bevorstehenden Invasion zu paralysieren. Gewiß, 2000 Tonnen Bomben sind kein Pappenstiel. Ein Bruchteil davon genügte, die Katastrophe von Hamburg herbeizuführen.

Auch diesmal entstanden schwere Schäden. Eine Bombe fiel in die Reichskanzlei, eine andere von 1000 Kilo fünf Meter neben unser Ministerium, ohne daß mehr als Glasschaden entstand. Gas-, Wasser- und Stromversorgung der Stadt schienen eine Zeitlang ernstlich gefährdet. 24 Stunden später ging alles

wieder seinen gewohnten Gang. Kein Akt unserer Staatsführung wurde verhindert oder um mehr als wenige Stunden verzögert.

„In Sofia", sagt der Minister, „hatte ein einziger, längst nicht so schwerer Angriff zur Folge, daß der bulgarische Regierungsapparat auf Monate hinaus desorganisiert war und das Land an den Rand des Chaos geriet. Uns stört das heute nicht mehr im Mindesten. Wir haben ein dickes Fell bekommen. Wir ziehen den Kopf ein wenig ein, schütteln uns, und die Arbeit geht weiter.

Ich bin überzeugt, daß der Luftkrieg auf einem toten Punkt angelangt und die Theorie des Generals Douhet von der totalen Zerstörung aus der Luft einmal mehr widerlegt ist. Welche Verwirrung hat sie doch in den Köpfen gewisser Luftstrategen hervorgerufen! Erst waren es unsere Fliegergenerale, die mit dem Blitz auf London ernstlich geglaubt hatten, England paralysieren und invasionsreif machen zu können. Ihr so bitter enttäuschter Optimismus schlug dann in einen ebenso extremen Pessimismus, ja Defaitismus um, der vielleicht zu einem nicht geringen Teil an dem verhängnisvollen Entschluß des Führers Schuld trug, die Invasion Englands zugunsten des Feldzuges gegen die Sowjet-Union zurückzustellen.

Heute sitzen die phantasievollen Bombenstrategen im anderen Lager und machen sich genauso überspannte Vorstellungen wie damals unsere Herren von den Wirkungen ihrer Bombardierungen. Allerdings sind auch bei ihnen bereits gewisse Anzeichen für das Eintreten des gleichen Katzenjammers zu beobachten, je mehr sie zu der Einsicht gelangen, daß sich ihre hochgespannten Erwartungen nicht erfüllen.

Ich kann daher immer wieder nur davor warnen, sich von der kommenden Vergeltung eine kriegsentscheidende Wirkung zu erwarten, obwohl feststeht, daß unsere bereits fertiggestellten oder noch in Vorbereitung befindlichen Vergeltungswaffen alle bisher vorhandenen Zerstörungsmöglichkeiten weit übertreffen. Mit Mitteln der Zerstörung ist nur ein Volk zu besiegen, das nicht mehr den Willen hat, weiterzukämpfen. Es gibt keine Waffe, davon bin ich überzeugt, und sei sie auch noch so furchtbar, die allein die Entscheidung einem Volke gegenüber herbeiführen kann, das unter straffer, zielbewußter Führung den Willen zum Leben und zum Siege bewahrt.

Jedenfalls sind die letzten Angriffe auf Berlin, was auch immer man sich von ihnen versprochen haben mag, ein Zeichen dafür, daß die Westmächte ihre Invasionsvorbereitungen ernst nehmen. Wir wissen, daß sie sich in Teheran Stalin gegenüber

verpflichteten, im Mai dieses Jahres die Invasion durchzuführen. Und zwar nicht, wie Churchill das gern wollte (der alte Fuchs!) vom Balkan aus, sondern wie Stalin es anordnete, in Westeuropa. Im Mai nun haben sie nur noch wenige Tage zur Verfügung, die einem Landungsunternehmen günstig sind. Nutzen sie diese Tage nicht, dann sind sie nicht nur dem Bundesgenossen gegenüber wortbrüchig geworden, sondern stellen das ganze Unternehmen überhaupt in Frage. Denn der Juni ist für den Beginn eines schweren und voraussichtlich langwierigen Feldzuges kein günstiger Monat.

Wir erlebten das mit unserem Rußlandfeldzug, der auch eigentlich bereits im Mai 1941 beginnen sollte, dann aber durch den jugoslavischen Zwischenfall um einen Monat verschoben werden mußte. Dieser eine Monat fehlte uns nachher bitter, als unsere Truppen bereits Moskau vor sich liegen sahen, dann aber durch die unvermittelt beginnende Schlammperiode den Vormarsch einstellen mußten. Vielleicht hat dieser eine Monat, den der Feldzug im Osten zu spät begonnen wurde, den Ausschlag für das Mißlingen des gesamten Planes gegeben.

Das müßten die Invasoren sich vor Augen halten. Und das tun sie auch gewiß. Wenn sie also in den allernächsten Tagen nicht kommen, dann müssen sie schon sehr gewichtige Gründe dafür haben. Alle Anzeichen deuten daraufhin, daß das Uhrwerk der Invasion-Höllenmaschine bereits abläuft. Ob es aus irgendwelchen Gründen vielleicht doch noch einmal angehalten wird, kann niemand sagen."

Es ist offensichtlich, daß den Minister das Schnarren dieser Höllenmaschine wiederum außerordentlich nervös macht. Er ist sich zwar klar darüber, daß dieses Schnarren so gut wie unausweichlich zur Explosion führen muß. Aber da er sie gar zu gern verhindert hätte, so hofft er auf irgendein politisches Wunder. Das Hin- und Hergerissensein zwischen unvernünftigen Hoffnungen und hoffnungslosen Vernunftschlüssen bedingt seine augenblickliche Greiztheit.

13. Mai 1944.

Die Invasion hat immer noch nicht stattgefunden. Wieder ist ein für ihren Beginn günstiger Termin ungenutzt verstrichen. Das beunruhigende Schnarren der Höllenmaschine bleibt weiterhin vernehmlich und bildet die unveränderliche Geräuschkulisse des politischen Welttheaters dieser Tage. Die Luft ist noch immer mit unerträglicher Spannung geladen. Alle politischen und militärischen Entscheidungen werden von ihr be-

stimmt. Statt einer Landung im Westen sind die Alliierten in Italien zu einer sehr starken neuen Offensive angetreten. Nach kurzer, intensiver Feuervorbereitung stießen die 5. amerikanische und die 8. britische Armee unterstützt von zahlreichen fremdländischen Kontingenten, Franzosen, Polen, Indern, fast auf gesamter Frontbreite vor. Schwerpunkt beiderseits Cassino. Der außerordentlichen Überlegenheit des Feindes an Menschen und Material haben wir nichts als das dem Verteidiger sehr günstige bergige Gelände, unsere Geschicklichkeit und die selbst vom Feind anerkannte Tapferkeit unserer Soldaten entgegenzusetzen.

Von der angloamerikanischen Presse wird die neue Italien-Offensive mit großem Stimmaufwand als der Beginn des in Teheran vereinbarten koordinierten Generalansturmes auf Deutschland bezeichnet. Gewissermaßen eine Art Invasions-Ersatz. Darf man daraus schließen, daß die Invasion selbst fallengelassen oder auch nur zurückgestellt wurde?

Die Frage bewegt den Minister natürlich stark, weil seine Hoffnungen in diese Richtung gehen. Andererseits ist es durchaus möglich, daß der Feind mit solchen Hoffnungen auf unserer Seite rechnet und uns veranlassen will, im Westen bereitgestellte Reserven nach Italien abzuziehen, um unsere Anti-Invasionsfront für den Augenblick zu schwächen, wenn er dort plötzlich zuschlägt.

Die britische Luftwaffe ist zur Zeit dabei, den Atlantikwall anzugreifen. Und zwar in einem solchen Umfang, daß sie jede andere Tätigkeit, von vereinzelten Moskito-Einflügen abgesehen, völlig eingestellt hat. Das bedeutet für das deutsche Heimatgebiet eine äußerst fühlbare Entlastung. Überhaupt scheint sich die Auffassung des Ministers zu bestätigen, daß der Luftkrieg mehr oder weniger auf einem toten Punkt angelangt ist.

Namhafte englische und amerikanische Militärkritiker wie Liddel Hart, Cyrill Falls und Alexander Seversky haben in den letzten Tagen öffentlich die Ansicht vertreten, daß die alliierte Bombentragödie nicht zu dem erwünschten Ziel geführt habe. Das heißt mit anderen Worten: Nachdem der Feind mit seinen Flächenbombardierungen Hunderttausende von Frauen und Kindern getötet, Millionenwerte vernichtet und namenloses Leid über ein ganzes Volk gebracht hat, gibt er nunmehr zu, daß das alles eigentlich unnötig gewesen sei und man nun auf andere Mittel sinnen müsse, das deutsche Volk in die Knie zu zwingen.

Auch ein russischer Fliegergeneral hat in einem über den Moskauer Rundfunk verbreiteten Artikel nachgewiesen, daß noch in keinem Feldzug die Entscheidung aus der Luft gefal-

len, sondern stets erst durch den Einsatz der Erdtruppen herbeigeführt worden sei. Wer im alliierten Lager heute noch eine gegenseitige Ansicht vertrete, wurde in dem Aufsatz als Saboteur der gemeinsamen Kriegsanstrengungen bezeichnet. Was Moskau damit sagen will, ist klar: Schluß jetzt mit eurer blutsparenden Bombenstrategie! Damit besiegt ihr Deutschland niemals! Wir wollen Blutopfer sehen, und zwar von euch, wenn ihr auch der Ansicht seid, daß angelsächsisches Blut kostbarer sei als slawisches und daher sparsamer damit umgegangen werden müsse als mit unserem.

15. Mai 1944.

Heute ist wieder einmal der Tag, an dem der Minister sich mit der Geburt des neuen „Reich"-Artikels plagen muß. Unter so undurchsichtigen und schwierigen Verhältnissen ist wohl noch keiner seiner Aufsätze geschrieben worden. Denn was wird in 14 Tagen sein? So ungenau wie heute hat man diese Frage noch nie beantworten können. Der Minister hat sich dann nach langem Überlegen, nach langen Spaziergängen von einer Ecke seines Arbeitsraumes in die andere zu einem Aufsatz allgemeinen kriegsphilosophischen Inhaltes entschlossen.

Jetzt ist er fertig damit, hat ihn telefonisch herunterdiktiert und sitzt nun fröhlich und erleichtert am Abendbrottisch. Wir sprechen über Schriftstellers Leid und Freud und berühren dabei auch Schopenhauers hervorragende Schrift „Über die Schriftstellerei", in welcher dieser große Denker und Meister der deutschen Sprache soviel Allgemeingültiges und auch Spezielles über den Umgang mit unserer Muttersprache zu sagen weiß.

„Alles, was Schopenhauer darin schreibt", sagt der Minister, „ist so wahr und richtig, daß ich beschlossen habe, einen Sonderdruck der Schrift herstellen zu lassen, um sie jedem deutschen Schriftsteller und Journalisten, jedem Pädagogen, ja allen, die mit der Formung und dem Gebrauch der deutschen Sprache von berufswegen zu tun haben, als Wegweiser und Mahner auf den Schreibtisch legen zu lassen.

Entsinnen Sie sich z. B. was er über den Gebrauch der Fremdwörter sagt? Wie oft wird mir vorgeworfen, ich verwendete zu viele Fremdwörter in meinen Reden und Aufsätzen. Ich solle deutsch scheiben. Nun, ich bin mit Schopenhauer der Ansicht, daß der Gebrauch von Fremdwörtern nur dem gestattet sein sollte, der zunächst die deutsche Sprache in einer gewissen Vollkommenheit beherrscht. So vollkommen jedenfalls, daß er beurteilen kann, wann ein bestimmter Begriff, den er bis auf die feinste Nuance genau ausdrücken will, eben nur durch

dieses oder jenes Fremdwort wirklich treffend bezeichnet werden kann.

Die Benutzung von Fremdwörtern im Schopenhauerschen Sinne bedeutet also nicht Geringschätzung der deutschen Sprache, sondern setzt im Gegenteil deren meisterhafte Beherrschung voraus. Und der gebildete Leser merkt sehr wohl, ob ein Fremdwort aus einer sprachbedingten Notwendigkeit heraus gebraucht wird, oder um mit einem Pseudowissen zu prahlen.

Oder nehmen Sie sein Kapitel über Stil und Charakter. Wie recht hat er, den Stil als Spiegel des Charakters zu bezeichnen. Ein klarer, einfacher Stil deutet auf einen klaren, logischen, konstruktiven Charakter, wie Schwulst und wilde Schachtelsätze auch auf einen verworrenen Sinn schließen lassen. Denken Sie doch nur an Robert Ley und seine unseligen mündlichen und schriftlichen Ergüsse.

Und wie er schließlich über Hegel und Fichte herzieht! Nimmt man seinen Ausführungen die persönliche Schärfe, so kann ich sie Wort für Wort unterschreiben. Ich war ja nie so sehr begeistert, wenn man mich den „Fichte des Nationalsozialismus" nannte. Denn an Fichte war vieles nicht echt, viel Pomp und Phrase. Es ist eine der zahlreichen Verzerrungen geschichtlicher Überlieferung, wenn Fichte das Hauptverdienst als intellektueller Vorbereiter der deutschen Erhebung von 1813 zugeschrieben wird. Viel eher kommt dies Männern vom Schlage eines E. M. Arndt zu, deren Begeisterung echt, glühend und von Herzen kommend war und daher auch viel mitreißender wirkte als die zwar glänzenden aber doch kühleren, intellektuellen Reden Fichtes."

17. Mai 1944.

Der Minister hat den Plan, demnächst an die Ostfront, und zwar in den Abschnitt von Generaloberst Schörner, zu fahren, um dort zu den Soldaten zu sprechen. Es wäre das ein Gegenstück zu seinem damaligen Besuch in den Luftkriegsgebieten des Westens. Denn auch an der Ostfront hat sich von unseren Führenden niemand mehr sehen lassen, seit hier alles drunter und drüber geht.

„Eigentlich wäre dazu", sagt der Minister, „eine der soldatischen Erscheinungen unseres Führerkorps besser geeignet, an denen ja kein Mangel besteht. Aber ich bin überzeugt, daß meine Aufnahme bei den Soldaten ebenso herzlich sein würde wie bei den Luftkriegsopfern. Ich war auch während der Kampfzeit trotz meiner Körperbehinderung überall mit dabei, wo es

am heißesten herging. Obwohl mir z. B. die oft stundenlangen Demonstrationsmärsche durch die roten Viertel Berlins gewiß nicht leicht fielen.

Welch rührende Beweise der Anhänglichkeit habe ich bei solchen Gelegenheiten durch meine SA-Männer erfahren. Wie oft haben sie sich, obwohl niemand dazu angewiesen worden war, bei Straßen- oder Saalschlachten mit ihren Riesenfiguren schützend vor mich gestellt und mit Stuhlbeinen und Bierseideln alle Angriffe auf mich abgewehrt. Ich wurde von der Berliner SA, diesem rauhen und bestimmt ungeistigen Haufen vergöttert, nicht weil ich so schöne Artikel schrieb, sondern weil ich trotz meiner so wenig kämpferischen Statur und Konstitution immer unter ihnen war.

Das ist ein massenpsychologisch recht interessanter Vorgang. Von einem kleinen, schmächtigen, schwächlichen Menschen erwartet die Masse keine Heldentaten. Zeigt er aber trotzdem Mut und Kühnheit, so rechnet sie ihm das doppelt hoch an. Das ist, was der Berliner Volksmund mit „klein aber oho" ausdrückt. Die Menge ähnelt auch in dieser Beziehung dem Weibe. Die Mutter liebt, einem Naturtrieb folgend, das kleinste und schwächlichste ihrer Kinder am zärtlichsten. Nicht die körperlich gewaltigen, imposanten Erscheinungen der Geschichte sind die Lieblinge der Menge. Hindenburg und Bismarck z. B. wurden zwar verehrt und bewundert, aber nicht geliebt.

Ich erinnere mich noch genau an einen Besuch Hindenburgs in Köln, als er als Retter des Vaterlandes die Höhe allgemeiner Bewunderung erklommen hatte. Zehntausende von Menschen drängten sich an den Straßenrändern, um ihn zu sehen. Aber als sie dann seiner ansichtig wurden, da jubelten sie ihm nicht zu, sondern zogen die Hüte und neigten in stummer Ehrfurcht die Köpfe. Gewiß ein ergreifendes Bild. Männer wie Hindenburg stehen gewissermaßen als lebende Monumente auf hohem Sockel über den Menschen und nötigen ihnen Verehrung und Bewunderung ab.

Geliebt aber werden vom Volk die Kleinen. Die populärsten Figuren der Geschichte waren meist klein von Wuchs, oft gebrechlich oder körperlich mißgestaltet. Denken Sie an Friedrich den Großen, Prinz Eugen, Cäsar oder den Spartanerkönig Agäsilaos, der, klein und auf einer Seite gelähmt, von seinen Soldaten auf dem Schild in die Schlacht getragen wurde, und den dies harte, kriegerische und sonst ganz unsentimentale Volk mit einer schwärmerischen Inbrunst liebte wie keinen seiner Könige.

Und auch in unserer Gegenwart finden Sie dasselbe bestätigt. Roosevelt ist ein Krüppel. Stalin ist — ganz im Gegensatz zu dem Bild, das sich viele von ihm machen — klein von Wuchs, mit zierlichen Gliedern und den besonders zarten und geschmeidigen Händen seiner grusinischen Rasse. Und auch das Phänomen der Führer-Schwärmerei führe ich weniger auf seine Kanonenstiefel und seine rauhe Sprache zurück als auf die Feinheit und Sensibilität seines Wesens, seine Liebe zur Natur und allem Schönen und eine ausgesprochene, fast übertriebene Empfindsamkeit. Was das Volk unter diesem Gesichtspunkt freilich an Churchill lieben sollte, ist mir unerfindlich. Der Rückhalt im Volk, über den er trotzdem zur Zeit noch verfügt, dürfte auch weniger auf die Liebe zurückzuführen sein, die man ihm entgegenbringt, als auf verstandesmäßige Überlegungen. Es ist daher durchaus nicht ausgeschlossen, daß Churchill eines Tages, vielleicht erst nach Beendigung des Krieges, sehr schnell von der Führung der Nation zurücktreten muß.

Leider werden wir wohl eher nicht damit rechnen dürfen. Denn Churchill ist das Hindernis, das einer deutsch-englischen Verständigung und damit der einzigen Möglichkeit entgegensteht, diesen Krieg in einer, vom Standpunkt der europäischen Geschichte betrachtet, sinnvollen Weise zu beendigen. Man muß sich manchmal fragen: sehen die auf der Insel denn nicht, wie ihnen eine Machtposition nach der anderen entgleitet? Merken sie denn nicht, wie ihnen der Bolschewismus über den Kopf wächst und sie drauf und dran sind, den einzigen Ordnungsfaktor in Europa, das nie wieder aufzurichtende letzte Bollwerk gegen den Bolschewismus zu zerschlagen?

Man überlege einmal: Hätten wir 1939 an England die gleichen Forderungen gestellt, die es heute Stalin gegenüber ohne Widerrede erfüllen muß, also etwa Alleinherrschaft über Osteuropa und den Balkan, Beteiligung an der Herrschaft im Mittelmeer und Vorderen Orient, was wäre geschehen? Ein Aufschrei der Empörung wäre durch das englische Volk gegangen. Man hätte uns, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, die Kriegserklärung entgegengeschleudert, vor der man später nicht zurückschreckte, als wir bloß wagten, die bisher verweigerte Rückkehr der deutschen Stadt Danzig ins Reich zu verlangen. Und warum nimmt man die viel schlimmeren Herausforderungen der Sowjets heute so gleichmütig hin? Keineswegs etwa weil die Russen den Engländern so viel sympathischer wären als wir. Im Gegenteil, man ist sich darüber klar, daß der radikale Bolschewismus und die urgesunde slawische Rasse vereint viel gefährlicher und bedrohlicher sind als wir.

Nein, man nimmt das alles hin, weil man sich einmal auf einen falschen Weg begeben hat und glaubt, es gäbe nun kein Zurück mehr.

Gewiß, auch in England sind viele, die das genauso klar sehen wie wir, und die diese Ansicht sogar öffentlich vertreten. Aber es ist sehr schwer als verantwortlicher Staatsmann vor das Volk zu treten und zu sagen: Es tut mir leid, meine lieben Landsleute, wir haben auf das falsche Pferd gesetzt, alle bisherigen Leiden und Opfer sind umsonst gewesen. Wir müssen noch einmal ganz von vorne anfangen. Das ist außerordentlich schwer, so wichtig es auch wäre, um Europa und damit auch England vor einer ungeheueren Katastrophe zu bewahren.

Zu einem solchen Schritt wäre nur ein ganz großer Staatsmann fähig, nicht aber eine Spielernatur wie Churchill, der mit grausiger Lust am Bösen zusieht, wie ein Weltreich in Trümmer geht und sich ein Kontinent sinnlos zerfleischt. Wenn diese Entwicklung nicht durch irgendein — ich kann nur sagen — Wunder aufgehalten wird, dann wird man einst von unserer Zeit als dem Hexensabbath der europäischen Geschichte sprechen, bei dem sich die Völker Europas eines tragischen Irrtums wegen gegenseitig vernichteten und so den Weg freimachten für das Eindringen der raumfremden Asiaten in das Herz des Abendlandes.

Ich habe jetzt ein Buch gelesen, das mir die scheinbar unbegreifliche englische Blindheit gegenüber der bolschewistischen Gefahr verständlicher gemacht hat. Es sind die Erinnerungen des Juden Stefan Zweig an die Zeit der nationalsozialistischen Machtergreifung in Deutschland. Aus ihnen geht hervor, daß die Juden selbst nach 1933 noch glaubten, sie würden auch mit uns zu einem modus vivendi gelangen, sie könnten auch mit uns weiter ihre Geschäftchen machen.

Wir hatten doch nie ein Hehl aus unserer Einstellung den Juden gegenüber gemacht, genauso wenig wie die Bolschewisten verheimlichen, daß sie den westlichen Kapitalismus vernichten und die ihn tragende Schicht liquidieren wollen. Und trotzdem glaubten die Juden damals von uns, wie die Engländer heute von den Bolschewisten: Wir werden schon irgendwie mit ihnen auskommen. Es wird schon nicht so schlimm werden. Der Brei wird nicht so heiß gegessen, wie er gekocht wird. Und was dem Menschen Bequemlichkeit und Beharrungsvermögen an Ausflüchten mehr einflüstern. Das scheint eben doch eine der menschlichen Grundeigenschaften zu sein. Man glaubt und hofft und beruhigt sich so lange, bis es zu spät ist. Auch der unheilbar Kranke behält bis zuletzt in einer Ecke seines

Herzens ein Fünkchen Hoffnung, daß gerade bei ihm die Natur eine Ausnahme machen möchte. Aber sie ist unerbittlich. Wie die Geschichte."

18. Mai 1944.

Eine unerhörte politische Sensation: Die polnische Exilregierung in London hat durch Laval beim Reich anfragen lassen, ob dieses gewillt sei, die Garantie Polens gegenüber den Aspirationen der Sowjets zu übernehmen.

Die Tragweite dieses Schrittes kann gar nicht überschätzt werden. Ist es doch die erste greifbare Aktion, die uns die Möglichkeit geben könnte, im Sinne des Ministers als Zünglein an der Waage aktiv zu werden.

Polen, für dessen Integrität England in den Krieg eintrat, ist zur Zeit der Kristallisationspunkt der ost-westlichen Gegensätze im alliierten Lager. Stalin hat bei der ersten Berührung der Roten Armee mit der polnischen Widerstandsbewegung auf ehemals polnischem Territorium merken müssen, daß die Masse des polnischen Volkes eine bolschewistische Herrschaft noch weniger wünscht als eine deutsche. Er ist sich daher klar, daß die polnischen Kommunisten, die unter Wanda Wassiljewska in Moskau sitzen, in Polen selbst keinen Rückhalt beim Volk finden werden. So versucht er, Einfluß auf die polnische Exilregierung in London zu bekommen und hat die Forderung auf Aufnahme von drei Kommunisten in das Kabinett und Absetzung des sowjetfeindlichen Oberbefehlshabers der polnischen Streitkräfte, Sosnowski, erhoben. Jetzt merken die Londoner Polen, daß es für sie um Sein oder Nichtsein geht und haben sich zu jenem sensationellen politischen Schritt entschlossen.

„Es ist klar", sagt der Minister, „daß dieser Schritt nicht ohne Wissen, wenn auch vielleicht nicht Billigung der englischen Regierung erfolgt sein kann. Das würde bedeuten, daß man die ersten Fühler nach der Möglichkeit ausstreckt, unsere Hilfe gegen die immer bedrohlicher werdenden sowjetischen Machtansprüche zu suchen. Es kommt jetzt alles darauf an, klug zu handeln und die gebotenen Chancen auszunutzen.

Ein abgeschossener amerikanischer Fliegeroffizier hat gerade in diesen Tagen ausgesagt, daß nach seiner Überzeugung die Invasion nur deswegen immer wieder hinausgeschoben werde, um doch noch vorher zu einer Einigung und Verständigung mit Deutschland zu gelangen. Vielleicht wird der Finger auf dem Knopf, der den Mechanismus der Invasionsmaschinerie durch einen einfachen Druck auslöst, doch noch im letzten Augenblick zurückgezogen ..."

SIEGESZUVERSICHT VERMITTELN

Offiziere erhalten eine moralische Zementspritze — Die angelsächsische Offensive in Italien — Schwere Tagesangriffe auf Berlin — Sonthofen — Sepp Dietrich in Lanke — Erinnerungen an Hindenburg

19. Mai 1944.

In den Mittagsstunden ein schwerer amerikanischer Angriff auf Berlin. Im Thronsaal des Ministeriums sind an die hundert hohe Offiziere versammelt. Mit entblößter Brust sozusagen in Erwartung der moralischen Zementspritze, die ihnen der Doktor verpassen soll. Immer wieder werden ihm irgendwelche Generale oder hohe Offiziere ins Haus geschickt, deren trüb gewordener Siegesglauben von ihm wieder auf Hochglanz poliert werden soll.

Der Doktor unterzieht sich dieser Aufgabe mit wachsendem Unbehagen. Denn als guter Massenpsychologe merkt er sehr wohl, daß er bei dieser Zuhörerschaft mit seinen Argumenten wie gegen eine Wand von Eis anrennt. Man hört ihn sich sehr höflich an, man klatscht der Form halber Beifall, vielleicht ist dieser oder jener gar beeindruckt. Aber das verfliegt sofort, wenn er wieder in die feindliche und defaitistische Atmosphäre der Stäbe zurückkehrt.

Während die Herren in leisem Gespräch bei einander stehen, heulen die Sirenen. Man wird unruhig. Endlich kommt Schwägermann und bittet die Herren, sich in den Bunker unter den Wilhelmplatz zu begeben. Manch einer beschleunigt dabei seinen Gang mehr als Rang und Würde das eigentlich zulassen sollten. Im Bunker steht man dann in drangvoller Enge wie in einem rammelvollen U-Bahn-Abteil und hört sich, während draußen die Bomben fallen und der Bunker bei jedem nahen

Einschlag schaukelt wie ein Schiff auf See, die Ausführungen des Ministers über die Gewißheit unseres Sieges an. Ich glaube, sie haben heute weniger gezündet als je.

20. Mai 1944.

Eine neue Phase im alliierten Nervenkrieg um die Invasion: Eisenhower hat die Widerstandsbewegungen in den besetzten Westgebieten über den Rundfunk aufgefordert, sich für den Ernstfall bereit zu halten.

Der Minister: „Man soll doch nicht glauben, daß man uns damit Angst machen kann, oder daß wir mit diesen Widerstandsbewegungen nicht fertig würden. Denn in dem Ernstfall, von dem Eisenhower spricht, wird es wirklich Ernst. Dann hört das Gequatsche von Kollaboration und Verständigung auf, das ja doch nur von uns ernstgenommen wird.

Ich kenne die Franzosen und ihren unversöhnlichen Haß aus der schmachvollen Zeit der Rheinlandbesetzung. Aber ich weiß auch, wie man mit ihnen fertig wird. Man gebe mir fünf Panzer und ich mache mich anheischig, in einem aufständischen Paris in wenigen Tagen die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Ich bin auch mit der Kommune in Berlin fertig geworden; und damals hatten wir keinen einzigen Panzer, sondern nur unsere Fäuste."

22. Mai 1944.

Die anglo-amerikanische Offensive in Italien hält seit zehn Tagen mit unverminderter Heftigkeit an. Wir weichen unter sehr starkem Druck langsam zurück. Cassino ist gefallen. Gaeta und Fondi vom Feind genommen. Die gegnerischen Verluste sind hoch. Der Londoner Nachrichtendienst gab zu, daß die polnischen Verbände teils bis auf Kompaniestärken von sechs Mann zusammengeschmolzen sind. Slawisches Blut ist nicht so kostbar ...

23. Mai 1944.

Churchill hat eine Rede im Unterhaus gehalten. Die Erfolge in Italien gaben einen guten Hintergrund. Kein Anzeichen einer Sinnesänderung. Tiefer Kotau vor Stalin. Zum polnisch-russischen Konflikt sagte er, die Polen könnten seiner Sympathie und seines Mitleids gewiß sein, helfen jedoch könne er ihnen leider nicht.

In Rußland habe sich ein erstaunlicher und tiefgreifender Wandel vollzogen, sagte der Mann, der vor wenigen Jahren noch vor der Geschicklichkeit und den Tarnungskünsten des Bolschewismus gewarnt hat, und versuchte dem Unterhaus weißzumachen, daß das blutrünstige Untier, das sich anschickt, das britische Weltreich zu verschlingen, eigentlich ein ganz manierliches, wohl dressiertes Äffchen sei.

Eine wunderbare Widergeburt des religiösen Lebens habe in der Sowjet-Union stattgefunden, die Etikette in der Roten Armee sei vorbildlich, die Komintern sei aufgelöst. Im Hause wurde es unruhig. Jeder wußte, daß der Mann auf der Rednertribüne genau das Gegenteil von dem sagte, was er glaubte. Als er daher von der neuen sowjetischen Nationalhymne sprach, deren patriotischen Text und wohl klingende Melodie Marschall Stalin ihm übersandt habe, brach das Haus in stürmisches Gelächter aus, in dem sich die Empörung über den Zynismus und die Frechheit des Redners Luft machte.

„Oh, man könnte schäumen vor Wut", sagt der Minister, „daß dort drüben niemand wagt, diesem verantwortungslosen Bösewicht die Wahrheit ins Gesicht zu schreien."

24. Mai 1944.

Ein neuer, sehr schwerer Tagesangriff auf Berlin. Ausgedehnte Brände zwischen Alexanderplatz und Schlesischem Bahnhof, die zeitweise katastrophales Ausmaß anzunehmen drohen, dann aber doch unter Kontrolle gebracht werden können. 68 000 Obdachlose.

Abends fahren wir nach Sonthofen, wo der Minister im Auftrag des Führers zu mehreren hundert Generalen sprechen soll, an denen man auf der dortigen Ordensburg zur Zeit Schulungsversuche unternimmt. Der Minister ist denkbar schlechter Stimmung. Der schwere Angriff auf Berlin, neue Rückschläge an der italienischen Front, die polnische Ungewißheit, das alles begegnet sich mit schweren persönlichen Sorgen.

Seine Frau leidet an einer Drüsenerkrankung, die eine komplizierte Halsoperation in den nächsten Tagen unvermeidlich macht.

Als wir in rasendem Tempo zum Anhalter Bahnhof fahren, wo der fahrplanmäßige D-Zug bereits seit zehn Minuten auf uns wartet, seufzt der Minister:

„Es ist wie in der schwersten Krisenzeit der Bewegung um Weihnachten 1932. Auch damals trafen in meinem Leben poli-

tische Belastungen mit schweren persönlichen Sorgen zusammen. Manchmal bin ich dieses Leben leid und hätte gar nichts dagegen, wenn mir eine Bombe aufs Gehäuse fiele."

Und nach einem neuen tiefen Seufzer: „Diese Reise kommt mir äußerst ungelegen. Ich bin einfach nicht in der Stimmung und Verfassung, anderen Leuten Siegeszuversicht zu vermitteln. Ich habe versucht dem Führer klarzumachen, daß es bei diesen Herren auch kaum mehr Zweck hat, und daß ich jedenfalls von dem Erfolg meiner Bemühungen nicht sehr durchdrungen bin."

Nach der Fahrt durchs wunderschöne Allgäu wird seine Stimmung besser. Auf der Ordensburg wimmelt es von Rot und Gold. Ich bin als schlichter Leutnant eine auffällige Erscheinung. Generale wirken offensichtlich nur, wenn sie einzeln auftreten. In Massen sind sie auf einmal Menschen wie du und ich.

Beim Essen hat der Minister als Tischnachbarn meinen alten Abteilungs-Kommandeur vom Panzer-Regiment 6, den jetzigen Generalmajor Hyazinth Graf Strachwitz, Brillantenträger, einen prächtigen alten Haudegen, Soldat und Aristokrat im besten Sinne. Er trägt nicht unwesentlich dazu bei, daß der Minister Sonthofen mit besseren Gefühlen verläßt als er es betreten hat.

Rückfahrt über Augsburg. Kundgebung im überfüllten Ludwigsbau. Abendessen bei Gauleiter Wahl, einem gemütlichen, sehr schlichten, sympathischen Schwaben. Er hat eine außerordentlich elegante und reizvolle Tochter. Bei der Begrüßung zwischen ihr und dem Minister sagt Wahl scherzend, das letzte Mal habe sie auf dem Schoß des Ministers gesessen. Wir denken alle: Wie peinlich. Doch Wahl fährt lachend fort: „Das war vor etwa zwanzig Jahren."

Augsburg hat seinen letzten Angriff vor einem halben Jahr gehabt. Er war von katastrophalen Ausmaßen. Gewiß, die Altstadt ist fast völlig vernichtet. Aber die Trümmer sind beseitigt, die Industrie läuft auf vollen Touren, das Leben ist völlig normal. Wie schnell heilen doch die Wunden, die dieser Krieg schlägt!

25. Mai 1944.

Besuch in Lanke. Sepp Dietrich mit Frau ist abends zu Gast. Wie er so in seiner schwarzen Panzeruniform stramm und breitbeinig vor mir steht, habe ich den Eindruck, daß diesen Mann nichts umwerfen kann. Aus einem wettergebräunten, faltenreichen Gesicht sehen mich zwei scharfe blaue Augen, wie Seeleute, Jäger und Soldaten sie haben, sehr durchdringend an.

Er redet in seiner bayerischen Mundart frisch von der Leber weg. Mit der deutschen Sprache steht er auf dem Kriegsfuß. Aber seine Offenheit und Natürlichkeit gewinnt. Bei Tisch sitze ich neben ihm und muß unentwegt auf seine Hände blicken, die von geradezu unwahrscheinlichem Format sind und es ungeraten erscheinen lassen, mit ihnen fühlbare Bekanntschaft zu machen. Der Packer aus dem Eher-Verlag läßt sich nicht verleugnen. Seine Frau ist von der gleichen Natürlichkeit, aber zierlicher, eine freundliche Schwäbin. Der Minister schätzt beide außerordentlich.

POLITISCHE HOCHSPANNUNG

Kritik am deutschen Filmschaffen — Hans Albers bereichert sich — Rätselraten um die Invasion — Churchill und der übrige Westen — Die Kräfte sind aufmarschiert — Goebbels will sich das Rauchen abgewöhnen

27. Mai 1944.

Von einem anderen Besuch auf Lanke, der schon einige Wochen zurückliegt, berichte ich erst heute, weil sich aus den Gesprächen dieses Abends ein Argument entwickelt hat, das der Minister in letzter Zeit immer häufiger in seinen Reden und Aufsätzen gebraucht.

Professor Michael Raucheisen war zu Gast. Wir hatten einen genußvollen Abend, den der Professor durch Proben seiner Kunst verschönte. Nachher kam das Gespräch wie üblich auf Politik. Die Überleitung war interessant. Im Anschluß an Raucheisens Spiel auf dem Flügel wurde über Musik gesprochen.

„Wissen Sie", sagte der Minister, „man kann eine Beethoven-Symphonie in gewisser Weise mit der Kunst der Propaganda vergleichen. Eine Symphonie besteht aus verschiedenen Sätzen, deren jeder von einem bestimmten Thema oder Leitmotiv beherrscht wird. Der gute Propagandist wird wie der Tonschöpfer an den Anfang des Satzes das Motiv stellen, das er nun im weiteren Verlauf seiner Komposition variiert, moduliert, auflöst und verwandelt. Bald wird es von den Bässen getragen, bald von den Celli. Jetzt erklingt es unisono, wird von den Geigen ganz zart aufgenommen, die Holzinstrumente führen es fort, und schließlich klingt es noch einmal fortissime und sich dem Gedächtnis unvergeßlich einprägend auf."

Nachher spricht der Minister von der Veränderlichkeit von Koalitionen im Kriege: „Die Geschichte hat gelehrt, daß nur ganz wenige Kriege, die von einer Koalition geführt werden, in der gleichen Mächtekonstellation enden, mit der sie angefangen haben. Das liegt in der Natur eines Koalitionskrieges begründet.

Keine Macht kann in jeder Beziehung die gleichen Ziele haben wie eine andere, sonst würden sie gar nicht verschiedene sondern eine einheitliche Macht bilden. Sie können aber ein bestimmtes gleiches Ziel, z. B. die Vernichtung einer dritten Macht, verfolgen.

Zur Erreichung dieses Zieles schließen sie sich zusammen. Nun liegt es aber in der Natur der Sache, daß, je näher sie diesem einen gemeinsamen Ziel kommen, umso deutlicher ihre sonstigen, von einander abweichenden Interessen hervortreten. Jede der vereinigten Mächte muß sich fragen: Was tue ich, wenn die Vernichtung des gemeinsamen Gegners erreicht ist? Und aus der Beantwortung dieser Frage ergeben sich völlig entgegengesetzte Handlungen. Es ist also zwangsläufig, daß eine Koalition bereits vor Erreichen des gemeinsamen Zieles auseinanderzufallen beginnt.

Genauso ist es natürlich auch in diesem Kriege. Der Osten und der Westen sind sich nur in dem einen Wunsche einig, uns zu vernichten. Je greifbarer aber die Erfüllung dieses Wunsches wird, umso krasser treten ihre sonst grundsätzlichen Gegensätze in Erscheinung. Hier gilt es nun, mit viel Klugheit, ja Verschlagenheit zu operieren.

Auch im innerpolitischen Kampf um die Macht waren sich Marxismus und Reaktion in dem Wunsch einig, uns zu zerschlagen. Wir zogen aber aus ihren sonstigen Gegensätzen so viel Nutzen, daß sie schließlich beide nacheinander von uns zerschlagen wurden. Wir wurden keineswegs im Triumph in die Regierungssessel gehoben. Hindenburg nahm Hitler durchaus nicht mit offenen Armen auf, sondern befreundete sich im Gegenteil nur sehr widerwillig mit dem „lästigen, tschechischen Gefreiten', wie er Hitler damals zu bezeichnen pflegte.

Bei Hitlers Vereidigung als Reichskanzler wandte Hindenburg das Gesicht ab. Erst später kam zwischen den beiden ein besseres und schließlich beinahe herzliches Verhältnis zustande. Als Hindenburg nämlich gemerkt hatte, daß der Gefreite ein recht gescheiter und umgänglicher Mensch war und auch gar nicht aus Braunau in Böhmen stammte, wie man ihm berichtet hatte, sondern aus Braunau am Inn, also kein Tscheche sondern ein guter Deutscher war."

1. Juni 1944.

Tagung der Produktionsleiter und Firmenchefs der deutschen Filmindustrie in Berlin. Sehr ausführliches Referat des Ministers. Eingehende Besprechung aller inzwischen produzier-

ten Filme. Scharfe Kritik, aber auch hohe Anerkennung. Als die besten deutschen Regisseure bezeichnet er Ucicky, Harlan, Liebeneiner und Käutner.

In seinen grundsätzlichen Betrachtungen stellt er die Forderung nach dem guten Unterhaltungsfilm auf. Er sagt dazu: „Ich halte den guten Unterhaltungsfilm für im höchsten Grade kriegswichtig. Es ist niemand an Sie mit der Forderung herangetreten, weltanschauliche, politische oder Kriegsfilme zu machen. Im Gegenteil. Trotzdem werden mir immer wieder solche Stoffe angeboten oder geradezu aufzudrängen versucht.

Es muß heute notgedrungen in der Öffentlichkeit so viel über die politische und militärische Kriegführung geschrieben und gesprochen werden, daß wir froh sein wollen, wenn der Film uns wenigstens damit verschont. Wenn aber jemand einen guten Unterhaltungsfilm macht, der unseren schwer arbeitenden und schwere Belastungen seelischer Art tragenden Menschen in der Heimat und an der Front eine unbeschwerte Stunde bereitet, so hat er sich damit ein bedeutendes politisches Verdienst erworben, ein größeres jedenfalls, als wenn er einen schlechten oder mittelmäßigen politischen Film dreht. Also: Hände weg vom politischen Film. Diese Regel sollte mindestens für jeden gelten, der nichts davon versteht."

Einige Skandalfälle im deutschen Film werden vom Minister schärfstens gegeißelt. Hans Albers hat an dem Film „Große Freiheit" die unerhörte Summe von 460.000 Mark, also fast eine halbe Million, verdient. Und das kam so: Albers schloß einen Vertrag ab, der ihm eine Monatsgage von 40.000.— Mark. garantierte, solange die Aufnahmen zu dem betreffenden Film dauerten. Durch irgendein Versehen war in dem Vertrag die Katastrophen-Klausel weggelassen worden. Nun spielt dieser Film in Hamburg. Und während man noch bei den Außenaufnahmen war, ereignete sich die Hamburger Katastrophe, die neben vielen lem anderen auch die Aufnahmeobjekte dieses Filmes vernichtete.

Es vergingen Monate, bis man die Arbeit an dem Film fortsetzen konnte. Hans Albers drehte inzwischen Daumen und ließ sich Monat für Monat, auf seinen Vertrag pochend, seine 40.000.— Mark auszahlen, ohne für diese irrsinnige Summe, die ein Arbeiter in seinem ganzen Leben nicht verdient, auch nur einen einzigen Handschlag zu tun. Weil er mit dem vielen Geld, das ihm durch die zu seinem Glück eingetretene Hamburger Katastrophe so mühelos zufloß, nichts Besseres anzufangen wußte, kaufte er sich zunächst einmal auf dem schwarzen Markt

150 Flaschen Cognac zu 120 Mark die Flasche, die ihm seine Freizeit verkürzen helfen sollten.

Dem Buchstaben seines Vertrages nach war Albers natürlich im Recht, so daß ihm niemand am Zeuge flicken konnte. Tatsächlich aber hat er sich an einem nationalen Unglück, das tausenden das Leben und zehntausenden die Existenz kostete, in hemmungsloser Weise bereichert. Statt nun aber von dem Geld eine Stiftung für die Opfer seiner schwer getroffenen Vaterstadt zu machen, trägt er es auf den schwarzen Markt.

„Pfui Deibel! Film-Pack!" schließt der Minister seine Betrachtung ab.

3. Juni 1944.

Das Rätselraten um die Invasion geht weiter. Der feindliche Nachrichtenstoff und alle erreichbaren Informationsquellen werden vom Minister nach Anhaltspunkten durchwühlt, die auf das Vorhaben der Alliierten schließen lassen.

Arthur Voigt hat in der Zeitschrift „Nineteenth Century" einen seiner sensationellen Artikel veröffentlicht, in welchem er die Frage „Sollen wir die Sowjets aus Europa ausschließen?" entschieden bejaht. Es bedeute für England den Tod, wenn es den Sowjets gelingen sollte, Europa zu einem ausschließlich von ihnen beherrschten Raum zu machen. Zwischen den Kulturen Europas und dem Bolschewismus klaffe ein Abgrund, der nicht durch militärische Notwendigkeiten überbrückt werden könne.

„Für uns", sagt der Minister, „ist das alles ja nichts Neues, sondern ganz einfach eine Binsenwahrheit. Sensationell daran ist allein, daß es von einem Engländer ausgesprochen wird, und zwar in aller Öffentlichkeit. Denn Voigt ist nicht irgendein Privatmann, der seine eigenen unmaßgeblichen Ansichten zum Besten gibt, sondern er kann als das Sprachrohr einer keineswegs bedeutungslosen Gruppe innerhalb der konservativen Partei Englands angesehen werden, der immerhin so seriöse und einflußreiche Politiker wie Sir Samuel Hoare und Lord Halifax angehören.

Diese Kreise stehen natürlich in scharfem Gegensatz zur Churchillschen Wahnsinnspolitik, und es müßten nicht Politiker sein, wenn sie nicht versuchen würden, ihren Ansichten zum Durchbruch zu verhelfen. Diese Ansichten können nur die Konsequenz haben, den Gang des Krieges auf Gegenkurs zu bringen. Sie müssen sich klar darüber sein, daß die Invasion, so viel Blut

sie England auch kosten mag, letzten Endes doch nur den Sowjets Früchte einträgt.

Ihr Ziel muß es also sein, die Invasion unter allen Umständen zu verhüten. Ich halte es sogar nicht für völlig ausgeschlossen, daß Churchill selbst sich vielleicht bis zu einem gewissen Grade den Ansichten seiner Fraktions-Kollegen angeschlossen hat. Die freundlichen Worte, die er in seiner letzten Rede an das „faschistische" Spanien richtete, und die ihm den wütenden Protest Moskaus und der britischen Linken eintrugen, könnte man z. B. als den Versuch einer Annäherung an Europa selbst unter autoritärem Vorzeichen auffassen. Welche Gründe auch immer dafür maßgebend sein mögen, die Invasion ist überfällig, und niemand kann wissen, ob sie überhaupt noch stattfindet.

Während also im Westen eine startbereite Kampfmaschine nur auf den bewußten Druck auf den Knopf wartet, melden auch von der Ostfront sämtliche Kommandeure, daß die Russen in de letzten vierzehn Tagen ihren Aufmarsch, einen Aufmarsch von bisher nicht dagewesenem Umfang, beendet haben. Auch hier also kann es jeden Tag losgehen. Alles hängt von der Entwicklung der nächsten Tage ab. Sie werden über Sein oder Nichtsein entscheiden."

In diesem von politischer Hochspannung und fiebriger Nervosität geladenen Augenblick hat der Minister den spleenigen Einfall gehabt, sich das Rauchen abgewöhnen zu wollen. Es wird ihm sehr schwer werden, denn er ist ein starker Raucher, der am Tage sicher seine 30 bis 50 Zigaretten konsumiert. Ich zweifle, daß er trotz seiner bekannten Energie das Experiment durchsteht.

Vor zwei Tagen hat er damit angefangen, als er wegen Halsschmerzen mal einen Tag lang nicht rauchte. Das machte ihm so wenig aus, daß er den Entschluß faßte, es sich ganz abzugewöhnen. Klugerweise hat er sich jedoch nicht ganz festgelegt. „Will mal sehen", sagte er, „wie lange ich durchhalte. Ich sehe ein, daß Rauchen schädlich ist und wäre froh, wenn ich nicht mehr davon abhängig wäre."

Ich vermute beinahe, daß bei ihm auch der Gedanke eine gewisse Rolle spielt, dem Führer durch einen solchen Schritt außerordentlich zu imponieren, der ja Rauchen ebenso verabscheut wie Trinken. So wird er mindestens bis Sonnabend durchhalten, wenn wir ins FHQ fahren, um vor den Führer hintreten und sagen zu können: „Mein Führer, ich rauche nicht mehr!"

Wie alle Raucher in ähnlicher Lage gibt er schon heute, anderthalb Tage nach Beginn seines Nikotinfastens, mächtig

an. Rauchen oder Nichtrauchen ist das Gesprächsthema. Dabei erzählt er, daß der stärkste Raucher, den er gekannt habe, der frühere polnische Außenminister Beck gewesen sei, der während einer Unterredung von wenig mehr als einer Stunde 25 Zigaretten verqualmt und es am Tage auf rund 200 Zigaretten gebracht habe. Seine Finger und Lippen seien von Nikotin ganz gelb gewesen. Bei weitem übertroffen habe ihn noch Briand mit einer Leistung von fast 350 Zigaretten täglich, was einem ununterbrochenen Kettenrauchen von morgens bis in die späte Nacht hinein gleichkomme.

„Ich habe mir das Rauchen", fährt der Minister fort, „erst in der Zeit des politischen Kampfes angewöhnt. In meiner Jugend und selbst noch als Student war schon aus finanziellen Gründen gar nicht daran zu denken. Aber als ich mich dann Abend für Abend in verräucherten Kneipen und Versammlungslokalen aufhielt, kam ich notgedrungen dazu. Damals ging es in politischen Kundgebungen ja noch anders zu als heute. Da herrschte Kneipenatmosphäre, in der sich Bier- und Schnapsdunst mit dickem Tabaksqualm mischten.

Der blaue Dunst wurde sogar zum politischen Kampfmittel. Wir schickten manchmal die SA in gegnerische Versammlungen mit dem Auftrag, das Lokal mit dem schärfsten Knaster so einzunebeln, daß der Redner am Sprechen, wenn nicht verhindert, so ihm doch seine Aufgabe möglichst schwer gemacht wurde. Mit der empfindlichen Kehle des Nichtrauchers war man in einer solchen Atmosphäre einfach hilflos. Ich hatte derartige Hustenanfälle, daß ich kaum sprechen konnte. So fing ich wohl oder übel an zu rauchen. Wie froh wäre ich, wenn es mir gelänge, wieder davon loszukommen."

REISE NACH NÜRNBERG

Die Kriegslage — Rede in Nürnberg — Bei Faber-Castell — Gauleiter Holz — Vom Wesen der Propaganda — Ein netter Abend

6. Juni 1944.

Eine schon seit Monaten geplante und immer wieder verschobene Reise wird am Sonnabend abend (3. 6.) gestartet. Es soll nach Nürnberg und anschließend auf den Obersalzberg gehen. Diese Reise scheint unter einem merkwürdigen Unstern zu stehen. Zu dem Termin, zu dem sie zunächst geplant war, kam uns der italienische Verrat dazwischen. Neuer Termin. Ein schwerer Luftangriff verhindert die Abreise. Der nächste Reisetag kann gleichfalls nicht eingehalten werden. Und auch diesesmal wäre beinahe nichts daraus geworden, wenn sich die Ereignisse, die zwei Tage später die Welt oder doch zumindest unseren Kontinent erschüttern, bereits an diesem Wochenende zugetragen hätten.

Jetzt aber sitzen wir im Münchener D-Zug. Der Minister ist gut gelaunt. Er wird in Nürnberg — zum ersten Mal wieder seit geraumer Zeit — eine Massenkundgebung unter freiem Himmel abhalten, anschließend die Gräfin Faber-Castell auf ihrem Landsitz bei Nürnberg besuchen und schließlich den Führer auf dem Obersalzberg sehen. Ein Programm, das seine gute Laune begreiflich macht.

Die augenblickliche Kriegslage berechtigt sonst zu keinerlei Optimismus. Die Invasionsvorbereitungen des Feindes sind abgeschlossen. Unsere Verteidigungsanlagen und Bereitstellungen liegen unter den ständigen Angriffen der feindlichen Luftwaffe, die bis zu 5000 Einsätzen am Tage fliegt. In Italien nimmt die gegnerische Offensive eine bedenkliche Entwicklung. Auf dem Westflügel steht der Feind nur noch 200 Kilometer vor Rom. Alliierte Kriegskorrespondenten berichten, sie könnten von neu gewonnenen Höhen bereits die Türme der Ewigen

Stadt sehen. In Bulgarien bewegen sich die Verhältnisse unter dem Druck der Ereignisse auf dem italienischen und östlichen Kriegsschauplatz dem Chaos entgegen. An der Ostfront herrscht die Stille vor dem Sturm. Auch hier kann es jeden Augenblick losgehen.

„Die augenblickliche Kriegslage", sagt der Minister, „ist einer Schachpartie vergleichbar, die ihrem Ende zugeht. Es sind schon viele Züge gemacht worden. Richtige und falsche. Der eine hat einen Läufer verloren, der andere einen Turm, dieser hat ein paar Bauern geopfert und jenem gegenüber dadurch eine vorteilhaftere Position erreicht. Nun ist das Schachbrett schon ziemlich leer. Das Endspiel beginnt. Beiden Spielern bietet sich — ihrer Meinung nach — die Möglichkeit, den Gegner mit einer großartigen Kombination mattzusetzen. Sorgsam sind die einzelnen Figuren in ihre Positionen gebracht worden. Jedem Plan stehen eine Reihe von Möglichkeiten gegenüber, ihn zum Scheitern zu bringen. Noch ist die Partie völlig offen. Von den nächsten Zügen hängen Gewinn und Verlust ab. Jetzt gilt es, sich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen und ganz kühl zu überlegen. Wer jetzt einen falschen Zug macht, kann mit dem nächsten schon vielleicht matt sein.

Wir sind bei dieser Partie insofern in einer besseren Lage, als der Gegner den nächsten Zug machen muß, und wir genügend Zeit hatten, uns jede nur mögliche Erwiderung auf diesen Zug genauestens zu überlegen. Wir dürfen uns durch nichts aus der Ruhe bringen lassen, weder dadurch, daß der Gegner ein paar Steine mehr auf dem Brett hat, noch durch den Zuruf eines Kiebitz: Mensch, gib doch auf! Jetzt aufzugeben, wäre Wahnsinn. Mehr als verlieren können wir nicht. Und vorläufig haben wir noch alle Chancen zum Sieg. Das von uns praktisch beherrschte Europa ist vorerst nur an einigen Kanten vom Feinde angeknabbert. Sie müssen es uns Stück für Stück entreißen. Und daß sie dabei Federn und Haare lassen, dafür wollen wir schon sorgen."

Bei strahlendem Sonnenschein kommen wir in Nürnberg an. Die ganze Stadt ist auf den Beinen. Fahnen über Fahnen. Die Jugend bildet Spalier, schwenkt Fähnchen, jubelt, wirft uns Blumensträuße in die Wagen. Auf dem Adolf-Hitler-Platz sind 50 000 Menschen versammelt. Brausende Heil-Rufe. Der Minister ist in glänzender Verfassung, zieht alle Register seiner Redekunst. Zur Invasion sagt er, wir seien bereit, der Feind würde eine böse Überraschung erleben. Denn auch unsere Vergeltung sei so weit, daß sie jeden Tag beginnen könne. Der Führer warte nur den günstigsten Augenblick für ihren Einsatz

ab. Der Doktor kann zum Schluß der Kundgebung durch die jubelnde Menge kaum zu seinem Wagen gelangen. Er ist glücklich und zufrieden.

Mittagessen im Deutschen Hof. Gauleiter Holz ist der Gastgeber. Nachmittags besucht der Minister den Frankenführer a. D. Julius Streicher. Abends fahren wir auf den Landsitz der Gräfin Faber-Castell. Drei schwere Wagen, in denen außer dem Minister und seiner Begleitung der Gauleiter und ein oder zwei andere Pg's sitzen, brausen am Parteitaggelände vorbei über die Autobahn durch die wunderschöne, lieblich gewellte, fränkische Landschaft. In einem idyllischen kleinen Dörfchen biegen wir von der Hauptstraße ab und gelangen durch einen dichten Wald auf ein ganz versteckt liegendes Anwesen, einen ehemaligen Bauernhof, den sich die gräfliche Familie zu einem behaglichen und komfortablen Landsitz ausgebaut hat.

Die Familie empfängt uns vor dem Haus. Die beiden Töchterchen der Gräfin in ihren schönsten Kleidern halten Sträußchen in den Händen, die sie mit artigem Knicks dem Minister überreichen. Die Gräfin, die sie rechts und links an der Hand hält, wirkt in dieser Umgebung besonders lieblich.

Ihr Mann sieht ausgesprochen gut aus. Das schmale, rotbraune Gesicht mit dunklen Augen und feiner Adlernase ist von einem schmalen Schnurrbart und vollem, schneeweißem Haar geziert. Er ist 39 Jahre alt, schlank, schmal, elegant in seinen Bewegungen, zurückhaltend, liebenswürdig und aufmerksam. Mit seiner äußeren Erscheinung, die einem Herren-Mode-Journal entstiegen sein könnte, verbindet sich ein sehr klarer Verstand und nüchterne kaufmännische Tüchtigkeit. Er ist der Chef der Weltfirma Faber-Castell, deren Firmenzeichen auf Millionen Schreibtischen von Kapstadt bis Posemuckel zu finden ist. Er produziert außer rund 10 Millionen Faberstiften im Monat noch eine Reihe von Erzeugnissen der Kriegsindustrie.

Das Haus ist mit ebenso viel Geschmack wie Aufwand höchst behaglich eingerichtet. Viele Jagdtrophäen an den Wänden, historische Waffen, heraldische Insignien, alte Stiche. Das Essen ist vorzüglich, die Weine erlesen. Zuvor haben wir in einem sehr gemütlich mit Kamin, Hausbar und niedrigen Sesseln eingerichteten Trinkkeller einen Apperitif zu uns genommen. In diesem Raum soll sich der ans Essen anschließende Teil dieses bemerkenswerten Abends abspielen.

In der eigenartig gemischten, heterogenen Gesellschaft verdienen noch zwei Typen Erwähnung: Prinz Schaumburg, ein früherer Adjutant des Ministers und Verwandter der Ca-

stells, SA-Standartenführer und Träger des goldenen Ehrenzeichens. Er beschäftigt sich zur Zeit damit, mit einem SA-Musikzug durch Deutschland zu reisen und hier und da die Gemüter durch zackige Marschmusik aufzumuntern, eine Aufgabe, die mir eines Prinzen und alten Kämpfers durchaus würdig zu sein scheint.

Der andere ist Nürnbergs Gauleiter Holz. Er ist groß, stämmig, aber nicht fett, mit energischem, vom Alkohol gerötetem Gesicht. Er trägt die beiden EK's, das goldene Verwundetenabzeichen des vorigen und das Panzerkampfabzeichen dieses Krieges.

Das Gespräch bei Tisch ist außerordentlich angeregt. Es wird über Bücher gesprochen. Bindings „Unsterblichkeit" wird lebhaft umstritten. Die Hausfrau gibt ihrer Begeisterung Ausdruck. Der Minister pflichtet ihr bei. Holz aber meint auf bayerisch: „I woaß net, dös gibt's doch garnet, dös is einfach überspannt."

Der Minister unterbricht ihn: „Was heißt denn: sowas gibt es nicht? Natürlich gibt es das nicht, daß eine Frau von einer Welle umarmt wird und sich als Folge davon Mutter werden fühlt. Aber die Frage, ob ein solcher Vorgang physiologisch möglich ist oder nicht, spielt gar keine Rolle. Wichtig ist allein, daß der Dichter mit seiner Darstellung im Leser eine starke seelische Emotion auslöst. Darauf kommt es an. Das ist das Wesen der Dichtkunst.

Wollte die Dichtkunst nichts als Tatsachen wiedergeben, so würde ein Gerichtsberichterstatter die besten Dramen und ein Standesbeamter die besten Romane schreiben. Sie können Tatsachen am wirklichkeitsgetreuesten schildern, sind aber deswegen noch längst keine Dichter. Gewiß, auch der Dichter muß sich ans Leben halten, das der Stoff ist, aus dem er — wie der Bildhauer aus dem Marmor — sein Kunstwerk formt. Aber das Leben hat zur Dichtung keine andere Beziehung als der Marmor oder der Ton zum Werk des Bildhauers. Nicht das Leben, wie es wirklich ist, schildert der Dichter, sondern er gibt es in einer sublimierten Form wieder, die in Einzelheiten auch durchaus mal von den wirklichen Erscheinungsformen des Lebens abweichen kann.

Das gleiche gilt für andere Kunstgattungen wie etwa die Malerei. Nicht das Gemälde ist von höchstem künstlerischem Wert, dessen Darstellung der Wirklichkeit am nächsten kommt (dann könnte man sich mit der Farbenphotographie begnügen), sondern jenes, das durch die Art seiner Darstellung im Betrachter die tiefsten Empfindungen auslöst. Zu diesem Zweck kann

der Künstler unter Umständen auch von seinem Vorbild in der Natur, also der Wirklichkeit, abweichen, etwa um einen bestimmten Teil besonders hervorzuheben, einen anderen wieder zurücktreten oder ganz verschwinden zu lassen.

Sein Bestreben dabei ist, eine Empfindung auszudrücken, die ein nicht mit dem gleichen Genie begabter Betrachter des jeweiligen Objektes nicht haben würde, wenn sie nicht eben durch den Künstler deutlich gemacht würde. Die Wahrheit in der Kunst kann also niemals absolut oder objektiv sein. Kunst ist immer nur subjektiv wahr insofern, als sie am Objekt das vom Standpunkt des Künstlers Wesentliche hervorhebt und verdeutlicht, Unwesentliches verwischt oder fortläßt.

Genau so ist es in der Kunst der Propaganda, denn als solche betrachte ich diese. Die Propaganda hat ebenso wenig wie die Kunst die Aufgabe, objektiv wahr zu sein. Wollte man die Tatsachen allein durch sich wirken lassen, dann wäre jede Art von Propaganda überflüssig. Das feindliche Ausland tut immer so, als hätten wir die Propaganda erfunden oder sie doch wenigstens zu dem Teufelsding gemacht, als das sie heute vielfach angesehen wird.

Propaganda gibt es bei allen Völkern und unter allen Regierungssystemen, solange Tatsachen der Öffentlichkeit in irgendeiner Form bekannt gegeben werden. Auch die demokratischste Zeitung der Welt, die Times, macht Propaganda, indem sie gewisse Tatsachen bevorzugt veröffentlicht, zu bestimmten Tatsachen Leitartikel und Kommentare schreibt und dadurch ihre Wichtigkeit in den Augen der Leser hervorhebt, und andere wieder nur am Rande behandelt oder ganz wegläßt. Also auch die Times bewegt sich auf der Grundlinie jeder Propaganda, indem sie Tatsachen nicht objektiv wahr, sondern durch Auswahl und Art der Darstellung subjektiv gefärbt wiedergibt.

Nun, etwas anderes mache ich auch nicht. Ich versuche, die Blicke des Volkes auf das Wesentliche des jeweils vorliegenden Nachrichtenstoffes hinzulenken. Der Durchschnittsbürger kann sich in dem Wust von täglichen politischen Meldungen einfach nicht zurechtfinden. Er kann nicht falsche von richtigen, wichtige von belanglosen, Zweck- von Tatsachenmeldungen unterscheiden. Wieviel weniger vermag er mit Sicherheit zu erkennen, was für unser Volk wichtig und auch richtig ist. Hier liegt nun die Aufgabe des Propagandisten.

Nehmen Sie als Beispiel die heutige Weltlage. Sie ist so voller Möglichkeiten, Anzeichen kommender Entwicklungen, günstiger und ungünstiger Aussichten, daß es selbst dem gewiegten Politiker schwer fällt, sie richtig zu deuten. Ich glaube

nun aufgrund meiner politischen Einsicht eine bestimmte Situation richtig erkannt zu haben. Diese Erkenntnis will ich beispielsweise in einer Rede der breiten Masse vermitteln. Würde ich jetzt „objektiv wahr" alle mir bekannten Tatsachen aufzählen, so wäre der Hörer am Ende genauso schlau wie zuvor. Vielmehr wäre er nur verwirrt, denn ich habe ja schon Mühe gehabt, die Tatsachen richtig zu erkennen und zu deuten.

Ich muß also die Wirklichkeit vereinfachen, hier etwas weglassen, dort etwas hinzufügen. Es entsteht wie beim Maler ein Bild, das von der objektiven Wahrheit durchaus abweichen kann. Wichtig ist allein, daß, wie beim Künstler die Empfindung, so bei mir die politische Linie echt und wahr, das heißt im Sinne unserer Volksgemeinschaft nützlich ist. Auf das Detail kommt es dabei gar nicht an. Wahr ist also, was meinem Volke nützt. Bitte verstehen Sie mich nicht falsch. Dieser Satz soll kein Freibrief für Tatsachenverdrehung und Wahrheitsverletzung in der Propaganda sein. Er bedeutet vielmehr: Sei so wahrheitsgetreu wie nötig, aber lasse weg und ergänze, was du im Sinne deines Volkes für richtig hältst."

Unter diesen Gesprächen haben wir verschiedene höchst appetitliche Gerichte verzehrt, und nach den Apperitifs vor und den Weinen zum Essen hat sich eine recht aufgeschlossene Stimmung ausgebreitet. Als wir dann wieder im Trinkkeller sitzen, der Kamin flackert, dezente Wandbeleuchtungen ein warmes Halbdunkel verbreiten, der Graf verschiedene Liköre und Schnäpse gastfreundlich kredenzt, wendet sich die Unterhaltung wieder leichteren Dingen zu, wie etwa den Faber-Stiften, in denen — wie der Minister bemerkt — nach Wilhelm Busch der Geist gelegentlich blitzen soll, was man nicht von allen Gegenständen aus — Holz behaupten könne. Der Gauleiter, auf den der letzte Floretthieb gezielt ist, scheint als einziger der Anwesenden den boshaften Scherz nicht verstanden zu haben und stimmt laut in das allgemeine Gelächter ein.

Jetzt tritt die Gräfin hinter die hohe Hausbar, und wenig später erklingen ein paar Akkorde von einem Klavier, das im fast völligen Dunkel hinter der Bar verborgen ist. Sie spielt und singt kleine Chansons, freche und lustige, wehmütige und beinahe volksliedhafte. Sie hat eine dunkle, zarte Altstimme, mit der sie ihre Liedchen ganz reizend vorträgt. Sie komponiert und reimt sie selber mit erstaunlichem Einfallsreichtum, Charm und Witz. Wir sind sofort ganz in ihrem Bann.

Der Minister wechselt schon nach den ersten Tönen aus der Kaminecke, wo er mit dem Gauleiter zusammengesessen hat, zur Bar herüber, hockt sich auf einen der hohen Schemel

und summt die Liedchen mit, applaudiert, äußert Wünsche. Die Gräfin kommt fast den ganzen Abend nicht mehr vom Klavier fort.

Nach ihren eigenen Liedern spielt und singt sie, was ihr zugerufen wird. Der Minister verlangt immer wieder sentimentale, rührselige Stücke, von „Heimat, Deine Sterne" bis „Ein kleines Lied soll uns verbinden". Er hat wie stets vom Alkohol nur genippt, befindet sich aber trotzdem in einer so aufgelockerten und zugleich wehmütigen Stimmung, wie ich sie bei ihm bisher noch nie erlebt habe. Schließlich verschwindet er ebenfalls hinter der Bar, und von nun an erklingt aus dem Dunkel vierhändiges Klavierspiel, und in den zarten Alt der Gräfin mischt sich sein zwar ungeschulter aber wohltönender Baß.

Es wird ein wirklich entzückender Abend. Mitternacht ist längst vorüber. An Aufbruch wird noch lange nicht gedacht. Schinkenbrötchen und Sekt werden gereicht. Holz kommt auf die Idee, den Sekt mit Cognac und Cointreau zu mischen, wobei ein ebenso schmackhaftes wie berauschendes Getränk entsteht, das seiner Wirkung und seines Erfinders wegen den Namen „Holzhammer" erhält.

Den weiteren Abend widmet Gauleiter Holz ausschließlich dieser seiner Erfindung, und nachdem er die Gesellschaft (mit Ausnahme des Ministers) ausgiebig mit seinem Holzhammer bearbeitet hat, nähert sich die Stimmung ihrem Höhepunkt. Als Holz auf meiner Uniform das Panzerkampfabzeichen und in mir also einen Waffengefährten entdeckt, veranlaßt er mich, mit ihm zusammen sämtliche Panzerlieder, die er kennt, weniger wohlklingend als laut herunterzusingen.

Der Graf lehnt bleich und bereits etwas weich in den Knien an der Wand, draußen auf dem Flur tanzt Schwägermann mit einem der Dienstmädchen, der Prinz lallt über Politik, und der Minister spielt mit der Gräfin hinter der Bar vierhändig.

Der Abend neigt sich seinem Ende zu. Der Graf macht leicht schwankend die Abschiedshonneurs, die Gräfin nimmt alkoholfeuchte Handküsse entgegen, und Schwägermann gibt seelig und beschwipst ihr das Trinkgeld und dem Dienstmädchen den Handkuß, was jedoch nicht übel genommen, sondern mit Humor und Takt verziehen wird.

In rasender Fahrt geht es zum Nürnberger Bahnhof, wo wir um 4.35 Uhr gerade noch den D-Zug München—Salzburg erreichen.

FAHRT ZUM OBERSALZBERG

Rom ist gefallen — Die Invasion beginnt — Die neue Lage — Der fröhliche Eindruck bei den Gästen des Führers — Wetterverschlechterung am Kanal — Der Westen hat zugeschlagen, die Politik schweigt im Waffenlärm

7. Juni 1944.

Wir haben Rom verloren. Das ist das erste, was ich morgens, fast noch im Halbschlaf, zwischen den Telegrammen entdeckte, mit denen mich der SS-Mann kurz hinter München weckt. Eine böse Überraschung. Gewiß, Rom war auf die Dauer nicht zu halten. Aber daß es so schnell gehen würde, hatte doch niemand erwartet. Natürlich ist der Verlust Roms eine bittere Pille. Die ewige Stadt, die Geburtsstätte des Faschismus, die erste Achsenhauptstadt in Feindeshand! Wer wollte leugnen, daß sich ihm das Herz bei diesem Gedanken zusammenkrampft! Ich bin erstaunt, wie gleichmütig der Minister die Nachricht aufnimmt.

„Damit mußte seit langem gerechnet werden", sagt er, „Sie dürfen nicht vergessen, daß wir nach dem italienischen Verrat zu Rom gekommen sind wie die Jungfer zum Kind. Wir hatten, wie die Dinge nun einmal lagen, gehofft, vielleicht einen Teil Oberitaliens, günstigstenfalls die Po-Ebene für uns retten zu können. Stattdessen fiel uns nun als unerwartetes Geschenk des Himmels fast ganz Italien zu.

Nach dem Plan Viktor Emanuels sollte Rom den Alliierten als Preis seines Verrates wie eine reife Frucht in den Schoß fallen. Sie fiel vorbei. Der Feind mußte sich verdammt tief bücken, um sie aufzusammeln, und wir haben uns dabei bemüht, ihm kräftig in den Hintern zu treten. Ich denke doch mit einigem Erfolg. Neun Monate brauchten die Alliierten, um sich von der Stiefelspitze Italiens bis nach Rom vorzukämpfen. Und Sie kennen ja das Gejammer, das sie selbst über ihre hohen

blutigen Verluste anstimmten. Nein, ich denke, wir können mit dem bisherigen Verlauf des italienischen Feldzuges ganz zufrieden sein. Und der Verlust Roms?"

Der Minister schnipst mit den Fingern. „Was hat uns Rom denn bedeutet? Zwei Millionen Fresser mehr, die wir nun los sind, und die von jetzt an den Alliierten zur Last fallen. Sie sollen mal sehn, wie unter dem italienischen Pöbel der Kommunismus hochschießt, wenn es nichts mehr zu fressen gibt.

Wie wurden denn die angelsächsischen „Befreier" in Rom begrüßt? Mit einem Meer von roten Fahnen, mit Hammer und Sichel und zum Gruß erhobenen geballten Fäusten. Der Bericht des UP-Korrespondenten über diese Art der Begrüßung klang nicht sehr begeistert. Man ist sich wohl klar darüber, daß Rom die erste europäische Hauptstadt ist, die mit englischem und amerikanischem Blut für den Bolschewismus erobert wurde. Vorwärts, christliche Soldaten, für den Antichrist! Nein, ich muß sagen, daß mir diese Entwicklung gar nicht so unangenehm ist."

Immerhin sei doch der Verlust Roms ein erheblicher Prestigeverlust für uns, bemerke ich. „Was heißt Prestigeverlust!" antwortet der Minister. „In diesem Krieg wird nicht mehr um Prestige gekämpft, sondern ums nackte Leben. Glauben Sie doch bloß nicht, daß sich der gute oder vielmehr böse Wille irgendeines Neutralen uns gegenüber ändert, weil wir nun Rom nicht mehr besitzen. Was wir von Vorteilen noch von Neutralen oder sogenannten Verbündeten haben, verdanken wir keinem Prestige, sondern allein dem Zwang, den wir auf sie auszuüben in der Lage sind. Und der ist nicht vom Prestige, sondern ausschließlich von unserer militärischen Stärke abhängig.

Militärisch aber war Rom für uns eine außerordentliche Belastung. Nicht nur, daß wir die Millionenstadt zu versorgen hatten, sie mußte auch aus dem Operationsgebiet ausgespart werden, was umso schwieriger wurde, je näher die Front rückte. Um feindliche Luftangriffe auf die Ewige Stadt zu vermeiden, mußten wir viele, unsere Operationen sehr erschwerende Konzessionen machen. Unser Nachschub wurde auf Zeit und Kraftstoff kostenden Umwegen um Rom herumgeführt. Unsere Soldaten durften sich nur besuchsweise in Rom aufhalten usw. usw. Die Gefühle der Welt durften ja nicht verletzt werden.

Glauben Sie, daß Stalin ebenso gehandelt hätte? Niemals. Er hätte auf die Sentiments irgendwelcher Spießer in Bern oder Stockholm nicht die mindeste Rücksicht genommen und allein

das getan, was die militärischen Notwendigkeiten erforderten. Selbst englische Zeitungen haben ganz offen erklärt, daß alle Kulturschätze Roms nicht das Leben des Soldaten Smith wert wären.

Zu einer solchen Haltung konnte sich der Führer natürlich nicht entschließen. Er hat ein zu großes Verantwortungsgefühl vor der Geschichte. Ihm sind die Kulturgüter des Abendlandes heilig, auch wenn sie sich außerhalb der deutschen Grenzen befinden. Er ist ja überhaupt auf dem besten Wege, als „Adolf der Sanftmütige" in die Geschichte einzugehen. Wie es die Tragik der deutschen Geschichte ist; daß sie zu viel Herrscher mit dem Beinamen „der Gute", „der Fromme" und keinen einzigen besitzt, den man mit Recht und Stolz „den Grausamen" oder „den Harten" nennen könnte.

Die Amerikaner jedenfalls denken jetzt gar nicht daran, sich Roms wegen dieselben Schwierigkeiten zu bereiten wie wir, sondern führen ihre Truppen rücksichtslos durch die Stadt, richten hier ihre Stäbe und Nachschublager ein und betrachten Rom nicht als Kulturzentrum des Abendlandes, sondern als das, was es zur Zeit für sie ist, als Operationsgebiet. Und sie können sich dabei — ich muß schon sagen leider — auf unsere blöde deutsche Anständigkeit verlassen."

Unser Zug rollt in Salzburg ein. Die Stadt liegt im goldenen Schein der Morgensonne, wie ein Juwel von den schneebedeckten Bergriesen eingefaßt. Unsere Wagen brausen in schneller Fahrt durch das entzückende Berchtesgadener Land. Der Führer hat sich fürwahr zur Residenz das schönste Fleckchen deutscher Erde ausgewählt.

Der Minister fährt allein gleich auf den Berg.

Im „Berchtesgadener Hof" läßt es sich leben. Das Hotel ist prachtvoll eingerichtet und herrlich gelegen. Die Berge sehen zum Fenster herein. Auf den gut gehaltenen saftig grünen Liegewiesen räkeln sich in der Sonne gepflegte, nett anzusehende, braun gebrannte Sekretärinnen in bunten Liegestühlen, durch die Gänge flitzen befrackte Kellner mit voll beladenen Tabletts, vorm Portal knallen die Schläge der Wagen, die die Gäste vom und zum nahen Berghof bringen. Ich treffe unter anderen General Zeitzler, der mir aus seiner Tätigkeit als Chef des Stabes der 1. Panzer-Armee an der Ostfront gut bekannt ist, ein kugelrunder, außerordentlich fähiger Generalstabsoffizier.

Wir sind hier mehr oder weniger uns selbst überlassen, da der Minister wieder in den bekannten höheren Sphären schwebt und mit seinem Alltagsleben auch uns in Berchtesgaden zu-

rückgelassen hat. Ehe er zum Berghof fuhr, habe ich ihn nach besonderen Weisungen gefragt.

„Liegt etwas Besonderes vor?" will er wissen.

Ich antworte, daß die Weltpresse zur Zeit völlig von der Einnahme Roms durch die Alliierten beherrscht sei. Militärisch könne man eine Verstärkung der Angriffe auf den Atlantikwall beobachten. Bis zum 10. Juni halte bekanntlich die einer Invasion günstige Periode an. Er macht eine wegwerfende Handbewegung und sagt ziemlich unwirsch:

„Machen Sie mich nur nicht mit dieser Invasion nervös. Kommt sie, ist es gut. Kommt sie nicht, ist es auch gut. Die Alliierten haben meines Erachtens den Omnibus bereits verpaßt. Im Juni fängt man eine solche Operation nicht mehr an. Und nach dem 10. Juni sind die Chancen einer Invasion in diesem Jahr überhaupt vorbei. Die fünf Tage bis dahin werden auch vorüber gehen. Ich lasse mich nicht ein zweites Mal wie im Mai nervös machen.

Natürlich greift die RAF den Atlantikwall an. Das kann aber auch ein Täuschungsmanöver uns und den Sowjets gegenüber sein. Sie sehen ja, viel wichtiger ist ihnen zur Zeit Italien. Ich glaube nicht, daß Churchill von seinem in Teheran vertretenen Plan abgegangen ist, die Invasion vom Süden aus zu starten. Damit könnte er gleichzeitig die Sowjets und ihre Absichten auf dem Balkan unter Kontrolle behalten. Im Übrigen greift man nicht, wie die Engländer und Amerikaner das zur Zeit tun, Hydrierwerke in Deutschland an, deren Ausfall sich, wenn überhaupt, so erst in Monaten bemerkbar machen kann, wenn man dicht vor dem Beginn einer so gewagten und die Konzentrierung aller Kräfte auf dies Ziel verlangenden Operation wie der Invasion steht."

Ich bin verabschiedet. Ich setze mich in mein Hotelzimmer, lasse mir durch die weit geöffneten Fenster die Sonne auf den Pelz scheinen, schreibe in meinem Tagebuch, hole telefonisch laufend Nachrichten ein und harre im Übrigen der Dinge, die da kommen sollen.

Am frühen Abend erhalte ich eine vertrauliche Information unseres Nachrichtendienstes, daß die Invasion wahrscheinlich noch im Lauf dieser Nacht beginnen werde, sich höchstens noch einmal um 24 Stunden verschieben könne.

Ich versuche, den Minister telefonisch zu erreichen. Er sei bereits beim Führer, wird mir geantwortet, und könne nicht gestört werden. In diesem Falle erübrigt sich die Unterrichtung, da der Führer ohne Zweifel die gleiche Information inzwischen erhalten haben wird. Der Minister hat ihr übrigens, wie er mir

später erzählt, nicht allzu viel Bedeutung beigemessen. Unser Nachrichtendienst hat sich schon oft geirrt.

Er hält also auch jetzt noch, wenige Stunden vor dem tatsächlichen Beginn der Invasion, an seiner Auffassung fest, daß der Zeitpunkt für eine Invasion verpaßt sei. Er hat mir gegenüber nichts davon erwähnt, daß der Führer gegenteiliger Ansicht gewesen sei. So muß ich annehmen, daß beide, die diese Nacht bis in den frühen Morgen hinein gemeinsam verbringen, aufs Höchste überrascht gewesen sind, als kurz nach Mitternacht, in den ersten Morgenstunden des 6. Juni 1944, die Nachrichten, erst einzeln, dann sich überstürzend, einlaufen, daß sich ein ungewöhnlich starker Flottenverband, von Schlachtschiffen und Kreuzern gesichert, der normannischen Küste nähere und unter einem gewaltigen Feuerschirm die Landung versuche.

Gleichzeitig überfliegen im Schutze starker Jägerverbände Transportgeschwader der Royal Air Force den Ärmelkanal und versuchen, große Fallschirmjägerverbände und Luftlandetruppen im Rücken unserer Befestigungen abzusetzen. Im Raum zwischen Le Havre und Cherbourg werden am ersten Invasionstag rund 80 000 alliierte Soldaten, darunter allein vier Luftlandedivisionen, abgesetzt oder gelandet. Die Invasion hat begonnen. Das Gewitter, das seit Monaten drohend in der Luft lag, bricht los. Die Würfel sind gefallen. Schicksal nimm deinen Lauf.

Selbstverständlich kommen wir in dieser Nacht ebenso wenig zum Schlafen wie die auf dem Berg. Die Meldungen jagen einander. Roosevelt hat sich die Erstankündigung des großen Ereignisses vorbehalten, die er in seiner noch während der Nacht gehaltenen Kaminrede vollzieht. Churchill ruft am kommenden Vormittag das Unterhaus zusammen, um ihm die bedeutungsvolle Tatsache mitzuteilen. Der King sagt am Rundfunk ein kurzes Gebet, eine eindringliche und seiner Rednergabe angemessen schlichte Form der Stellungnahme. Überhaupt wird der liebe Gott in dieser Nacht von dem angelsächsischen Teil seiner Kindlein reichlich bemüht. Eine amerikanische Zeitung veröffentlicht auf der ersten Seite, auf der man sonst die neuesten Verbrechen eines Gangsters oder die genaue Schilderung eines Sexualmordes zu finden pflegt, statt des Leitartikels unter der Schlagzeile „Invasionsbeginn" ganz einfach — den Text des Vaterunsers.

Kurz nach 5 Uhr morgens ruft mich der Minister vom Berghof aus an. Er ist eben vom Führer gekommen. Ich sehe ihn am anderen Ende der Leitung förmlich vor mir, wie er nun mit gerötetem Gesicht und von Aktivität sprühenden Augen seine (das heißt auch des Führers) Ansicht zur Lage wiedergibt:

„Wir haben mit der Invasion seit geraumer Zeit gerechnet und alle Vorbereitungen zu ihrer Abwehr, die in unseren Kräften standen, getroffen. Wir können der Entwicklung zwar mit Ernst, aber mit ruhiger Gewißheit entgegensehen. Der Führer beurteilt die Lage außerordentlich zuversichtlich.

Es kommt jetzt für das englische Volk zu dem furchtbaren Blutvergießen, das der Führer durch seine immer erneuerten Friedens- und Verständigungsangebote vermeiden wollte. Die Verluste der Angreifer müssen nach den ersten vorliegenden Meldungen horrend sein. Sie werden sich vermutlich noch steigern, wenn unsere Gegenmaßnahmen zu voller Auswirkung gelangen.

Daß der Feind an verschiedenen Stellen der Küste Fuß fassen konnte, erhöht nur die Möglichkeit, ihn eben hier beständig zur Ader zu lassen. In unseren Nachrichtenmitteln wollen wir auf militärische Einzelheiten zunächst überhaupt nicht eingehen. Wir müssen uns größter Zurückhaltung befleißigen. Alle Vorschußlorbeeren und Großsprechereien sind fehl am Platze. Der Ton soll ernst und würdig sein. Das deutsche Volk muß sich der ganzen Schwere der jetzt begonnenen Entscheidungsschlacht, in der es um Sein oder Nichtsein geht, bewußt werden. Die größte Kraftanstrengung der gesamten Nation ist notwendig, um sie siegreich zu bestehen.

Denn dieser Krieg läßt sich nicht in 5 oder 10 Jahren wiederholen. Die Machtverhältnisse des ganzen Erdballes werden neu verteilt. Wer sich dabei nicht ranhält, kommt ein für allemal zu kurz. In diesem Krieg besteht nicht die Hoffnung, daß sich die besiegten Völker wie Frankreich nach 1871 oder Deutschland nach 1918 in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder erholen. Wer diesesmal verliert, wird vernichtet und aus der Geschichte ausgelöscht.

Dem Ausland gegenüber wollen wir in unserer Propaganda, ohne jeden allzuforschen Ton, aber selbstbewußt und zuversichtlich unsere Stärke und militärische Defensivkraft betonen. Jeder Abwehrerfolg, jeder feindliche Verlust muß stark herausgestellt werden.

Denn die letzte Entscheidung dieses Krieges, darüber müssen wir uns klar sein, fällt nicht an der Invasionsfront, sondern im Osten. Und der Gegner steht zwar bereit, ist aber noch nicht zu dem angeblich gemeinsamen Generalansturm angetreten. Im Gegenteil sieht Stalin vorläufig noch als unbeteiligter Zuschauer dem Ringen im Westen zu und registriert die angelsächsischen Blutopfer mit stiller Zufriedenheit. Je schwerer diese sind, und je länger sie anhalten, umso weniger Neigung

wird er zeigen, diesen Aderlaß der kapitalistischen Welt dadurch abzustoppen, daß er unsere Kräfte durch eine gleichzeitige Offensive im Osten schwächt.

Wir brauchen daher mit einer Belebung der Ostfront solange nicht zu rechnen, als wir an der Invasionsfront standhalten. Erst wenn die Gefahr bestände, daß wir hier zusammenbrechen, würde Stalin seine Panzer wieder rollen lassen, um bei der dann unvermeidlichen Teilung des deutschen Kuchens ein möglichst großes Stück abzubekommen. Sie sehen also, wie wichtig für uns das augenblickliche Geschehen in der Normandie ist. Diese Tage werden über die nächsten 1000 Jahre unserer Geschichte entscheiden. Was wir in der Propaganda tun können, damit sich die Waagschale des Schicksals auf unsere Seite neigt, muß geschehen."

Am Nachmittag ist der Minister auf Kleßheim, jenem reizenden Schlößchen in der Nähe Salzburgs, das von der Reichsregierung zu Staatsempfängen benutzt wird. Heute soll hier der neue ungarische Ministerpräsident von Stzojay vom Führer empfangen werden. Ein großer Teil unserer Führerschaft ist anwesend, u. a. Göring, Himmler und Ribbentrop.

Sie alle machen einen außerordentlich zuversichtlichen, ja fröhlichen Eindruck, der kaum allein zwecks Beeindruckung der fremden Gäste gemimt sein dürfte. Göring geht, die Hände in den Hosentaschen, laut lachend und Späße machend auf dem Hof auf und ab.

Die Invasion und die blutige Abfuhr, die man dem Feind erteilen will, beherrscht natürlich alle Gespräche. War morgens noch strahlender Sonnenschein an der Atlantik-Küste, so kommen jetzt Meldungen, daß sich der Himmel bewölkt habe und ein Sturm aufgekommen sei, der bereits Windstärke 7 erreicht habe. Der Kanal setzt weiße Schaumkronen auf. Die Wolkendecke schließt sich. Die Maschinen, die laufend versuchen, Verstärkungen abzusetzen, können nur wenige hundert Meter noch fliegen. Sie werden, wie Göring triumphierend berichtet, „wie die Tontauben" von seiner Flak abgeschossen. Jeder berichtet jedem die neuesten Abwehrerfolge. Die Wetterverschlechterung ruft tiefe Befriedigung hervor. Alles ist zuversichtlich und guter Dinge.

Wir fahren am frühen Abend von Salzburg ab. Der Minister ist nachdenklich. Ganz im Gegensatz zu seiner Gewohnheit nach früheren Führer-Besuchen spricht er wenig. Von dem übersprudelnden Optimismus des Morgens, als er mit mir telefonierte, ist nicht mehr viel vorhanden. Er scheint sich seine

eigenen Gedanken zu machen. Und die sind bestimmt nicht so fröhlich wie die Späße des Reichsmarschalls.

Ungewöhnlich früh — es ist noch nicht elf Uhr — verabschiedet sich der Minister. Ich sehe ihm nach, wie er mit gesenktem Kopf den Gang des Salonwagens entlang humpelt und in seinem Schlafraum verschwindet.

Wieviel Hoffnungen, die er sich bis gestern gemacht hatte, sind zerschlagen! Wieviel Möglichkeiten politischer Art sind nun unwiederbringlich verloren! Die einzige Hoffnung, die jetzt noch bleibt, ruht auf den Schultern unserer Soldaten am Atlantik, die zur Zeit einen verzweifelten Kampf ausfechten.

Ende des
ersten Bandes.

INHALTSVERZEICHNIS:

Von der Front nach Berlin 9
Am Kaukasus — Nach Berlin befohlen — Die Etappe

Die neue Umgebung 14
Berlin im Kriege — Vorstellung bei Dr. Goebbels — Die Pressekonferenz — Die Mitarbeiter des Ministers — Frau Magda Goebbels — Hadamowsky vertritt den Minister — So wohnt Dr. Goebbels

Das Rückgrat der Heimatfront 29
Der Bombenterror beginnt — Dr. Goebbels greift ein — Rede in Dortmund — Vor Generalstabsoffizieren

Der Gauleiter von Groß-Berlin 34
In Schwanenwerder — Gauleiter von Berlin — Erinnerungen aus der Kampfzeit — Die Jugenderziehung im Kriege

Ein Arbeitstag im Ministerium 43
Meine Aufgaben — Das Tagebuch — Die Artikel im „Reich" — Essen und Lebensmittelkarten — Die deutschen Filmschaffenden beim Minister — Der Reichserziehungsminister Dr. Rust — „Künstler" und Künstler

Eine Reise nach Dresden 64
Der Sonderwagen des Ministers — Der erste große Luftangriff — Mussolini tritt zurück — Der Minister wird zum Führer befohlen

Die Ereignisse in Italien 71
Dr. Goebbels kommt vom Führer zurück — Neue Richtlinien gegenüber Italien — Der zweite schwere Angriff auf Hamburg — Die Lehren aus den Vorgängen in Italien — Das Führungskorps des Dritten Reiches — Mussolini demissioniert

Hamburg 81
Der Minister fliegt ins Luftkampfgebiet — Gauleiter Kaufmann — Die Schadensbekämpfung — Die Schlachten der Heimatfront — Der Minister vergleicht die Partei mit den Generalen — Berlin wird verteidigt — Die „Künstler" möchten die Hauptstadt räumen

„Wenn ich der Führer wäre ..." 91
Die Offensive von Kursk — Drohbriefe an den Minister — Kritik an der Führung — Goebbels fordert aktive Außenpolitik und Entscheidung zwischen Ost und West — Italien kapituliert — Der Minister fährt zum Führer

Im Führerhauptquartier 106
Die Vorgänge in Italien — Sperrkreise und Minen im FHQ — Das Teehaus — Die Arbeitseinteilung des Führers — Ordonnanzenleben — „Ruhige Zuversicht"

Unsere Politik im Osten und in Italien 114
Attentat auf Kube — Rosenberg — Kritik an Ribbentrop und Ley — Terror und Gegenterror — Die Redaktion des VB — Der Duce wird befreit — Goebbels bereitet eine Rede vor — Regierungsrat Otte — Erntedanktag — Göring erregt Anstoß

Der Doktor hat Geburtstag 136
Die Feier mit der alten Garde — Intelligenzlertum oder Charakterfestigkeit? — Hans Fritzsche und Gauamtsleiter Schach — Wochenende in Lanke — Oberstleutnant v. Bibra — Kritik an der Generalität

Bomben auf Hannover und Kassel 149
Gauleiter Weinrich — 5000 Tote in Kassel — Lauterbacher rettet 4000 Menschen

Zwischen West und Ost 155
Kann sich Deutschland wieder einschalten? — Außenministertagung in Moskau — Stalins Salutschüsse — Die Gefahr des dritten Weltkrieges — Hitler und Stalin

Politischer Herbst 162
Erinnerungen — Das Fest auf der Pfaueninsel — Die Aufgaben des Luftschädenausschusses — Fliegeralarm — Dr. Goebbels im Befehlsbunker — Die Vergeltung soll kommen

Deutschland ist noch im Spiel 174
Ciano wird erschossen — Nochmals im Führerhauptquartier — Der Reichsmarschall baut einen neuen Bunker — Die Landung bei Nettuno — Eine Zeitungsente der Prawda — Wie denkt die englische Führung? — Lord Rothermere und Lord Vansittard — Lord Ridsdale und seine Töchter — Sir John Simon

Führer hüben und drüben 191
Speer zu Gast — Funk bei uns — Schwerer Luftangriff auf Berlin — Kampf mit Göring — Seyß-Inquardt — Der Minister hat Grippe — Die Flak schießt — Erneute Angriffe auf England — Churchills Haß — Churchill und Roosevelt

Überläufer und Verräter 205
Seydlitz — Vermehren — Ein Vorschlag Ribbentrops — King Hall — Die „Neutralen" — Himmler ist für die Westlösung — Schmundt — Herr v. Falkenhausen — Amerikanischer Tagesangriff

Besuch auf dem Obersalzberg 216
Der Optimismus des Führers — Es fehlt ein „Kanzler" — Martin Bormann intrigiert — Deutschland und England — Erschütternde Vorgänge an der Ostfront — General Schörner

Nervenkrieg 229
Das neue Pausenzeichen — Furtwängler — Goebbels zahlt Kirchensteuern — Ostern in Lanke — Die Invasion läßt auf sich warten — Führergeburtstag — Ende des Luftterrors?

Die Familie des Ministers 240

Familienbesuch — Goebbels' Eltern — Jugenderinnerungen — Klarheit und Einfachheit als Grundlagen der Propaganda — Lothar Goebbels — Das Leben auf Latifundien

Mit den Aufgaben wachsen 254

Dr. Naumann wird Staatssekretär — Tarnopol-Kämpfer — Nachkriegspläne — Fleckfieber? — Ringen um die Neutralen — Tagesangriffe auf Berlin — Offensive in Italien — Wer ist populär? — Englands Blindheit — Die Anfrage der polnischen Exilregierung

Siegeszuversicht vermitteln 270

Offiziere erhalten eine moralische Zementspritze — Die angelsächsische Offensive in Italien — Schwere Tagesangriffe auf Berlin — Sonthofen — Sepp Dietrich in Lanke — Erinnerungen an Hindenburg

Reise nach Nürnberg 281

Die Kriegslage — Rede in Nürnberg — Bei Faber-Castell — Gauleiter Holz — Vom Wesen der Propaganda — Ein netter Abend

Fahrt zum Obersalzberg 288

Rom ist gefallen — Die Invasion beginnt — Die neue Lage — Der fröhliche Eindruck bei den Gästen des Führers — Wetterverschlechterung am Kanal — Der Westen hat zugeschlagen, die Politik schweigt im Waffenlärm

INHALT DES ZWEITEN BUCHES:

Die Invasion

Der Invasionsbeginn — Stalin, der lachende Dritte — Der Minister rast — Die Luftwaffe ist an allem schuld — „Propagandistische Geleitzüge" — Briefwechsel mit v. Ribbentrop — Die Vergeltung — „I c h habe sie dem deutschen Volk versprochen" — Reichspressechef Dietrich — VI und V2 — Invasion: Kein Grund zur Beunruhigung.

Führen wir einen totalen Krieg?

Neue sowjetische Großoffensive — Es geht um unser Leben — London wird ausgelöscht — Die prachtvollen jungen Fliegeroffiziere — In Breslau — Ueber entartete Kunst.

„Ich möchte Reichspolitruk werden"

In Ostpreußen wird geschanzt — Speers V2-Film — Diese Waffe wird England in die Knie zwingen — Panik in Ostpreußen — Goebbels' Pendeltheorie.

Der 20. Juli 1944

Telefonanruf von der Wolfschanze — Hitler wartet auf die Rundfunkmeldung — Die Lage im Führerhauptquartier — Oberst i. G. Graf Stauffenberg — Das Attentat — Die Opfer — „Mein Führer, Sie leben!" — Was geschah in der Bendlerstraße? — Die Gestapo arbeitet — Stichwort „Walküre".

Goebbels greift ein

In der Hermann-Göring-Straße Nr. 20 — „Hier ist der Führer!" „Ich nehme Sie fest, Graf Stauffenberg" — Major Rehmer vom Wachbataillon — Generaloberst Fromm — „Mein Name ist Haase" — Der Putsch ist beendet.

Der Reichsbeauftragte für den totalen Kriegseinsatz

Vorschläge für den totalen Krieg — Der Doktor hat seinen größten Sieg errungen — Der erste Mann nach Hitler — „Wir müssen improvisieren" — Düstere militärische Lage — Episode Helldorf — Die Männer des 20. Juli — Der Prozeß — Die Hinrichtungen — Die Massenfemen des Reichsbevollmächtigten — Kontroverse mit Rüstungsminister Speer.

Keine Besserung

Ueberstürzt ins Führerhauptquartier — Waffen o d e r Soldaten — Führerentscheid: Waffen u n d Soldaten — Finnland abgesprungen — Der Balkan geht verloren — Künstliche Massenarbeitslosigkeit — Churchill und Roosevelt in Quebec — Das Volk trifft keine Schuld.

„Wenn ich Außenminister wäre..."

50 Seiten Denkschrift — Ribbentrops Versagen — „Ich würde es besser machen" — Einigung mit Rußland möglich — Churchill, der blinde Hasser — Besuch in Westdeutschland — Die militärische Lage wird immer ernster — Das leidige Thema Luftwaffe — Zu spät, zu spät! — Bormann ist der Stärkere.

Zu spät.

Erinnerungen an die Kampfzeit — Leys Zeitungsartikel — Roosevelt wiedergewählt — Hitlers Gesundheit — Volkssturm — In Norddeutschland — Der Führer in Berlin — Ueberprüfung der Wehrmacht — Die Ardennenoffensive — Die alliierte Kriegsführung — Fünf Minuten nach zwölf.

Stalin ante portas

Westoffensive gescheitert — Die Russen an der Oder — Alles zwei Jahre früher — Stalins Sondermeldungen — Die Rote Armee vor Berlin — Die bolschewistische Gefahr für Europa — „Wir sind am Ende" — Friedrich der Große — Düstere Zukunftsprognosen.

„Ich müßte der Führer sein ..."

Die Moral wird schlechter — Der Führer außerordentlich zuversichtlich — Leys „deutsches Wunder" — Luftangriff Dresden — An der Oderfront — Gauleiter Mutschmann — Gäste aus der Reichskanzlei — Was denkt Himmler? — General Wlassow — Die militärische Lage ist katastrophal — Schicksal Königsberg — Rheinübergang der Amerikaner.

Die letzten Wochen

Der 13. März 1935 — Die unerfreuliche Umgebung Hitlers — Was das Volk denkt — Goebbels' Abschußliste — Ribbentrop's Friedensfühler — Demokratie und Fremdherrschaft — Die Wehrwölfe — Himmler wachsen die KZ's über den Kopf — Die Russen in Wien — Gauleiter Koch — Hitlers psychische Wandlung — Der ungünstige Stern — „Hätte mich der Führer zum Vizekanzler gemacht" — „Ich habe ein reines Gewissen" — Mit Himmler ohne Hitler? — „Ich werde auf den Trümmern Berlins sterben."

Das Ende

Der Russensturm auf Berlin hat begonnen — Letzter Führergeburtstag — Regierungsviertel unter Artilleriebeschuß — Die „Ernstfallrede" — Frau Goebbels und ihre Kinder — Wir fahren in die Reichskanzlei — „Wir müssen uns alle vergiften" — Das ist das Ende.

Dürer-Verlag, Buenos Aires

WILFRED VON OVEN

MIT GOEBBELS BIS ZUM ENDE

I.

Politische Leidenschaften und verfrühte Urteile haben die Bilder vieler politisch führenden Persönlichkeiten der letzten Jahre völlig verzerrt. Dem Reichsminister Dr. Goebbels ist es so ergangen. Von vielen gehaßt, von vielen verehrt, blieb die Frage: „Wie war er wirklich?" bisher unbeantwortet. Dieses Buch erhebt sich zum ersten Male zur Höhe getreuer Darstellung.

Der Verfasser wurde 1943 von der Schwarzmeer-Front plötzlich als persönlicher Pressereferent des Ministers nach Berlin beordert und besaß, als sein ständiger Begleiter, eine Vertrauensstellung wie nur wenige. Er hatte Einblick in die geheimsten Vorgänge um den Minister, er sah diesen impulsiven Menschen natürlich und unmaskiert. Er erlebte seine unmittelbaren Reaktionen auf innere und äußere Nachrichten und Ereignisse, auf die Vernichtung deutscher Städte und Industriezentren durch feindliche Bombenangriffe, auf Auswüchse in der Parteiführerschaft, auf das Attentat vom 20. Juli und auf die tausend Dinge, die jene schicksalsschwere Zeit erfüllten. Die Persönlichkeit des Doktors erhebt sich in klaren Umrissen vor dem dramatischen Hintergrunde bedeutungsvollster Begebenheiten, und die Spannung, die sich von diesem Manne auf seine Mitarbeiter übertrug, schlägt auch den Leser in Bann und steigert sich mit dem Heranrollen der roten Walze, den Vorbereitungen zum Kampf um Berlin, den verbissenen Kämpfen in der Reichshauptstadt, bis zur letzten Entscheidung des Ministers, mit seiner Frau und seinen Kindern im Führerbunker zu sterben.

Sachlicher Ernst und Verantwortungsbewußtsein sind die Grundlagen dieser Darstellung eines der umstrittensten Persönlichkeitsbilder.

DÜRER-VERLAG - BUENOS AIRES

Im

DÜRER VERLAG

BUENOS AIRES

sind weiterhin erschienen:

WERNER BAUMBACH

ZU SPÄT?

Ein Buch vom Kampfe der deutschen Luftwaffe, ihrer Strategie, ihren technischen Leistungen und einem unerbittlichen Schicksal.

◇

SVEN HEDIN

OHNE AUFTRAG IN BERLIN

ist zweifellos eines der bedeutungsvollsten Bücher zur Geschichte des zweiten Weltkrieges. — Der große Autor zeichnet hierin Persönlichkeiten, Verhältnisse und Stimmungen so, wie er sie damals erlebte.

◇

HANS-ULRICH RUDEL

TROTZDEM

Der Träger der höchsten Kriegsauszeichnungen des zweiten Weltkrieges erzählt von Kämpfen und Siegen seines Stukageschwaders.

◇

WERNER BEUMELBURG

BISMARCK

Der Kanzler der Deutschen, ein erhabenes Vorbild als politischer Führer und Mensch.

◇

E. K. LUNDT

MÄNNER IN STURM UND TOD

Hier wird der Krieg in all seinen leidenschaftlichen aber auch heldischen Aspekten zum Wirklichkeitserlebnis.